

BERICHT

über die erste Förderperiode der Kolleg-Forschergruppe
»Religiöse Individualisierung in historischer Perspektive«
(2008–2012)

herausgegeben von Hans Joas und Jörg Rüpke

Inhalt

1	Kolleg-Forschergruppen – Orte der Forschung	4
1.1	Interdisziplinäre Zusammenarbeit und Fellowprogramm	6
1.2	Nachwuchsförderung und Gleichstellungsarbeit	8
1.3	Strukturbildende Effekte und internationale Ausstrahlung	10
2	Religiöse Individualisierung in historischer Perspektive – erste Ergebnisse	11
2.1	Zusammenfassung	11
2.2	Fragestellung	12
2.3	Teilberichte	16
2.3.1	Die Achsenzeit – Beginn der Individualisierung?	16
2.3.2	Religiöse Individualisierung in der mediterranen Antike bis in die Frühe Kaiserzeit	20
2.3.3	Religiöse Individuen und Gruppen im römischen Reich und in der Spätantike	42
2.3.4	Religiöse Bewegungen, Emanzipation und Innerlichkeit im europäischen Mittelalter	58
2.3.5	Kontrolle und Autonomie – konfessionelle Institutionen in der Frühen Neuzeit	71
2.3.6	Religiöse Metamorphosen der Aufklärung	84
2.3.7	Pragmatismus, Individualisierung und Religion	91
2.3.8	Religiosität im Kontext der Kultur- und Sozialgeschichte des 19./20. Jahrhunderts – Historismus, Sprach- und Religionsphilosophie in Europa	95
2.3.9	Religiöse Individualisierung als Herausforderung für die theologische Dogmatik im 19./20. Jahrhundert	101
2.3.10	Religiöse Individualisierung und Modernisierung in Europa und Indien – Rekonzeptualisierungen und Perspektivierungen	107
2.3.11	Religiöse Individualisierung und Interkulturalität in der »Moderne« – Religiöse Spannungen und Fusionen – Beispiel »Mission«	120
2.4	Liste der zwanzig wichtigsten Publikationen der Kolleg-Forschergruppe	132
3	Fazit/ Ausblick	133
3.1	Begriffe	134
3.2	Diskurse über religiöse Erfahrungen	135
3.3	Handlungsdimensionen	136
3.4	Prozesse religiöser Individualisierung	138

4	Anhang	144
4.1	Publikationen	44
4.2	Fellows	144
4.3	Tagungen	144
4.4	Nachwuchsförderung	144
4.5	Eingeworbene weitere Drittmittel	144

Einführung

Anfang Juli 2008 bewilligte die Deutsche Forschungsgemeinschaft den gemeinsamen Antrag von Hans Joas und Jörg Rüpke zur Einrichtung einer Kolleg-Forschergruppe zum Thema »Religiöse Individualisierung in historischer Perspektive«. Mit dem Aufbau dieser Gruppe wurde im Herbst 2008 begonnen; im Sommersemester 2009 konnte die thematische Arbeit mit einer ersten Gruppe von Fellows aufgenommen werden. Der hier vorgelegte Bericht beschreibt die seitdem – bis zum Stichtag 30. Juni 2012 – geleistete Arbeit. Im Vordergrund stehen die vielfältigen Ergebnisse, die in dem breit angelegten, durch die Fragestellung der religiösen Individualisierung bestimmten Forschungsfeld erzielt wurden. Der Bericht ist aber auch Gelegenheit, die Arbeitsformen und Strukturen der Gruppe zu reflektieren. Er ist zugleich Danksagung an all jene, die bisher mitgearbeitet haben, wie auch Einladung, unsere Ergebnisse und Fragestellung aufzugreifen und weiterzuführen.

1 Kolleg-Forschergruppen – Orte der Forschung

Die Kolleg-Forschergruppe »Religiöse Individualisierung in historischer Perspektive« wurde bewusst in das Max-Weber-Kolleg für kultur- und sozialwissenschaftliche Studien integriert, da dieses die ideale Rahmenstruktur für die Kolleg-Forschergruppe bietet und darüber hinaus auch inhaltliche Ergänzungen durch Fellows und Kollegiaten anderer Disziplinen eröffnet. Das Max-Weber-Kolleg für kultur- und sozialwissenschaftliche Studien verbindet seit seiner Gründung im Jahr 1998 ein Institute for Advanced Study mit einem auf Dauer gestellten Graduiertenkolleg. Es ist Teil der Universität Erfurt, aber keiner von deren Fakultäten untergeordnet, sondern ihnen gleichgestellt. International anerkannte Wissenschaftler/innen aus verschiedenen Disziplinen werden auf Zeit zu wissenschaftlichen Mitgliedern (Fellows) bestellt. Sie beteiligen sich mit ihren Arbeiten am *Weberschen Forschungsprogramm* des Kollegs, das sich auf folgende Problemfelder richtet:

- Religion, Wissenschaft und Recht als Deutungs- und Steuerungsmächte;
- Wechselwirkungen zwischen Kulturen, gesellschaftlichen Ordnungen und Mentalitäten bei radikalem Wandel;
- handlungstheoretische Grundlagen der Kultur- und Sozialwissenschaften und ihre Beziehung zu normativen, insbesondere ethischen Fragen.

Diese Problemfelder werden gegenwärtig durch folgende Forschungsschwerpunkte konkretisiert:

- Religion;
- Gewalt und Menschenwürde;

- Theorien des sozialen Wandels;
- Kommunikation über Werte;
- Pragmatismus/Historismus/Soziologie.

Diese Forschungsschwerpunkte können sich mittelfristig verändern und zu anderen Schwerpunktsetzungen im Rahmen des Weberschen Forschungsprogramms führen.

Die Forschungsvorhaben der Fellows werden durch Projekte der am Max-Weber-Kolleg betreuten (Post-)Doktorand/inn/en (Kollegiaten) ergänzt. Die Forschung am Max-Weber-Kolleg ist historisch und vergleichend, mit einem Interesse an normativen Fragen. Der Schwerpunkt liegt auf der inter- und transdisziplinären Verknüpfung der am Kolleg vertretenen Fachgebiete (Geschichte, Philosophie, Rechtswissenschaft, Religionswissenschaft, Soziologie, Wirtschaftswissenschaft und Theologie). Durch die bereits vorhandene Strahlkraft des Max-Weber-Kollegs war es leichter möglich, international anerkannte Wissenschaftler/innen für die Mitarbeit in der Kolleg-Forschergruppe zu gewinnen. Außerdem verfügt das Kolleg bereits über Erfahrungen und Routinen in administrativen Belangen (Verträge mit ausländischen Universitäten, Wohnungssuche etc.), die speziell in der Zusammenarbeit mit Fellows von Bedeutung sind und den Start der Kolleg-Forschergruppe erleichtert haben.

Die Kolleg-Forschergruppe »Religiöse Individualisierung in historischer Perspektive« versteht sich als eine kontinuierlich arbeitende Gruppe, die einen Forschungskontext für Fellows ermöglicht (1.1) und auch Nachwuchswissenschaftler/innen einbezieht (1.2). Darüber hinaus konnten durch das Max-Weber-Kolleg auch Doktorand/inn/en für Arbeitsvorhaben im Kontext der Kolleg-Forschergruppe gewonnen werden, die die Arbeitsgruppe der Fellows mit innovativen Projekten bereicherten. Dabei konnten die bewährten Arbeitsweisen und das organisatorische Wissen des Max-Weber-Kollegs optimal für die Arbeit der Kolleg-Forschergruppe genutzt werden, was auch strukturbildende Effekte hatte (1.3).

1.1 Interdisziplinäre Zusammenarbeit und Fellowprogramm

Die Zusammenarbeit der Beteiligten hat die gegenseitige Befruchtung typischerweise getrennter Arbeitsfelder ermöglicht: Das gilt ebenso für die Epochen und Räume, von der zirkummediterranen Antike bis zur Gegenwart in Europa, Amerika und Asien, wie für die unterschiedlichen disziplinären Zugriffe: die antike Religionsgeschichte, die sich in der Regel als Spezialgebiet altertumswissenschaftlicher Disziplinen darstellt, obwohl aus ihr wichtige Impulse für die Religionswissenschaft allgemein hervorgegangen sind; die Untersuchung der mittelalterlichen und neuzeitlichen Religionsgeschichte durch spezialisierte Historiker/innen; eine die Religion intensiv kontextualisierende Soziologie; schließlich die Religionsphilosophie und die Theologie.

Eine solche Befruchtung der jeweiligen Forschungsschwerpunkte betrifft ebenso den methodischen Zugriff auf die Quellen und den Begriffsapparat in der Beschreibung der Befunde wie die Bildung von Hypothesen unterschiedlicher Reichweite. Ermöglicht wurde das auch durch die Breite einschlägig arbeitender und das Umfeld der Kolleg-Forschergruppe bildender Wissenschaftler/innen der Universität Erfurt zunächst im Bereich der antiken Religionsgeschichte (Alte Geschichte – Veit Rosenberger; Religionsgeschichte der Antike – Richard Gordon; Allgemeine Religionswissenschaft – Katharina Waldner) und im Max-Weber-Kolleg (Fellows Hermann Deuser, Matthias Jung, Hans Kippenberg, Wolfgang Reinhard, Thomas Schmidt, Johannes Weiß), die durch weitere Wissenschaftler/innen des Schwerpunkts Religion, den die Universität Erfurt 2009 definiert hat, bereichert werden. Das auf die Frühe Neuzeit ausgerichtete Forschungszentrum Gotha (Direktor Martin Mulsow) mit seinem religionshistorisch bedeutsamen Forschungsprogramm bot dabei einen idealen Kooperationspartner. Die Zusammenarbeit mit Martin Mulsow wurde durch seine Assoziierung in die Kolleg-Forschergruppe so sehr intensiviert, dass er nunmehr – nach dem Wechsel von Hans Joas an das FRIAS (Freiburg, April 2011) – als zweiter Antragsteller für den Fortsetzungsantrag fungieren kann.

Charakteristisch für die Kolleg-Forschergruppe ist das Fellowprogramm (1.1), das intensive Zusammenarbeit mit und unter externen Wissenschaftler/innen internationalen Ranges ermöglicht. Durch diese über die Laufzeit hinweg auch immer wieder neu zu gewinnenden Fellows, die ausgewiesene Spezialisten im thematischen Kern der Gruppe sind, wurde eine große Methodenvielfalt sichergestellt und eine intensive Bearbeitung umfangreicher und repräsentativer Befunde und Epochen ermöglicht.

Institutionell wie räumlich sind durch die Ansiedlung am Max-Weber-Kolleg die Voraussetzungen gegeben, insbesondere ausländischen Fellows einen attraktiven Rahmen für einen längerfristigen Aufenthalt und auch die Möglichkeit zur Durchführung eigener oder gemeinsamer Forschungsprojekte zu geben. Neben langjährigen Fellows und Professoren, die speziell für die Kolleg-Forschergruppe gewonnen wurden, waren auch Fellows für sechs bis zwölf 12 Monate am Kolleg sowie Gastwissenschaftler/innen, die einige Wochen oder Monate hier geforscht haben.

Insgesamt waren neben der Kerngruppe der Kolleg-Forschergruppe, die sich aus den beiden Leitern (Hans Joas und Jörg Rüpke), den Forschergruppenprofessuren (Martin Fuchs und Wolfgang Spickermann), den Long-term-Fellows (Hermann Deuser und Dietmar Mieth) sowie den wissenschaftlichen Mitarbeiter/innen (Asaph Ben-Tov, Annette Hupfloher, Katharina Mersch, Dorit Messlin, Sabine Sander und Magnus Schlette) zusammensetzte, noch 16 Fellows (mit Aufenthalten von mindestens einem Semester) und 10 Fellows (mit Aufenthalten von einigen Wochen) sowie 5 Internal Fellows der Universität Erfurt auf dem Wege der Assoziierung in der Kolleg-Forschergruppe tätig.

Zentral für die Arbeitsweise des Kollegs ist der regelmäßige wissenschaftliche Austausch – insbesondere in den Kolloquien und Werkstattberichten – durch die gemeinsa-

me Diskussion von Forschungspapieren. Neben den Werkstattberichten und Kolloquien waren auch öffentliche Vorträge, Guest Lectures, Seminare, Lektürekreise sowie Workshops und Tagungen Teil des Fellowprogramms. Gerade die gemeinsame Begriffsarbeit an zentralen Texten unterschiedlicher Epochen hat die interdisziplinäre Verständigung besonders vorangetrieben. In den Berichten der Fellows finden sich hierzu immer wieder positive Rückmeldungen wie diese:

» Beeindruckend waren die stets sachorientierten und offenen, durchaus auch kritischen Diskussionen und die nicht wenigen persönlichen Gespräche mit Kollegen und engagierten Doktoranden und Habilitanden, die auch zu neuen Kontakten über den engeren Kreis der am Kolleg Forschenden hinausgeführt haben. Nicht unerwähnt bleibe auch die Durchführung von Vorlesung und Vortrag an der Universität Erfurt. Es bleibt die bescheidene Hoffnung, dass der Fellow etwas an diejenigen zurückgeben konnte, von denen er manches gewinnen konnte (aus dem Bericht von Rainer Wiegels, Fellow im Sommersemester 2011).

1.2 Nachwuchsförderung und Gleichstellungsarbeit

Die Erfahrungen des Max-Weber-Kollegs haben gezeigt, dass gerade die thematisch konzentrierte, Statusgruppen überschreitende Kooperation zwischen Doktorand/inn/en, promovierten oder habilitierten Mitarbeiter/inne/n und Fellows bzw. Professoren sich als besonders förderlich erwiesen und in einer hohen Erfolgsrate von Qualifikationsarbeiten niedergeschlagen hat. Doktorand/inn/en, die aus anderen Quellen finanziert wurden, konnten in die Arbeit der Kolleg-Forschergruppe integriert werden und so einen generationenübergreifenden Austausch befördern. Zur Liste der Projekte, die von Doktorand/inn/en im Kontext der Kolleg-Forschergruppe bearbeitet wurden, siehe Anhang 4.3. Thematisch konzentrierte, aber nicht zu eng gesteckte Sommerschulen für Doktorand/inn/en wie Postdoktorand/inn/en wurden durchgeführt und ermöglichten – in einer Mischung aus breiter Information und Diskussion neuester Forschungen –, Methoden und Ergebnisse weit über den Kreis der Mitglieder der Forschergruppe zu transportieren.

Darüber hinaus wurden Veranstaltungen der Kolleg-Forschergruppe für thematisch einschlägige Doktorand/inn/en und Magister-Studierende geöffnet, so dass die Forschungsarbeit direkt in Lehre und Nachwuchsförderung umgesetzt werden konnte.

Die Kolleg-Forschergruppe ist einer der Träger der Graduiertenschule »Religion«, deren Aufbau aus Mitteln der Thüringer Exzellenzinitiative finanziert wurde, und hat so strukturbildende Effekte für eine forschungsbezogene Nachwuchsförderung gehabt. Im Rahmen der von der Graduiertenschule organisierten Tagung »Wissen von Religion« (Erfurt, 23.–25.9.2010) war die Kolleg-Forschergruppe präsent. Hans Joas hat einen Vortrag zum Thema »Wellen der Säkularisierung« gehalten und Matthias Jung ein Panel zum Thema »Anthropologie der Religion« durchgeführt, an dem auch Magnus Schlette

beteiligt war (Vortrag »Supernaturalismus als Idolatrie. Mark Johnstons Konzeption einer natürlichen Theologie«); Jörg Rüpke stellte in einem Panel »Historisierung von Religion« eine neue Fragestellung der Kolleg-Forschergruppe vor. Hieraus hat sich eine breitere Initiative entwickelt, die in den Schwerpunkt Religion der Universität Erfurt ausstrahlt und für den Zeitraum von Ende 2011 bis 2014 durch das Land Thüringen mit einer Koordinationsstelle (50%) gefördert wird.

Ein besonderer Schwerpunkt in der Nachwuchsförderung ist die Gleichstellungsarbeit, da nur durch die Förderung des weiblichen wissenschaftlichen Nachwuchses die Ungleichheiten in Geschlechterperspektive langfristig aufgehoben werden können. In die Postdoc-Phase fällt altersbedingt auch die Phase der Familiengründung. Dies bedeutet, dass sich die Frage der Vereinbarkeit von Familie und Qualifizierung in besonderer Weise stellt. Das Kolleg reagiert darauf mit einem Kontakthalte-Programm für Kollegiaten, das es ermöglicht, mit den jeweiligen Postdoktorandinnen oder Postdoktoranden ein individuelles Kontakthalte-Programm auszuarbeiten, das sowohl Elternzeit als auch Teilzeittätigkeiten integriert und somit die Möglichkeit der Weiterqualifizierung trotz der Familienpflichten ermöglicht.

1.3 Strukturbildende Effekte und internationale Ausstrahlung

Die Schaffung einer W2-Professur »Religionsgeschichte Indiens«, die für die Laufzeit der Kolleg-Forschergruppe durch die DFG finanziert und anschließend durch die Universität fortgeführt wird, ermöglicht eine größere Breite in Bezug auf außereuropäische Religionen und Vergleichsperspektiven. Diese Stelle wurde mit Martin Fuchs (zuvor Christ Church, Neuseeland) besetzt, der sich besonders im Rahmen der unten ausgewiesenen Teilbereiche 10 und 11 engagiert.

Für die Laufzeit der Kolleg-Forschergruppe hat die Universität gemäß ihrer Zusage im Antrag eine zusätzliche Professur für Antike Religionsgeschichte des Mittelmeerraums (unter Einschluss des Christentums) geschaffen, die mit Wolfgang Spickermann besetzt werden konnte.

Die 50-prozentige Freistellung von Jörg Rüpke diene ebenso der kontinuierlichen Leitung des Kollegs wie der Gewinnung des Freiraums für umfangreiche Forschungen zu Individualisierungsphänomenen im Bereich der antiken Religionsgeschichte (die sich in mehreren Monographien niedergeschlagen haben, siehe unten 2.4) wie ersten Vorarbeiten zu einer übergreifenden Darstellung von Individualisierungsprozessen in der mediterranen Religionsgeschichte und zur Konzeptualisierung von Individualisierung in der Religionsgeschichtsschreibung, die zentrale Arbeitsfelder der angestrebten zweiten Förderperiode sein werden. Die Aufstockung der Freistellungsmittel durch die Universität Erfurt ermöglichte die Gewinnung einer langfristigen Vertretung. Diese allein gewährleistet eine auch angemessene und qualitätsvolle fortlaufender Betreuung, Studienberatung und Prüfungen (die für die in Erfurt flächendeckend praktizierten neuen BA- und

MA-Studiengänge unabdingbar sind). Katharina Waldner (Basel), die die Vertretung übernommen hat, wurde auch in die Arbeit der Kolleg-Forschergruppe eingebunden. Im Falle von Hans Joas, der bereits über ein reduziertes Lehrdeputat verfügte, wurde die Freistellung auf ein Jahr konzentriert, die die Einbindung des Soziologen Wolfgang Knöbl ermöglichte.

Institutionell wurde die Zusammenarbeit mit Kolleg/inn/en aus den Fakultäten der Universität Erfurt durch Assoziierungen gestärkt. An das Max-Weber-Kolleg wurden zur Mitarbeit in der Kolleg-Forschergruppe folgende Kolleg/inn/en assoziiert: Richard Gordon, Martin Mulsow, Veit Rosenberger, Katharina Waldner. Darüber hinaus hat das Max-Weber-Kolleg seit einigen Jahren die Institution des »Erfurter Fellows«, die es ermöglicht, jeweils eine/n Kollegen/in aus den Fakultäten in die Arbeit des Max-Weber-Kollegs einzubeziehen. Im Jahr 2011/12 war dies Christoph Bultmann, Bibelwissenschaftler, der sich ebenfalls aktiv in die Arbeit der Kolleg-Forschergruppe eingebracht hat. Darüber hinaus wurde die Zusammenarbeit mit den Fakultäten durch den Umzug des Kollegs in ein Gebäude in unmittelbarer Nähe des Universitätscampus erleichtert.

Bezüglich der Sichtbarkeit des durch die Kolleg-Forschergruppe substantiell verstärkten Max-Weber-Kollegs sei kurz auf einige Auszüge aus dem 2011 erstellten Bericht zum Audit Internationalisierung der Hochschulrektorenkonferenz verwiesen. Die HRK hat einen Empfehlungsbericht für die Internationalisierung der Universität Erfurt vorgelegt. Das Max-Weber-Kolleg wird darin an einigen Stellen erwähnt, zum Beispiel:

- »» Der Forschungsschwerpunkt Religion und das ihn maßgeblich beheimatende Max-Weber-Kolleg haben nationale und internationale Strahlkraft entwickelt. So zeichnet es laut Selbstbericht der Universität Erfurt allein für 30 Prozent der ausländischen Gastwissenschaftlerinnen und -wissenschaftler verantwortlich. (S. 5)
- »» Die Universität Erfurt kann allein aus den Studiengängen Public Policy, der Fakultät Staatswissenschaften und dem Max-Weber-Kolleg schon jetzt auf viele ausländische bzw. international tätige Alumni zurückgreifen. (S. 21)
- »» In Gestalt des Max-Weber-Kollegs verfügt die Universität Erfurt über eine Forschungseinrichtung mit internationaler Ausstrahlung. Gerade im Schwerpunkt Religion ist die Universität Erfurt durch die kritische Masse an forschenden Mitarbeitern und Geförderten international attraktiv. Dieses Beispiel zeigt, dass die Internationalisierung im Umfeld solcher ›Leuchttürme‹ eigenständig in Gang kommt, auch wenn nicht gezielt auf eine Internationalisierung hingearbeitet wird. (S. 29)

Darüber hinaus zeigt die große Anzahl international anerkannter Wissenschaftler/innen, die in der Kolleg-Forschergruppe tätig waren, die Attraktivität der hiesigen Einrichtung. Hilfreich waren in diesem Kontext die langjährigen Erfahrungen des Max-Weber-Kollegs bei der Administration und verwaltungstechnischen Planung von Kooperationsabkommen mit ausländischen Universitäten.

2 Religiöse Individualisierung in historischer Perspektive – erste Ergebnisse

2.1 Zusammenfassung

Die Kolleg-Forschergruppe »Religiöse Individualisierung in historischer Perspektive« hat »Individualisierungen im Medium der Religion und deren Folgen für die Veränderung von Religion«, also in ihrer religionsgeschichtlichen Dynamik, untersucht. Dabei hat sie insbesondere die Existenz und den Umfang und die Veränderung von religiösen Erfahrungen, individuellen Spielräumen religiösen Handelns wie von Ausbildungen eines religiösen Selbst in unterschiedlichsten Epochen nachweisen können. Weiterhin hat sie die daraus resultierenden Gestaltungsräume religiöser Traditionen rekonstruiert und Begriffsbildungen religiöser Individualisierung vor und außerhalb der okzidentalen Moderne sowie in der Phase moderner Theoriebildung herausgearbeitet.

Pauschale Theorien über Individualisierung und entsprechende universalgeschichtliche Konstruktionen wurden so durch die Frage nach den Bedingungen und Formen von Individualisierungsschüben wie -verlusten und nach der Tradition und Diffusion von religiösen Individualitätskonzepten ersetzt. Die Konzentration auf Religion und »religiöse« Individualisierung hat sich als außerordentlich fruchtbar erwiesen, ohne den Blick auf ökonomische, politische und soziale Kontexte zu verstellen. Im interdisziplinären Austausch wurden so zugleich neue Quellen für die Religionsgeschichte erschlossen und Paradigmen für die Beschreibung von Religionen, religiöser Erfahrung und religiösem Wandel überprüft und verändert.

Aus den ersten Ergebnissen haben sich weitergehende Fragestellungen entwickelt, die im Rahmen der zweiten Förderperiode eingehender bearbeitet werden sollen. Darüber hinaus konnte die Kolleg-Forschergruppe neben der inhaltlichen wissenschaftlichen Arbeit auch strukturbildende Akzente setzen und so internationale Sichtbarkeit erlangen, einen erheblichen Beitrag zur Nachwuchsförderung einerseits und zur interdisziplinären Vernetzung mit Forschern in Erfurt und im nationalen wie internationalen Kontext andererseits leisten. Sie hat sich zu einem Motor interdisziplinärer religionsbezogener Forschung am Max-Weber-Kolleg der Universität Erfurt entwickelt und somit sowohl strukturelle Entwicklungen innerhalb der Universität angestoßen als auch zur Internationalisierung derselben beigetragen.

2.2 Fragestellung

Seit etwa zwanzig Jahren gilt »Individualisierung« als sozialtheoretischer Schlüsselbegriff zum Verständnis der Moderne. Historisch wird der Beginn dieses Prozesses in der Regel in der Reformationszeit, allenfalls in der Renaissance verortet, wenn er auch erst in der Epoche der Aufklärung mit dem Begriff der »Individualität« explizit geworden sei. In einzelnen Varianten wird der Beginn einer solchen reflexiven Individualität auch schon mit Augustinus' autobiographischen Schriften verbunden. Damit gerät nicht nur die eu-

ropäische Geschichte vor der Frühen Neuzeit, sondern auch die außereuropäische Geschichte insgesamt in eine besondere Optik. Der als geglückt unterstellten Modernisierung wird ein Fremdstereotyp gegenübergestellt, indem Modernisierungsdefizite als individualisierungsresistent gedeutet werden. Gerade religiöse Individualisierungsfähigkeit wird in dieser Betrachtungsweise zum Indikator von Modernisierungsfähigkeit auch auf sozialstrukturellem und wirtschaftlichem Gebiet.

Die Verbindung von Religion und Individualisierung ist nicht zufällig. Sie entstammt sehr unterschiedlichen wissenschaftlichen Zusammenhängen. In der an genau dieser Verbindung entstehenden Religionsphilosophie, -soziologie und -psychologie nimmt seit Schleiermacher und Hegel, noch ausgeprägter seit den großen Religionsdiagnosen von William James, Ernst Troeltsch und Georg Simmel um 1900, die Frage nach Ursachen, Charakter und Folgen von Individualisierungsprozessen eine zentrale Stellung ein. In religionssoziologischen Arbeiten der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wird die Individualisierungsthese mit empirischen Untersuchungen zur Individualität religiöser Praktiken und Vorstellungen verbunden. In der religionshistorischen Forschung steht dem bislang nichts Vergleichbares zur Seite.

Im antihistoristischen Affekt der Gründergeneration der Religionswissenschaften wie im philologischen Erbe des 19. Jahrhunderts dominierte das Interesse am Wesen ganzer Traditionen und Systeme, an essentialisierten »Religionen«, maßgeblich verändert nur durch wenige geniale Einzelne, Religionsstifter oder Propheten.

Die Kolleg-Forschergruppe hat jenseits dieser eurozentrischen und »modernistischen« Engführungen den Zusammenhang von religiöser Individualität und Individualisierungsprozessen in großer zeitlicher Tiefe und geographischer Breite neu untersucht, indem sie unterschiedliche Disziplinen – speziell Soziologie, Religionswissenschaft, Geschichte, Theologie, Philosophie, Anthropologie – in einen Austausch miteinander gebracht hat. Damit wollte und will sie ebenso zu einem veränderten Bild religiöser Individualisierung in der Moderne vorstoßen wie neue historische Perspektiven auf die Dynamik religiöser Traditionen auch vor der Moderne und außerhalb Europas eröffnen.

Um dies zu erreichen, wurden und werden auf methodischer Ebene die folgenden beiden Perspektiven verbunden:

Zum einen wird Individualisierung nicht als kontinuierlicher Prozess aufgefasst, sondern als ein sich in sehr unterschiedlichen historischen Formen abspielendes historisches Geschehen, das nicht auf einen durchgängigen, quasi überhistorischen Prozess verweist, sondern aus kontingenten Konstellationen resultiert. In diesen kann dann allerdings jeweils auf frühere Durchbrüche und Entwicklungen zurückgegriffen werden, auch um neue Motive zu artikulieren. Neben diese diachronen, gewissermaßen vertikalen Austauschprozesse treten in einzelnen Fällen auch synchrone, horizontale Austauschprozesse, und zwar schon deutlich vor den mit »Kolonialismus« oder »Globalisierung« bezeichneten Epochen. Die mit »Individualisierung« bezeichneten Prozesse, in denen die Individuen zu wichtigen und herausfordernden Bestimmungsgrößen der Vergesellschaftung

tung und ihrer eigenen Lebensführung werden, sind vielfältig und übergreifen sozialstrukturelle, kulturelle, religiöse und wirtschaftliche Faktoren.

Zum anderen wird der Fokus der historischen Untersuchung auf den Bereich der Religion gerichtet. Dabei geht es nicht mehr in der Weise um das Verhältnis von Religion und Individualisierung, wie es in den anfangs angesprochenen großen Narrativen – sehr unterschiedlich – bestimmt worden ist, etwa durch die Annahme, »achsenzeitliche« Entwürfe universalisierter Religionen hätten das Individuum zur Geltung gebracht oder in einer spezifisch europäischen Entwicklung hätten die das mittelalterliche Christentum aufbrechende Renaissance und die Radikalisierung persönlicher Heilssorge durch die Reformation dies geleistet. Ausgangspunkt ist vielmehr die Annahme, Religion sei umfassendes Symbolisierungsmedium für den Zusammenhang von Individuum, Gesellschaft und übergreifendem Ganzen. So kann die Analyse der umfangreichen Zeugnisse religiöser Individualität ein methodisch besonders geeignetes Werkzeug zum Verständnis größerer Entwicklungen werden. Vom Unterscheidungszwang der Individualisierungsthese in »gute« und »schlechte« Religion entlastet, kann der Blick so auf die unterschiedlichsten Formen und Funktionen der historisch als kreative Variation von Traditionen fassbaren Individualität gerichtet werden. Nicht mehr nur der »große Einzelne«, sondern auch die Spielräume sprachlicher Kompetenz, ritueller Performanz, ästhetischen Ausdrucks, sozialer Distinktion, aber auch sozialer Opposition, und der darin gemachten und ausgedrückten religiösen Erfahrung gewinnen so, neben der Dynamik spiritueller Sinnsuche, Bedeutung für größere Gruppen und damit für Entwicklungen von Religionen wie Gesellschaften. Gerade die vielfältigen Wechselbezüge zwischen religiöser Individualisierung und anderen Formen sozialer Differenzierung werden dabei in den Blick genommen.

Religionsgeschichtliche Quellen unter der Perspektive von »Individualisierung« zu untersuchen bietet demnach einen doppelten Gewinn für die Historisierung von Religion. Zum einen geraten religiöse Leistungen für den Einzelnen und Prozesse der Aneignung religiöser Traditionen durch Einzelne auch dort in den Blick, wo typischerweise Religion über gesellschaftliche Funktionen oder Mentalitäten bestimmt wird. Zum anderen wird die Dynamik religiöser Kommunikation durch individuelle Spielräume, familiäre oder lokale Gestaltungen auch dort sichtbar, wo religiöse Veränderungen typischerweise geistesgeschichtlich oder als Folge politischer Geschichte gefasst werden. Zugleich wird neues Material für religionsphilosophische Fragen nach religiöser Erfahrung oder für (religions-) soziologische Forschung bereitgestellt und dem epochalen wie räumlichen Vergleich geöffnet.

Über alle Teilbereiche hinweg war die gemeinsame Diskussion von Begrifflichkeiten besonders befruchtend. Es ergaben sich im Laufe der gemeinsamen Arbeit grundbegriffliche Debatten und systematische Konstellationen, in denen die Rolle der Religion und insbesondere ihre Bedeutung für Individualisierungsprozesse im besten Sinne interdisziplinär ausgeleuchtet wurden. Die gemeinsame Lektüre zentraler Texte bildete hierbei

die Grundlage für ausführliche Diskussionen. Neben der Interpretation individualisierungstheoretischer Texte von Simmel bis Charles Taylor stand dabei die Konfrontation mit vormodernen wie frühneuzeitlichen selbstreflexiven Texten und die Auseinandersetzung mit der jeweiligen Forschungsgeschichte im Mittelpunkt. Das Spektrum reichte von den »Selbstbetrachtungen« des römischen Kaisers Marc Aurel und der Bhagavadgita bis zu hochmittelalterlichen europäischen Mönchsregeln. »Individualismus«, so zeigten diese Diskussionen, wird vielfach als Abgrenzungsbegriff verwendet, der das Christentum bzw. den »Westen« von asiatischen Traditionen unterscheidet. Hier hatte aber schon Max Weber in der *Wirtschaftsethik der Weltreligionen* etwa mit dem Begriff der intellektuellenreligion für den Buddhismus Differenzierungen eingebracht. Die Charakterisierung der Askese als »außerweltliche Individualität« (L. Dumont), Untersuchungen zum Zusammenspiel von Individualismus und Kollektivismus (U. Kim, H. Triandis), die Beobachtung der Individualisierung von Ritualen im Hinduismus (A. Michaels) – das alles weist auf einen erheblichen Differenzierungsbedarf, der eine auf Europa begrenzte Geschichte religiöser Individualisierung in Frage stellt. Durch die methodische Aufmerksamkeit auf die jeweiligen Konstellationen der Parameter von Individualisierung werden Zusammenhänge sichtbar und Entwicklungen rekonstruierbar, die einer rein disziplinären Betrachtungsweise leicht entgehen.

Religion als Medium von Individualisierungsprozessen zu betrachten geht also über ein disziplinär verengtes Dokumentieren individueller Variationen weit hinaus, indem es die analytische Perspektive der Einbettung in Kommunikations- und andere Differenzierungsprozesse ebenso wie die Frage nach weiterwirkenden Individualisierungsschüben eröffnet. Diese Schübe sind in einem ausdifferenzierten Arbeitsprogramm näher untersucht worden, das sich in elf Teilbereiche aufgliedert und eine weite historische Perspektive eröffnet. Aufmerksamkeit für die sozialgeschichtlichen Kontexte religiöser Individualisierung und methodisches Interesse an den Prozessen von Performanz, Aushandlung und Kommunikation bedingen sich dabei wechselseitig. Die folgenden Berichte über diese Arbeitsbereiche bilden in ihrer Struktur auch die Arbeitsweise der Kolleg-Forscherguppe ab: Die Bereiche stellen sich als langfristige Themenschwerpunkte dar, die unterschiedliche Mitglieder des Kollegs insbesondere in Form von Workshops und Tagungen zusammenführen und zugleich durch das gemeinsame Kolloquium aller Kollegiat/inn/en wie vielfache personelle Überschneidungen und die Beteiligung der Antragsteller im ständigen Austausch bleiben. Der Schwerpunkt der Arbeit aber bleibt nach unserem Verständnis die in diesem Rahmen ermöglichte individuelle Forschung, die hier durch umfangreiche Zitate aus den Selbstberichten dokumentiert wird. Der Abschlusschnitt (3) unternimmt dann den Versuch einer Zusammenfassung.

2.3 Teilberichte¹

2.3.1 Die Achsenzeit – Beginn der Individualisierung?

(Verantwortlicher: Hans Joas)

In diesem ersten Teilbereich wird der Frage nachgegangen, inwiefern die Achsenzeit, die von Karl Jaspers als Epoche (800–200 v. Chr.) des Wandels zu einer theoretischen Kultur und der Entdeckung der Transzendenz in mehreren Weltregionen (China, Indien, Persien, Israel und Griechenland) bekannt gemacht wurde, als Beginn der religiösen Individualisierung verstanden werden kann.

Die jüngere Rezeption des Begriffs der Achsenzeit(en) bietet Ansatzpunkte für die kulturübergreifende Frage nach Schüben der Entdeckung von Transzendenz (B. Schwartz, S. Eisenstadt), ohne selbst die Frage nach Individualisierungen in den Vordergrund zu stellen. Im Kontext der Arbeit der Kolleg-Forschergruppe hat im Sommer 2008 eine sehr prominent besetzte Tagung stattgefunden, in der dieser Frage intensiv nachgegangen wurde. Darüber hinaus sind zu dieser Thematik eine Monographie von Jörg Rüpke und mehrere Publikationen von Matthias Jung entstanden.

In der genannten **Tagung** über »**The Axial Age and Its Consequences for Subsequent History and the Present**«, die Hans Joas in Zusammenarbeit mit Robert N. Bellah (University of California, Berkeley) organisierte, kamen viele international ausgewiesene Experten zu Wort: Johann Arnason, Jan Assmann, Robert N. Bellah, José Casanova, Merlin Donald, Shmuel N. Eisenstadt, Jürgen Habermas, Hans Joas, Matthias Jung, Richard Madsen, Manos Marangudakis, David Martin, Gananath Obeyesekere, Heiner Roetz, Walter Garrison Runciman, William M. Sullivan, Ann Swidler, Charles Taylor, Steven Tipton und Björn Wittrock.

Ziel der Zusammenkunft war es, die historische Bedeutung und zeitgenössische normative Relevanz der Idee einer epochenunterscheidenden Transformation (Achsenzeit) zu diskutieren. Diese seit dem 18. Jahrhundert entwickelte und von Karl Jaspers auf den Begriff gebrachte These weist auf eine Vielzahl paralleler Entwicklungen in unterschiedlichen Zivilisationen zwischen 800 und 200 v. Chr. hin, die von zentraler Bedeutung für die Entwicklung einer Vorstellung von Transzendenz, von Individualisierung und Universalisierung sind.

Für die Frage der religiösen Individualisierung sind die Handlungen und Ideen der Selbstreflexion, der Selbstverleugnung und Weltentsagung als Reaktionen achsenzeitlicher Kritik auf traditionale Autoritäten von besonderem Interesse, wie man sie sowohl in europäischen antiken Texten wie auch im Hinduismus, Buddhismus oder Konfuzianismus finden kann.

Die Idee der Achsenzeit hat aber auch Auswirkungen auf das säkulare Selbstverständnis moderner Zeiten, wie überhaupt das historische und religiöse Erbe der Achsenzeit-

1 Die Berichte von Tagungen und Projekten beziehen sich auf den Zeitraum bis zum 30. Juni 2012.

kulturen weiterhin Praktiken universeller Ethiken und Selbstverständnisse prägt. Damit eröffnet diese Idee neue Zugänge, um Säkularisierungs- und Sakralisierungsprozesse zu verstehen und soziologische Studien in unterschiedlichen Konfliktarenen der Moderne zu situieren.

Selbstverständlich sind auch immer die Grenzen von historischen Thesen wie die der Achsenzeit mit zu bedenken, was im Rahmen der Tagung speziell durch den Vergleich mit Ägypten (Assmann) geleistet wurde. Insofern erwies sich der vergleichende Zugang als aufschließend und zugleich zu Bescheidenheit und Flexibilität mahnend, um nicht theoretische Konstrukte empirischen Kontexten einfach nur überzustülpen.

Die Tagungsergebnisse sind bei Harvard University Press im September 2012 in einem Band erschienen, der von Robert N. Bellah und Hans Joas herausgegeben wurde.

Hans Joas (Sprecher, 7/2008–9/2013). Für den genannten Sammelband habe ich mich (neben der Einleitung) vor allem in einem eigenen Kapitel mit der Geschichte der Achsenzeitdebatte seit dem 18. Jahrhundert beschäftigt. Besonders ausführlich bin ich dabei auf die Schriften von Ernst von Lasaulx, Max Weber und Karl Jaspers eingegangen. Leitlinie meiner Interpretation war es, alle Beiträge nicht nur unter dem Gesichtspunkt ihrer empirischen und theoretischen Plausibilität zu überprüfen, sondern sie auch als Stellungnahmen in einem religiösen Diskurs zu deuten. Deshalb lautet der Titel des Beitrags »Die Achsenzeitdebatte als religiöser Diskurs«. Für ein jetzt neu begonnenes Projekt zur Geschichte der Beschäftigung mit Religion und der Theorie der »Sakralisierung« seit dem 18. Jahrhundert werde ich diesen Text weiter ausbauen.

Jörg Rüpke (Sprecher, seit 2008). Die Monographie von Jörg Rüpke zu achsenzeitlichen Rationalisierungsprozessen in der römischen Antike ist Anfang 2012 erschienen. Ausgehend von einer Rekonstruktion religiöser Praktiken der frühen und mittleren Republik werden hier die politik-, ritual-, literatur- und argumentationsgeschichtlichen Veränderungen des 3. bis 1. Jahrhunderts v. Chr. vor dem Hintergrund tiefgreifender politischer und sozialer Veränderungen und des kulturellen Austauschs mit der hellenistischen Welt untersucht. Fassbar werden weitreichende Systematisierungsprozesse, die sich durchaus als achsenzeitlich charakterisieren ließen, aber insular bleiben und vielfach in der folgenden Augusteischen Epoche abbrechen.

Johann Arnason (Fellow, 4/2011–6/2011).² Am Max-Weber-Kolleg habe ich drei Monate verbracht, von April bis Juni 2011, und dort an zwei Projekten gearbeitet: einem Sammelband über die Entstehung von Zivilisationen, der von Sverre Bagge (Bergen), Björn

2 Die Berichte wurden überwiegend von den Wissenschaftlern übernommen und sind nicht speziell als Zitate gekennzeichnet. Auf diese Weise soll die authentischere Wiedergabe der Eindrücke der Fellows ermöglicht werden.

Wittrock (Uppsala) und mir herausgegeben werden soll (er geht aus einem Workshop hervor, den wir gemeinsam in Uppsala organisiert haben); und einem Beitrag über Staatsbildung und Imperien zwischen der Mitte des ersten und des zweiten Jahrtausends n. Chr. für die neue *Cambridge History of the World*. Weder das eine noch das andere Projekt wurde während dieser Zeit abgeschlossen, aber das war auch nie beabsichtigt. Für den Sammelband wurde mit der Fertigstellung des Manuskripts im Oktober/November 2011 gerechnet, jetzt zeichnet sich aber eine Verzögerung von einigen Monaten ab. Einen beträchtlichen Teil meines Beitrags habe ich in Erfurt geschrieben. Mit der Abgabe der Beiträge zur *Cambridge History* wird nun in der zweiten Jahreshälfte 2012 gerechnet. An meinem Beitrag habe ich in Erfurt gearbeitet, vor allem an dem Teil, der sich auf die europäische Welt während des genannten Zeitraums bezieht. Dabei fand ich den Zugang zur Erfurter Universitätsbibliothek sowie zur Fernleihe sehr hilfreich.

Ich habe an den regelmäßigen Kolloquien des Kollegs teilgenommen und dort über neuere Entwicklungen in der Debatte über die Achsenzeit vorgetragen. Im Mai 2011 habe ich zusammen mit Bo Stråth einen Workshop über neue Interpretationen des ersten Millenniums n. Chr., vor allem in den Arbeiten von Garth Fowden, in Helsinki organisiert und dort ein Paper vorgetragen; diese Veranstaltung setzte die Reihe der Seminare und Workshops fort, die ich mit Kollegen in Jerusalem, Florenz und Uppsala organisiert hatte. Ebenfalls im Mai organisierte ich zusammen mit David Rasmussen (Boston) im Rahmen eines regelmäßigen internationalen Seminars über Philosophie und Gesellschaftstheorie in Prag eine Sitzung über »Multiple Modernities and Political Philosophy« und trug dort ein Paper vor.

Matthias Jung (Fellow MWK, 4/2005–9/2006, kooptiert bis 3/2007; Fellow KFG, 10/2009–3/2010; seit 4/2010 assoziiert). In meiner zweiten Zeit als Fellow am Max-Weber-Kolleg habe ich mehrere Projekte verfolgt und teilweise abgeschlossen: zum einen meine Studien zur Kategorie der Achsenzeit als anthropologisches Deutungsschema und zum anderen mehrere Publikationen, die eine pragmatistische Neubestimmung des Verhältnisses von Erleben und Handeln zum Gegenstand hatten.³ Beides ist enger verknüpft, als es zunächst den Anschein haben könnte: Die achsenzeitlichen Durchbrüche zu den verschiedenen Formen von »second-order thinking«, die Entdeckung der Transzendenz und die Entstehung eines kognitiven Gefälles zwischen avancierten Weltbildern und Alltagspraktiken können anthropologisch als kulturell variable Reaktionen auf das Problem der Beziehung von gelebtem und expliziertem Leben verstanden werden. Umgekehrt kennt die systematische Frage danach, welche Rolle dem qualitativen Erleben im Ganzen unseres Weltverhältnisses zukommt, keine pauschale Antwort über alle Kulturen hinweg; sie steht vielmehr in einer internen Beziehung zu den jeweils pfadabhängigen, lokal eigene Verläufe nehmenden kulturellen Entwicklungen, in denen das anthropologische

3 Vgl. hierzu auch 2.3.7.

Grundproblem bearbeitet wird. Konkret zum Achsenzeitprojekt: Hier ging es mir in erster Linie darum, kognitionswissenschaftliche, makrosoziologische und religionstheoretische Erwägungen systematisch aufeinander zu beziehen. Zu diesem Zweck entwickelte ich meine Konzeption kultureller Prozesse als Explikationen von Bedeutungen, die zuvor bereits in individuellen und kollektiven Erlebnis- und Handlungsformen implizit (nicht impliziert) präsent waren, weiter. Parallel zu dieser grundbegrifflichen Arbeit habe ich exemplarische Einzelinterpretationen, beispielsweise zu biblischen Texten des Buchs Deuteronomium durchgeführt, um Kategoriales und historische Rekonstruktion einander anzunähern. In systematischer Hinsicht konnte ich mehrere Publikationen endredigieren und veröffentlichen, die sich mit der Frage des phänomenalen Erlebens und seinem Verhältnis zu kognitiven, speziell reflexiven Leistungen des Menschen, aber auch mit pragmatistischer Philosophie im weiteren Sinn beschäftigen.

*

Die Achsenzeitdebatte kann – als Entdeckung von Transzendenz und theoretische Reflexion auf praktisches Handeln – als ein erster Schritt zur religiösen Individualisierung gedeutet werden und sich auf diese Weise in sehr unterschiedlichen Kontexten und Epochen als fruchtbare Kategorie erweisen, wie der Vergleich der verschiedenen entstandenen Arbeiten zeigt. Zugleich ist aber darauf zu achten, theoretische Konstrukte nicht einfach empirischen Kontexten überzustülpen, sondern ihre jeweilige Spezifität wahrzunehmen. Dieses Vorgehen des Wechselspiels zwischen aufschließender Idee und Konfrontation mit der Eigenlogik der historischen Gegebenheiten hat sich als fruchtbar für die gesamte Arbeit der Kolleg-Forschergruppe erwiesen.

2.3.2 Religiöse Individualisierung in der mediterranen Antike bis in die frühe Kaiserzeit

(Verantwortliche: Jörg Rüpke, Wolfgang Spickermann und Annette Hupfloher)

Die Frage nach Spielräumen individuellen religiösen Handelns in der antiken Religionsgeschichte soll die in der Forschung dominierende Dichotomie von Polisreligion einerseits und individualisierenden Mysterienreligionen wie dem Christentum andererseits auflösen. Zu diesem Zwecke wurden Variationen in individuellen Zeugnissen (Votive, Bestattungen, Stiftungen und Ausbau von Kultstätten im griechischen wie italischen Raum) auf ihre Bedingtheit durch Traditionen und ihre Enttraditionalisierung und Auf- (oder Ab-)wertungen des Individuellen hin untersucht. Ergänzt wird dies durch die Frage nach religiösen Erfahrungen und der Institutionalisierung religiöser Erfahrung in Sakralarchitektur und Ritualen. Historische, rechtliche und religiöse Diskurse über Grenzen und Grenzüberschreitungen beleuchten entsprechende Entwicklungen von außen. Eine Verortung der Periode im Blick auf die Achsenzeitthematik (siehe oben,

2.3.1) wie die Genese von Institutionen und Texten, die für die Folgezeit wichtige Bezugspunkte von Individuierung werden können, erfolgte komparativ durch den Blick auf frühere (z.B. Alter Orient) und spätere Epochen und durch den Vergleich von Entwicklungen in Italien, in Griechenland und im Vorderen Orient. Angesichts des weitgehenden Fehlens eines Forschungsstandes und eines Begriffsapparates für individualitätsgeschichtliche Fragestellungen im Bereich der klassischen Antike verbanden sich mehrere Tagungen und Summer-School-artige Veranstaltungen explorativen Charakters mit spezialisierten Einzelprojekten von Fellows und wissenschaftlichen Mitarbeiter/innen mit monographischem Charakter.

Die **Tagung »Religious Individualization in the Hellenistic and Roman Period«** vom 6. bis 9. September 2009 in Erfurt führte internationale Experten der Religionsgeschichte des antiken Mittelmeerraums vom frühen ersten Jahrtausend v. Chr. bis in die frühe Kaiserzeit in die Kolleg-Forschergruppe. Es ging darum, die Frage nach Ausprägungen von Individualität in den Religionen griechischer und römischer Städte und Provinzen, aber auch in Judentum und Christentum zu erörtern. Forscherinnen und Forscher von der Stanford und Harvard University, aus Jerusalem und europäischen Universitäten gingen dabei mit den Erfurter Fellows sehr unterschiedlichen Spuren nach. Die Themen reichten von der individuellen Veränderung von Standardritualen bis zu Reflexionen in Texten, von religiösen Erfahrungen in Mysterien bis zur Frage nach den Faktoren Migration und Reichsbildung. Nach zwei Einführungsvorträgen durch die Leiter der Kolleg-Forschergruppe, Hans Joas und Jörg Rüpke, widmeten sich die folgenden Tage der Detailarbeit. Hierfür wurden in der im Max-Weber-Kolleg bewährten Praxis nur kurze einleitende Zusammenfassungen bereits im Vorfeld der Konferenz verteilter Aufsätze durch die Referent/inn/en eingebracht, woran sich eine jeweils einstündige Diskussion anschloss. Insgesamt konnten so an drei Tagen 16 Einzelthemen im Detail intensiv diskutiert und in thematischen Blöcken strukturiert behandelt werden.

Der Bogen begann mit der Untersuchung von Individualisierungen ritueller Standardpraktiken: Greg Woolf (St Andrews, Schottland/Fellow in Erfurt) präsentierte ein Paper über Literatur und Individualisierung in der römischen Religion, Johan Leemans (Leuven) zu Märtyrer-Gräbern in der Spätantike und Richard Gordon (Erfurt) zu Magie in der Spätantike. Der Blick richtete sich dann auf religiöse Praktiken und Erfahrungen. Charlotte Fonrobert (Stanford) stellte ihr Paper zu »The Ritualization of the Body in Roman Judaism« vor, gefolgt von Christoph Auffarth (Bremen), Wolfgang Spickermann (Erfurt) und Katharina Waldner (Basel/Erfurt), die sich mit unterschiedlichen Aspekten von Mysterienreligionen auseinandersetzten. Der zweite Tag widmete sich den Themen »Lesen und Schreiben«, »Konzepte und Reflexion« und dem Dreischritt »Individuum, Stadt, Reich« mit Untersuchungen zu Religion in den Briefen des Plinius, Trajan, Libanius und Julian (Veit Rosenberger, Erfurt), gefolgt von Vorträgen Karen Kings (Harvard) über Märtyrer-Literatur und Guy Stroumsas (Jerusalem) zu »Reading Practices in Early Antique Christianity and the Individualization Process«. Einen wichtigen Strang

der Diskussion stellen philosophische Reflexionen dar: Sie untersuchten Aldo Setaioli (Perugia/Florenz) mit einer Arbeit zu Cicero und Senecas Auseinandersetzung mit dem Weiterleben der Seele nach dem Tod und Nicole Belayche (Paris) zur Bedeutung der *angeli* in der Epigraphik Anatoliens der römischen Kaiserzeit. Clifford Ando (Chicago/Fellow in Erfurt) sprach zur Frage der »Monarchie als theologisches Problem«. Der letzte Tag konzentrierte sich auf Veränderungsprozesse. Annette Hupfloher (Erfurt) thematisierte die Gründung von Heiligtümern im klassischen Griechenland, John North (London) den versteckten Wandel der Gesellschaft im ersten nachchristlichen Jahrhundert und Corinne Bonnet (Toulouse) »Individualization as an Historical Trend in the Religion of Phoenician Cities in Hellenistic Times«. Die Frage nach der Individualisierung eröffnet, so das Fazit, neue Perspektiven auf religionsgeschichtliche Befunde, »Individualisierung« lässt sich aber nicht einfach als historischer Großtrend für die behandelte Epoche behaupten; Standardisierungs- wie Zentralisierungsprozesse laufen parallel. Als Aufgabe stellte sich damit am Ende der Tagung die Entwicklung einer Typologie, die eine differenziertere Identifizierung von Individualisierungsprozessen erlaubt.

»**Privatisation of Religion and Religious Experience in Ancient Texts**« war das Thema einer **Tagung** vom 18. bis 20. März 2010 im Erfurter Augustinerkloster. Nachdem im September des Vorjahres die Anwendbarkeit der Begriffe »Individualisierung«, »Individualität«, »Individuierung« und ihre Erschließungsfunktion für antike Befunde im Mittelpunkt gestanden hatten, konzentrierte sich diese Arbeitstagung auf die Frage nach religiösen Erfahrungen als Gegenstand, Kontext oder Funktion von Texten. Die Rolle des auktorialen Ich der Texte erwies sich als wichtige Ausdrucksform und Möglichkeit religiöser Individualität und zugleich als Ansatzpunkt für Reflexionen über individuelle religiöse Kompetenz und Verantwortlichkeit: Welche Bedeutung besitzt der Einzelne in der Kommunikation zwischen einer (politischen) Gemeinschaft und ihrem Gott oder ihren Göttern? Welche Rolle spielt korrektes oder intensiviertes religiöses Verhalten für diese(n) Einzelne(n) oder die Gemeinschaft in ihrer Behandlung durch die Gottheit? Der Begriff der Privatisierung knüpfte daran an. Er zielte weniger auf Haus- oder Familienkult und Ähnliches, sondern auf die Ausbildung individualisierter Formen von religiösen Praktiken. Rituelle Kommunikation mit Gottheiten weist demnach in der Antike ein breites Spektrum auf. Träume und Visionen erwiesen sich als ein herausragendes Mittel individueller Kommunikation und wiederum wichtiges Motiv in der Rechtfertigung des Verfassens religiöser Texte. Die breite Streuung der untersuchten Fälle ließ keine Aussagen über einen insgesamt als »Individualisierung« zu charakterisierenden Trend zu, wohl aber zeigte die Ausbildung von Textformen und Reflexionen über die religiöse Rolle des Einzelnen eine zunehmende Verdichtung von Fällen in die Kaiserzeit hinein (1. Jahrhundert n. Chr. und folgende).

Der deutlichen Verbreiterung der Materialbasis und der Einbeziehung des gesamten Spektrums altertumswissenschaftlicher Disziplinen in die Fragestellung der Kolleg-Forschergruppe galt die öffentliche **Tagung** vom 1. bis 3. Oktober 2010 an der Universi-

tät Erfurt zu »**Öffentlichkeit und Privatheit**«, die in Kooperation mit der Mommsengesellschaft stattfand. Kann Religion ein Medium von Individualisierung sein? Unter welchen Bedingungen leistet Religion das? Wie kann religiöses Handeln ein Feld für Individuierung, das heißt für die Entwicklung von Individualität, sein? Wann und unter welchen Bedingungen sichern religiöse Institutionen (in einem weiten Sinne verstanden) Individualisierung langfristig ab oder tradieren sie? Diese Fragen der Erfurter Kolleg-Forschergruppe stellen sich in verschärfter Form für die Religionen antiker Städte und Gesellschaften. Daher lag es nahe, gemeinsam mit der Mommsengesellschaft, dem Fachverband deutschsprachiger Altertumswissenschaftler, die alle zwei Jahre einer bestimmten Fragestellung gewidmete »Kleine Mommsentagung« in Erfurt auszurichten. Es ging nicht um die »Staatsaltertümer« einerseits und das »Privatleben der Römer« andererseits, sondern gerade um das Verhältnis beider bzw. die Grenzen, die gezogen wurden, um diese Unterscheidung zu treffen: Mit welchen Praktiken, mit welchen Strategien – begrifflichen, institutionellen – wird im Kontinuum gesellschaftlichen Handelns und zwischenmenschlicher Interaktion eine Trennlinie gezogen, die »Privates« und »Öffentliches« unterscheidbar macht? Welche Interessen kaschiert, welche Gewinne ermöglicht diese Unterscheidung? Diese Differenzierung fällt nicht mit der Unterscheidung von Individualität und Sozialität zusammen, aber sie ist ein wichtiger Faktor, da sie zu den Ermöglichungsbedingungen legitimer, gesellschaftlich anerkannter Individualität gehört. Zu diesem Zweck diskutierten rund 90 Wissenschaftler/innen der Alten Geschichte, Archäologie, Klassischen Philologie, Philosophiegeschichte und Mitglieder der Kolleg-Forschergruppe materielle Befunde vom Athen der klassischen Epoche bis hin zu Texten der Spätantike, die von 25 Referent/inn/en aus Deutschland, Frankreich, der Schweiz, Österreich und Großbritannien vorgestellt wurden.

Vom 7. bis 8. Oktober 2011 fand die **Tagung »Oracles in the Ancient World. Religious Options and the Individual«** in Erfurt statt. Bei dieser Tagung ging es um die Frage, inwieweit der Umgang mit Orakeln Einblicke in Individualisierungsprozesse ermöglicht. Die Erkundung von Zukünftigem und die Suche nach göttlicher Entscheidungshilfe begegnen in allen Kulturen der antiken Mittelmeerwelt. Unter den zahlreichen Methoden der Divination sind Orakel Weissagungen, die an bestimmten Orten und zu festgelegten Zeiten, an denen die Gottheit als anwesend gedacht war, erteilt wurden; eine weite Definition von »Orakel« umfasst auch mobile Divinationsmethoden wie Astragalorakel oder Homerorakel. Sammlungen von Orakelsprüchen konnten in einem Heiligtum aufbewahrt werden oder in der griechischen Welt kursieren. Insgesamt gilt: Wer zu einem Orakel ging, hatte gute Aussichten, die Antwort zu erhalten, die er begehrte.

Insgesamt wurden wir bei der Tagung auf einige Punkte aufmerksam, an denen sich unser Verständnis von Orakeln in der antiken Welt, allgemeiner auch von der antiken Religion, noch vertiefen lässt: (1) Rituale waren nicht so stabil und stereotyp, wie oft angenommen wird, vielmehr gab es eine große Bandbreite an Optionen für die Einzelnen, wie sie Divination vornehmen wollten. (2) Die Anwendung der Netzwerktheorie auf

antike Religion, besonders auf Netzwerke von Orakeln, erscheint vielversprechend. (3) Die Schwächen und Stärken von Statistiken, etwa von Orakelbefragungen, wurden deutlich, wenn man sie auf die Frage langfristiger Individualisierungsprozesse bezieht. (4) Orakel und Träume sind trotz ihrer großen Unterschiede in der Institutionalisierung eng miteinander verflochten.

Die Vortragenden und ihre Themen waren: Jörg Rüpke (Erfurt): »New Perspectives on Ancient Divination«; Lisa Maurizio (Bates College, Maine): »Making It So. Turning Prophecy into Reality«; Esther Eidinow (University of Wisconsin, Madison): »Should I Stay or Should I Go?« Slaves, Slave Owners and Greek Oracles«; Susanne William Rasmussen (Kopenhagen): »Cicero and the Pythia – a Delicate Dilemma?«; Wolfgang Spickermann (Erfurt): »Lukian von Samosata zu Magie, Aberglauben und Orakeln«; Hugh Bowden (King's College, London): »Consultations of Delphi and Dodona from the Fourth Century Onwards«; Kai Brodersen (Erfurt): »From Dodona to the Sortes Sangallenses. Oracles and Realities«; Andreas Bendlin (Toronto/Bochum): »Ex oriente princeps. Vespasian and the Oracular Traditions of the East«; Veit Rosenberger (Erfurt): »Unclear Rituals. Options and the Individual«.

Aus den Tagungen und zum Teil über die Grenzen der einzelnen Tagungen hinweg wurden mehrere fokussierte Bände entwickelt, von denen der erste Mitte 2012 bei de Gruyter erscheinen konnte und ein Band bei Mohr Siebeck bis zur Druckreife entwickelt ist. Für die weiteren Bände liegen Verträge mit Oxford University Press (2013) und dem Franz-Steiner-Verlag (2013) vor, um die Ergebnisse so in unterschiedlichen Fachdiskursen international zu verankern.

Ergänzt wurden die wissenschaftlichen Tagungen durch mehrere jeweils einwöchige Blockveranstaltungen, die sich an Doktorand/inn/en und Postdoktorand/inn/en aus der ganzen Welt richteten und die typischerweise von rund 25 Teilnehmer/innen, die sich zu einem Viertel aus Angehörigen der Kolleg-Forschergruppe und drei Vierteln aus Promovierenden aus ganz Europa und Amerika zusammensetzten.

Vom 31. März bis 4. April 2009 ging es um »**Studying Ancient Religions. An Historiographical Perspective**«, um Wissenschaftsgeschichte mithin. Brauchen wir Ritualtheorien? Was leistete der Begriff »Mysterienreligionen«? Was leistet »Religion« in den Arbeiten um 1900? Welche Modelle hat man für die religiöse Wende der Spätantike in unterschiedlichen Wissenschaftstraditionen entwickelt? Vorgestellt und diskutiert wurden die Biographien und Werke von Georg Wissowa, Leopold Zschamack, Angelo Brelich, Jules Toutain, Ulrich von Wilamowitz, aber auch Franz Cumont und Alfred Loisy. Neben veröffentlichtem wurde auch unveröffentlichtes Material aus Archiven bearbeitet. Das Rahmenprogramm aus Vorlesungen und Seminaren (aber auch einem Stadtrundgang zur jüngeren Erfurter Religionsgeschichte und einem Ausflug in die Bibliothek in Gotha) wurde durch die Diskussion von Dissertationsvorhaben gefüllt. Es konnte für diese Veranstaltung auf eine längere Zusammenarbeit mit Corinne Bonnet (Toulouse/Belgische Akademie in Rom) zurückgegriffen werden, deren Arbeitsgruppe

seit Jahren Briefwechsel wichtiger Religionshistoriker um 1900 aufarbeitet und ediert. Für die Frage religiöser Individualisierung in der Antike war gerade dieser Fokus von besonderem Interesse: Begriffe wie »Mysterienreligionen« versuchen genau hier Akzente zu setzen.

»**Sakrale Räume in Rom und Latium. Kollektive Tradition und die Möglichkeiten individuellen Handelns**« war das Thema einer **Summer School** in Rom vom 29. Juni bis 4. Juli 2009, die in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Archäologischen Institut in Rom stattfand. Elf Doktorand/inn/en und Magistrand/inn/en aus Bukarest, Erfurt, Messina und Rom widmeten sich zusammen mit den Mitgliedern der Kolleg-Forschergruppe und Mitarbeiter/inne/n des Deutschen Archäologischen Instituts der Aufgabe, das Spannungsverhältnis zwischen kollektiven Traditionen und den Möglichkeiten individuellen Handelns am Beispiel Roms und Latiums zu studieren. Den Auftakt der Veranstaltung bildeten Vorträge von Henner von Hesberg und Jörg Rüpke, wobei die Bedingungen archäologischer Forschung, das Programm der Summer School und die spezifische Perspektive des Erfurter Forschungsprojektes erläutert und dann intensiv diskutiert wurden. In den darauffolgenden Tagen konnten die daraus entwickelten Fragen nach den religiösen Optionen des Einzelnen unter den Bedingungen antiker Machtverhältnisse und gesellschaftlicher Wirklichkeiten bei der Begehung der großen Ausgrabungsareale der Stadt (Forum Romanum und Kaiserfora, Forum Boarium und Holitorium, Largo Argentina) und des Marsfeldes vertieft werden. In Kontrast dazu wurde versucht, an kleinen und weniger gut bekannten antiken Sakralbezirken (Heiligtum der syrischen Götter, der Anna Perenna, Mithräum unter Santa Prisca) die private und persönliche Ebene religiösen Handelns herauszuarbeiten. Eine Besichtigung der zugehörigen Funde in den Museen der Stadt (Museo Nazionale Romano, Museo Capitolino) vervollständigte das Bild und ließ erkennen, wie fruchtbar gerade die zeitlich nahe Gesamtschau von Grabungsbefunden und musealen Objekten in der Diskussion verknüpft werden kann. Beim Besuch der außerstädtischen Ausgrabungen, denen zwei Tage der Summer School gewidmet waren, ging es darum, das Zusammenspiel zwischen Stadt und Umland und dessen Wirkung auf die religiösen Verhältnisse zu studieren; in Tibur wurden die Reste des Herkulestempels besucht, in Praeneste das überregional bedeutende Heiligtum der Fortuna Primigenia – zwei große Bauwerke hellenistischer Zeit. Bei der ganztägigen Besichtigung der antiken Hafenstadt Ostia schließlich konnte antike Religion individueller wie kollektiver Ausrichtung und Organisationsform im Rahmen von Alltagskontexten studiert werden. Zwei Befunde traten in immer neuen Variationen deutlich heraus. Zum einen das weite Spektrum von Möglichkeiten, die Sakraltopographie eines Ortes durch individuelle Entscheidungen für Kultneugründungen und deren Ausgestaltung zu beeinflussen. Das betrifft ebenso die Reihe der republikanischen Tempelstiftungen durch siegreiche Generäle wie das Wirken einzelner Stifter, die anders zu Reichtum gekommen waren. In Gotteswahl, Ortswahl, Wahl architektonischer Schemata und Details bot sich den Akteuren eine komplexe Sprache zur Umsetzung individueller religiöser Optionen. Die übliche Rede

vom »offiziellen Pantheon« einer Stadt wird hier problematisch. Gerade die gemeinsame Diskussion über architektonische Details und Zusammengehörigkeit von Funden von Statuen oder anderen Votivgaben führte auf den zweiten Punkt: Mit großem Aufwand konnten ganz unterschiedliche Inszenierungen vorgenommen, konnten unterschiedliche religiöse Erfahrungen ermöglicht werden. Die seitens des DAI vorgenommene Objektauswahl unterstrich, dass Letzteres nicht nur für Kultorte kleiner Gruppen und möglicherweise emotional intensiver Rituale galt, sondern auch Bestandteil des Zusammenspiels von Architektur, Kultbildern und Ritual in den großen »öffentlichen« Tempeln war. Der Ertrag der Summer School lag ebenso in der Vermittlung von Materialkenntnissen wie in der Diskussion von Methoden. Die gemeinsame Arbeit am Thema der religiösen Individualisierung wird mit einer gemeinsamen Tagung im November 2012 fortgesetzt.

Vom 14. bis 18. März 2010 kamen rund 40 (Post-)Doktorand/inn/en an das Max-Weber-Kolleg, um gemeinsam die Frage nach der Konstruktion und Kontrolle des Göttlichen gerade unter dem Blickwinkel individueller Spielräume im Rahmen der **Spring School »Construction and Control of Divine Others«** zu diskutieren. Dabei ging es unter anderem um die Frage, wie Götter in der griechisch-römischen Antike dargestellt wurden. Dies geschah zum einen in Form von Bildern und Gemälden, in Form von Statuen und Münzen, aber auch mit ganz anderen Techniken, beispielsweise durch die Erfindung von Namen oder das Erzählen von Geschichten, um eben diesen Göttern Gestalt zu verleihen, sie greifbar zu machen. In Vorträgen und Diskussionsrunden gingen die Teilnehmer/innen der Frage nach, auf welche Weise mit den so gewonnenen Gottheiten umgegangen wurde. Wie wurden sie verehrt und wie wurde deutlich gemacht, dass sie nicht von Menschenhand geschaffen sind? Wie entstanden und welche Rolle spielten die Bilder, die von ihnen erzeugt wurden? Neben Mitgliedern der Kolleg-Forschergruppe konnten Andreas Bendlin (University of Toronto) sowie Nicole Belayche (EPHE Paris) und Vinciane Pirenne-Delforge (Université de Liège) als Dozenten gewonnen werden. Die Veranstaltung wurde in Kooperation mit dem Europäischen Forschernetzwerk »Representation of the Divine in the Greek and Roman Worlds – FIGVRA« durchgeführt, dem auch Nicole Belayche und Vinciane Pirenne-Delforge angehören.

Aus der weiteren Arbeit der Kolleg-Forschergruppe ergab sich das Thema des Folgejahres **»Religion and the Body«**. Vom 27. bis 31. März 2011 ging es in Vorträgen und Diskussionen, Seminarblöcken und gemeinsamer Lektüre von Primärquellen um die Frage von Körpervorstellungen von Göttern und Menschen, der Leiblichkeit rituellen Handelns und weitere Fragen nach Körpern und Religion. Circa die Hälfte der Teilnehmer nutzte die Gelegenheit, thematisch einschlägige Promotionsprojekte zur Diskussion zu stellen. Aus der Vielfalt der Themen seien Askese und Martyrium sowie Kleidung von Priesterinnen und Priestern genannt. Wie auch in den Vorjahren wurden diese Themen an konkreten Beispielen, Texten oder archäologischen Befunden behandelt, aber immer in den größeren Horizont einer antiken Religionsgeschichte gestellt, die polytheistisch geprägte Praktiken griechischer und römischer Traditionen ebenso umfasst wie jüdische

und schließlich auch nichtjüdisch-christliche Praktiken und Gruppierungen. Besonderes Interesse galt dem Umgang mit dem kranken und toten Körper sowie Strategien der Repräsentation von Personen als Körper in religiösen Kontexten, etwa der weit verbreiteten Praktik, Körperteile als Votivgaben in Heiligtümern zu deponieren. Originelle Forschungsbeiträge der Teilnehmer/innen machten deutlich, wie unterschiedlich die antiken Deutungen ähnlicher Praktiken ausfallen konnten und welche Dynamik bestimmte Radikalisierungen im Umgang mit Körperlichkeit entfalten konnten. Neben Mitgliedern der Kolleg-Forschergruppe konnten Charlotte Fonrobert von der Stanford University (California) und Francisco Marco Simón von der Universität Saragossa gewonnen werden; einen Abendvortrag steuerte John Scheid als Kurzzeit-Fellow der Kolleg-Forschergruppe bei.

In Kooperation mit dem Classics Department der Princeton University (Denis Feeney und Harriet Flower) fand eine weitere International **Spring School** vom 18. bis 22. März 2012 statt. »**Historicization of Religion – Sacralization of History**« eröffnete in individualitätsgeschichtlicher Perspektive den Blick auf individuelle textliche Entwürfe historiographischen oder geschichtsphilosophischen Charakters. Daneben traten Fragen der Rezeption solcher Entwürfe sowohl in anderen Texten als auch in rituellen Gestaltungen, etwa den römischen Säkularspielen. Die Einbeziehung von jüdischem wie christlichem Material (und die Problematisierung solcher Klassifikationen, etwa gezeigt durch Markus Vinzent, King's College London, anhand der Ausbildung christlicher Identität in den ersten beiden Jahrhunderten) führte die in gewohnter Weise angelegte Arbeit bis weit in die Spätantike (siehe auch 2.3.3). Unter der Perspektive religiöser Individualisierung ist Geschichte als eine starke Identitätskonstruktion, als Inklusions- und Exklusionsmechanismus für religiöse Gruppen interessant, Geschichtsschreibung zugleich eine wichtige Gelegenheit, religiöse Individualität der »Objekte« zu beschreiben und zu betonen oder als Autor religiöse Freiräume für sich selbst zu erweitern.

Insgesamt bedeuteten die Tagungen und Spring/Summer Schools nicht nur eine deutliche Weiterentwicklung der Fragen und des Begriffsinstrumentariums der Kolleg-Forschergruppe, sondern verschafften ihr auch erhebliche internationale wie nationale Wahrnehmung und nachhaltigen Austausch; in mehreren Fällen ergaben sich daraus Fellow-Einladungen wie institutionelle Kontakte, umgekehrt konnten die in der Planungsphase anwesenden Fellows wie Mitarbeiter/innen intensiv in die Tagungsgestaltungen einbezogen werden. Damit verbanden sich die Tagungen nachdrücklich mit den in Erfurt betriebenen individuellen Forschungsprojekten,⁴ die im Folgenden kurz vorgestellt werden.

4 Die Individualprojekte wurden nach folgender Logik angeordnet: zuerst der Verantwortliche, dann Fellows (alphabetisch sortiert), dann wissenschaftliche Mitarbeiter (alphabetisch sortiert), dann Doktoranden (alphabetisch sortiert).

Jörg Rüpke (Sprecher, seit 2008). Die Arbeit im Berichtszeitraum, die insbesondere durch die DFG-finanzierte hälftige Freistellung gefördert wurde, konzentrierte sich zum einen auf die Frage nach individuellen Spielräumen religiösen Handelns. Ausgangspunkt der Untersuchung war eine Perspektivumkehr. Jüngere Untersuchungen zur religiösen »Abweichung« hatten sich auf den polemischen Gebrauch des Wortes »Aberglaube« (*superstitio*) konzentriert, das unter anderem zur Ausgrenzung sozialer Randgruppen, ethnischer Minderheiten, aber auch religiöser Praktiken von Frauen benutzt wurde. Die antiken Quellen wurden erneut gelesen, um aus ihnen auch Informationen über Bandbreiten und Intensivierungsformen religiöser Praktiken zu gewinnen. Was, so die Arbeit, sind die Grundannahmen der normativen Äußerungen über Religion? Dabei wurde deutlich, dass von Cicero im 1. Jahrhundert v. Chr. bis in die spätantiken Gesetze des 4. Jahrhunderts n. Chr. die Annahme geteilt wurde, dass authentische und individuell verbindliche religiöse Kommunikation von Einzelnen mit Göttern möglich ist. Das stellte für diese Denker die Normierung religiösen Verhaltens vor große Schwierigkeiten. Der öffentliche Umgang mit religiösen Entscheidungen Einzelner über Sakralisierung von Gegenständen oder Kultstätten erfordert so oft umständliche Konstruktionen, um die Verbindlichkeit für Dritte einzuschränken. Überraschend war der Befund, dass sich auch die Polemiken auf bestimmte Felder konzentrieren, die sich am besten mit dem Begriff individueller »Erfahrung« beschreiben lassen. Hier spielt die »Divination« – der Zugang zu göttlichem Wissen oder, anders ausgedrückt, göttliche Offenbarung – eine wichtige Rolle. Ebenso große Bedeutung besitzt die Begegnung mit Götterbildern, zumal in Tempeln. Die Befunde haben doppelte Bedeutung. Sie zeigen zum einen die große Bedeutung, die individueller religiöser Erfahrung in der Antike beigemessen wurde. Zum anderen zeigen sie eine Veränderung religiöser Vorstellungen und Praktiken in der römischen Kaiserzeit, die als »Individualisierung« angesprochen werden kann. Sie prägte das römische Religionsrecht, das einerseits Religionsfreiheit zugestand und andererseits Religion zum Gegenstand von Recht machte, und somit Bedeutung für heutige Rechtskonflikte besitzt. Jenseits des Max-Weber-Kollegs konnten die Ergebnisse im Rahmen von Gastprofessuren am Collège de France und an der Universität Aarhus vorgestellt werden; sie liegen unter dem Titel *Aberglauben oder Individualität* im Mohr-Siebeck-Verlag vor, eine französische Übersetzung wird bei Presse universitaire de Paris-Sorbonne erscheinen, italienische und spanische Übersetzungen stehen kurz vor dem Abschluss.

Ausgangspunkt des zweiten Feldes war eine begriffsgeschichtliche Untersuchung zur Konzeptualisierung religiöser Pluralität und Devianz. Vorstudien haben gezeigt, dass *religio* in römischer Zeit als anthropologisches Konzept Verwendung findet und sich nicht eignet, Pluralität oder Individualität zu beschreiben. Begriffe wie *secta* oder *disciplina* können in Gruppen praktizierte Lebensführungsstile beschreiben, werden aber erst spät auf »Religionen« übertragen. Aus den begriffs- wie rechtsgeschichtlichen Beobachtungen ergeben sich neue Perspektiven für die Konzeptualisierung religionsgeschichtlicher Entwicklungen in der Antike und ihrer individualitätsgeschichtlichen Di-

mension. Einen ersten Niederschlag findet dies in einer monographische Studie, die unter dem Titel *Von Jupiter zu Christus* (Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2011; spanische Übersetzung Eduvim 2012, englische Übersetzung bei Oxford University Press 2013, italienische Übersetzung bei Morcelliana 2013, jeweils abgeschlossen) Perspektiven der »Reichs- und Provinzialreligion« mit der religiösen Individualisierung verbindet.

Das dritte Arbeitsfeld bildeten rituelle und textliche Praktiken der Selbstreflexion und der Aneignung religiöser Traditionen in unterschiedlichen religiösen Kontexten und Gruppen, die gewissermaßen die Kehrseite der Identitäts- und Grenzziehungsdiskurse religiöser Gruppen bilden. Hier wurden einerseits ritualtheoretische oder -kommentierende antike Texte, andererseits jüdisch-christliche Texte des 2. bis 4. Jahrhunderts n. Chr. untersucht, um auch weiträumige Austauschprozesse aus dem und in den Vorderen Orient in den Blick zu nehmen. Bei ersteren wurde an Texten der römischen Republik wie Kaiserzeit deutlich, welche Spielräume individueller Aneignung die Reflexion kollektiver ritueller Praktiken boten. Bei Letzteren zeigten sich sowohl in der Textproduktion Strategien »visionärer Individualität« als auch Rezeptionszeugnisse individualisierender Lektürepraktiken (Hebräerbrief, Hirte des Hermas, Chronograph von 354) und historiographische Konstruktionen (Varro, Valerius Maximus). Hier zeichnet sich ein wichtiges Arbeitsfeld für die zweite Förderphase ab.

Clifford Ando (Fellow, 8/2009–1/2010; erneuter Aufenthalt 6/2013–1/2014 aus Mitteln der Humboldt-Stiftung, Annie-Bessel-Preis). While at the Max Weber Center under the aegis of the Kolleg-Forschergruppe, I pursued two projects. One concerned the use of law to structure the Roman Empire: some of its themes were explicitly religious, others concerned the status of persons under the law. In particular, I wished to argue that the gradual extension of a Roman law of persons to the empire as a whole paved the way for new forms of political subjectivity. This in turn proved instrumental to developments in the domain of religion. The dominant models of religion in the Roman Empire view the institutional, social and affective structures of religion as homologous with the structures of political life. The adherence of individuals to such cults was then assumed to follow upon local structures of political belonging: as cities each had their own gods, so citizens worshipped the gods of their cities. To a very large extent, this modern understanding harmonizes with that elaborated in Roman political and legal texts of the first centuries BCE and CE. On the one hand, Roman laws organizing life in small towns restrict religious authority over the town largely to magistrates, and on the whole to the same social and political collectives that are ascribed authority over civic life in its secular dimensions. Likewise, even when the Romans conquered or punished local municipalities, they assumed that local social order was best preserved by sustaining pre-existing institutions of religion, and that membership in a polity of whatever kind would be expressed through participation in a shared set of cults. This is not to say that the Romans thought individual or group religious life consisted only of such cults, but they do seem to have

assumed such structures essential to, and ubiquitous with, civic life. As a Fellow of the Max Weber Center, I investigated the gradual disintegration of the homologies that sustained this system. In particular, I argue that the gradual disarticulation of forms of political and religious belonging, and the concomitant development of an understanding of religion as a constituent of individual identity (and ultimately an existential choice in the constitution of a self), followed upon long-term changes in the structures of political life, which were themselves unwittingly set in motion by Roman governance. My project begins with a study of the governance of communities and persons in Roman law and administration, and attempts to demonstrate how the practices of administration worked, in all likelihood unintentionally, to interpellate individuals as subjects of empire and to atomize them in respect to local civic structures, particularly of politics but of necessity also of religion.

A book arising from that project has appeared in English (*Law, Language and Empire in the Roman Tradition*, Philadelphia: University of Pennsylvania Press 2011) and will appear in French (*Le Droit et l'Empire. Invention juridique et réalités politiques à Rome*, Paris: Odile Jacob 2012).

The second project on which I toiled at the Max Weber Center is now nearing completion. This concerned the conceptualization of religion and religious subjects in legal and political writings under the Roman Empire, and, as a related matter, the rise to prominence in religious discourse of models of religion in which the conversion of the individual plays a prominent role. This book will be published first in French (*Religion et gouvernement dans l'Empire romain*, Paris: Editions du Cerf, provisionally scheduled for publication in 2012). This was the project most directly connected to the topics discussed by the Kolleg-Forschergruppe, and the support of the Max Weber Center for this work will be fully acknowledged. The collegiality and conversation of fellows in the Forschergruppe were essential to the progress of my work, and the hospitality of the Max Weber Center was exemplary.

Jan Bremmer (Fellow, 1/2012). The project I presented in a Guest Lecture is entitled "Orpheus, Orphism and the Orphic Mysteries: Old Problems, New Discoveries". The steady discovery of new Orphic texts enables us to look at the origin of the Orphic-Bacchic Mysteries with a fresh eye. In my contribution I first made some observations on Orpheus and Orphism in the light of our present knowledge, and in the main part of my lecture I showed that the Orphic-Bacchic Mysteries are the fruit of a convergence of the worship of Dionysos Bacchos in the eastern part of the Greek world with ideas taken from Orphism in the western part of the Greek world. The final result was the flourishing of Orphic-Bacchic Mysteries for a few centuries, but these always co-existed with Dionysiac Mysteries without Orphic influence.

Richard Gordon (Internal Fellow, seit 2008). Geographische Mobilität und Schriftlichkeit sind die zwei wichtigsten Motoren der Individualisierungsprozesse in der Magie, die in meinem Projekt »Griechisch-römische Magie« beleuchtet werden sollen. Weder Familientradition noch implizite Normen gelten in der Fremde; der Konkurrenzdruck zwingt den Praktiker, neue Rezepte und Verfahren zu entwickeln, neue Handlungsnischen zu entdecken. Aus dem Dorf-Rhizotomos bzw. Geisterbeschwörer wird allmählich ein umherziehender Magier, ein Wissender, ein Experte, der – wie Empedokles, Pankrates oder Mithrobarzanes – eine ganze Reihe von außergewöhnlichen Fähigkeiten und Wundertaten anbietet. Eine wichtige Rolle bei solchen Innovationsprozessen spielen Techniken bzw. Modelle, die aus der Welt des kollektiv-legitimen Wissens übertragen werden (v.a. Sprüche, Redewendungen, Divinationstechniken, Krankheitsbilder, Götternamen). Abgesehen von der Fixierung bzw. Inventarisierung von Rezepten und magischen Formeln und einer ganzen Reihe von paragraphischen Verstellungsmodi, ermöglicht Schriftlichkeit sowohl das Zusammenfügen bzw. Verschmelzen grundverschiedener magischer Traditionen (z.B. die gräko-ägyptischen magischen Papyri) und verwandter okkulten Wissenspraxis (z.B. Astrologie/Planetenlehre) als auch die Artikulation neuer Theorien (z.B. die Naturmagie des Pseudo-Demokrit auf der Basis der stoischen Sympathie-Lehre; *onomata barbarika* als eine Göttersprache, die eine direkte Verbindung zwischen Magier und dem himmlischen Adressaten herstellt). Weitere Folgen sind die Entwicklung neuer Divinationsverfahren, die auf Schriftlichkeit basieren (Sortes *Astrampsychi*; Demokrits *Sphära*; das »Zaubergerät von Pergamum«); die zunehmende Ausblendung der pharmakologischen Komponente ritueller Handlungen zugunsten der Invokation (insbesondere die Entwicklung des *onoma barbarikon*) und die Verbreitung neuer Amulettentypen, deren Wirkung grundsätzlich eine schriftliche ist. Durch Schriftlichkeit wurde nicht nur das »magische Gedächtnis« enorm vergrößert, mit entsprechender Erweiterung der Verfahrensmöglichkeiten wurde die Praxis der Magie zunehmend marktorientiert.

Veit Rosenberger (Internal Fellow, seit 2008). Zwei Projekte werden im Kontext der Kolleg-Forschergruppe bearbeitet: »Orakel in der Alten Welt. Religiöse Optionen und das Individuum« und »Heilige Speisen. Ess- und Trinkgewohnheiten spätantiker Mönche«. Die Erkundung von Zukünftigem und die Suche nach göttlicher Entscheidungshilfe begegnen uns in allen Kulturen der antiken Mittelmeerwelt. In diesem Projekt soll der Frage nachgegangen werden, inwieweit der Umgang mit Orakeln Einblicke in Individualisierungsprozesse ermöglicht. Auch wenn viele Städte etwa in Delphi anfragten und die Antworten sammelten, spielte sich der Großteil der Orakelkonsultationen jenseits der Polisreligion ab; Orakel wurden von Individuen konsultiert. Unter anderem werden in dem Projekt die folgenden Aspekte behandelt: (1) Spielräume bei der Anfrage an ein Orakel; (2) Spielräume bei der Auswahl einer Orakelstätte, Einzugsgebiete von Orakelstätten; (3) Orakel als Hilfe und Legitimation von religiösen Entscheidungen (Auswahl der Götter, denen geopfert werden soll, Finanzierung eines Heiligtums, Gründung eines

Orakels); (4) individuelle Entscheidungsprozesse bei Weihgeschenken (etwa in Bezug auf Form, Größe, Material oder Inschrift des Namens). Auch wenn der Schwerpunkt auf der griechischen Welt liegt, ist aufgrund der wechselseitigen Einflüsse stets auch der Umgang der Römer mit Divination zu beachten. Zu diesem Thema hat am 7. und 8. Oktober 2011 die oben beschriebene Tagung »Oracles in the Ancient World« stattgefunden.

Das zweite Projekt ist dem Teilbereich 2.3.3 zugeordnet.

John Scheid (Fellow, 3/2011). Ich war vom 21. März bis 3. April 2011 zu einem Forschungsaufenthalt im Rahmen der Kolleg-Forschergruppe »Religiöse Individualisierung in historischer Perspektive« am Max-Weber-Kolleg eingeladen. Während dieses Aufenthaltes habe ich an einem umfangreichen Essai über »La cité, l'individu, la religion« gearbeitet, dessen erster Entwurf so zu Ende geführt werden konnte. In diesem Buch versuche ich, die Rolle des Individuums in der Civitas in Bezug auf die Religionspraxis zu untersuchen und verschiedene Überinterpretationen zu berichtigen. Das Buch soll im Oktober 2012 endgültig abgeschlossen sein. Ich habe mit Doktoranden diskutiert und ebenfalls einen Vortrag über »Civitas und religiöse Praxis« gehalten, nach dem eine lebhafte Diskussion stattfand. Ich habe überhaupt während dieser zwei Wochen im Max-Weber-Kolleg mit vielen Kollegen und mit Doktoranden über mein Vorhaben diskutieren können und habe so viele gute und wertvolle Hinweise und Reaktionen erhalten, die dem Buch zugutegekommen sind. Für die herzliche Aufnahme und die Diskussionen bin ich dem Max-Weber-Kolleg und den Kollegen sehr dankbar.

Katharina Waldner (Internal Fellow, seit 2009). Das Projekt »Mysterienkulte, Jenseitsvorstellungen und Individualisierung in der antiken Religionsgeschichte« wird im Rahmen der Kolleg-Forschergruppe »Religiöse Individualisierung in historischer Perspektive« in Kooperation mit Wolfgang Spickermann und Veit Rosenberger durchgeführt. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurden die antiken Mysterienkulte als ein eigener Typ von Religion (re)konstruiert, der – im Gegensatz zu der kollektivistischen Polisreligion – individuelle Bedürfnisse nach »Erlösung« befriedigt habe und so als Vorläufer des Christentums gelten könne; dies verband sich für die Mysterienkulte der römischen Kaiserzeit mit der Behauptung, dass Mysterienkulte ein typisch »orientalisches« Phänomen seien. Allein die Rekonstruktion dieser Forschungsgeschichte ermöglicht es, den wichtigsten Beitrag der modernen antiken Religionsgeschichte zum Diskurs um Individualisierung von Religion zu erfassen. Nicht dies steht jedoch im Mittelpunkt des Projektes, sondern eine Relektüre der antiken Quellen, insbesondere der archaischen und klassischen Zeit. Da die Begrifflichkeit der älteren Forschung (»Mysterienreligionen«, »Erlösungsreligion«, Orientalismus) zu Recht kritisiert und überwunden wurde, geriet die Frage nach der individuellen Dimension von Mysterienkulten, die bereits in der Antike als eigener Typus von Ritualen wahrgenommen wurden, in Vergessenheit. Dies gilt auch für deren Verbindung zu Jenseitsvorstellungen, die seit dem 6. vorchristlichen Jahrhundert am deutlichsten im Fall

der Mysterien von Eleusis und den Dionysos-Mysterien fassbar ist. Hier setzt mein Projekt erneut an und fragt, welcher Stellenwert der Option der Mysterien-Einweihung im System der antiken Polisreligion zukam. Die Mysterienrituale werden dabei im vielfältigen Diskurs über Jenseitsvorstellungen kontextualisiert. Diesen Diskurs selbst gilt es erneut zu rekonstruieren, denn er erlaubt Aussagen darüber, wie Persönlichkeit und Individuum in dieser Gesellschaft konzeptualisiert wurden. Die Einweihung in Mysterien erscheint so neben Bestattungsbräuchen als rituelle *performance* eben dieser Konzepte und damit auch von Individualität.

Markus Vinzent (Fellow, 3/2012–6/2012). Das Teilprojekt zur Historisierung von Religion und zur Sakralisierung von Geschichte fügt eine weitere Facette zur Individualisierungsfrage von Religion hinzu, da die These geprüft wird, inwiefern die Anfänge des Christentums als historische Genese aus der bewussten Reflexion eines individuellen Offenbarungsträgers Paulus ableitbar sind, wie dieser durch den römischen Lehrer Marcion im 2. Jahrhundert konstruiert und gelesen wird. Auch wenn seit dem Ende des 2. Jahrhunderts n. Chr. bis zum heutigen Tag eine institutionelle Orthdoxiegeschichte des frühen Christentums kursiert und unser Bild von den Anfängen des Christentums prägt, für dessen innere Dehnbarkeit und Varianz die dennoch gesamtkirchlich verantworteten vier kanonischen Gemeindeevangelien des Neuen Testaments stehen, setzt das Forschungsprojekt mit der Kritik an einer solchen Apostolisierung ein. Es steht hiermit bewusst in der Tradition der Spätaufklärung und der frühen Tübinger Schule, die – auch wenn noch grundsätzlich an der kirchlich-institutionellen Verortung der Anfangsschriften festgehalten wurde – doch bereits der Individualisierungsfrage nachgegangen ist. Zunächst wird der weitgehende Konsens, was die Datierung der kanonischen Evangelien betrifft, in Frage gestellt und aufgezeigt, dass der Reeder und Lehrer Marcion von Sinope in Rom nicht nur das erste uns bekannte Evangelium geschaffen hat, sondern auch alle weiteren Evangelien von diesem unmittelbar oder wenigstens mittelbar abhängig sind. Weder auf Jesus noch auf Paulus gehen die Anfänge der »neuen« Religion folglich zurück, sondern auf einen gebildeten Philologen, begeisterten Paulusleser und -sammler und pfiffigen Geschäftsmann. Er hat nicht nur der zuvor wesentlich jüdischen Sekte ein individuelles Profil gegeben, sondern dieses auch innerhalb des römischen Umfelds institutionell eingerichtet. Individualität steht insofern nicht gegen Institutionalisierung, sondern ist geradezu deren Voraussetzung. Auf der von Marcion geschaffenen Basis und in kritischer Auseinandersetzung mit ihr entstanden die grundlegenden Schriften des Neuen Testaments, die vier später kanonisch genannten Evangelien, die Apostelgeschichte, wurden die Sakramente entwickelt usw. Das Projekt umfasst die Verfeinerung des bereits von Theodor Zahn, Adolf von Harnack und jüngst Dietrich Roth rekonstruierten Evangeliums von Marcion und einen auch die Synoptiker umfassenden umfangreichen Kommentar desselben in sechs Bänden.

Martin Pickavé (Fellow, 6/2012). Martin Pickavé arbeitete für einen Monat als Gastwissenschaftler der Kolleg-Forschergruppe »Religiöse Individualisierung in historischer Perspektive« am Max-Weber-Kolleg. Er arbeitet zur Zeit an einem größeren Forschungsprojekt zum Thema »Agency and Individuality« in der Philosophie des Mittelalters. Ein Teil dieses Projekts beschäftigt sich mit abstrakten ontologischen Fragen zur Natur der Objekte, denen wir Handlungen oder andere Formen des Tätigseins zuschreiben; ein weiterer Teil thematisiert die Theorie menschlichen Handelns. Diesen letzteren Teil bearbeitete er in Erfurt. Von besonderem Interesse war dabei die Handlungstheorie Meister Eckharts. Wie so vieles in Eckharts Lehre wirkt seine Auffassung von (idealer) menschlicher Handlung auf den ersten Blick paradox. Menschlichem Handeln ist es eigentümlich, dass es auf Zwecke ausgerichtet ist; für Eckhart sollen wir im Handeln jedoch von einem Warum absehen. Weiterhin denkt sich Eckhart den Zustand moralischer Vollkommenheit als einen, in dem wir von allen kreatürlichen Bindungen losgelöst sind. Bedeutet dies, dass der vollkommene Mensch seine Individualität aufgibt? Ausgehend von diesen Grundfragen für das Denken Eckharts hat Martin Pickavé während seines Aufenthalts am Max-Weber-Kolleg eine erste Fassung eines längeren Aufsatzes »Eckhart über Freiheit und Autonomie« verfasst. Ferner war ein Buchkapitel zu Thomas von Aquins Auffassung von Willensschwäche abzuschließen.

Mit Markus Vinzent (siehe oben), aber auch mit Barbara Bartocci und Walter Senner OP (Rom), der zu diesem Gespräch anreiste, konnte Martin Pickavé als sachkundiger Philosophiehistoriker deren Ausgabe und Übersetzung von Eckharts sogenannten »Pariser Quaestionen« ausführlich diskutieren.

Annette Hupfloher (wissenschaftliche Mitarbeiterin, 10/2008–9/2012). Meine Aufsätze zu den »Grenzen der Polisreligion« setzen der weit verbreiteten und forschungshistorisch vorherrschenden kollektivistischen Perspektive auf die antike griechische Religion eine dezidiert »individualisierende« entgegen. Während das Konzept der »Polisreligion« die Funktion der antiken griechischen Polis als Personenverband mit einem alles umfassenden Anspruch auf Regelung der Lebensführung ihrer Mitglieder betont, werden hier einzelne Akteure und ihre spezifischen Handlungsspielräume im Rahmen der antiken Polis thematisiert (z. B. in der Fragestellung nach Kultgründungen), individuelle Praktiken (wie Divinationspraktiken, Heilungsrituale) herausgearbeitet und im Gegensatz zu traditionellen Forschungspositionen betont (statt marginalisiert). Personengruppen unterhalb der Ebene des Poliskollektivs mit ihren gruppenspezifischen Bedürfnisstrukturen (Gender- und Altersdifferenzierung) werden studiert, aber auch soziale Formationen, die die Polis transzendieren, indem sie größere Allianzen (Netzwerke) bilden. Insgesamt geht es also auch um Korrelationen zwischen Individuum und Gruppe(n) (verschiedener Ausdehnung). Dieser Ansatz ist selbst dann tragfähig, wenn die Rekonstruktion von Erlebniswelten (etwa Träume im Rahmen von Heilungs- und Divinationsritualen) unternommen wird, deren Inhalte ja sozial geformt sind.

Die Forschungsvorhaben richten sich auf zwei Themenbereiche, in denen die Aktivitäten von Individuen in der Überlieferung antiker polytheistischer Systeme besonders gut fassbar sind, aber bisher nicht intensiv erforscht wurden: Handlungsspielräume und Erlebniswelten von Individuen. Die Überlieferungslage zu beiden Bereichen ist schon für die klassische Zeit in Griechenland gut; in hellenistischer Zeit und in der römischen Kaiserzeit nehmen die Zeugnisse (antike Literatur, Inschriften und archäologische Zeugnisse) zu und zeigen zum Teil sogar eine autobiographische Perspektive. Die Analyse dieses Materials zielt darauf, das Konzept der »Polisreligion« durch zusätzliche Perspektiven zu hinterfragen, zu modifizieren und nach Möglichkeit eine alternative Beschreibung der Relation zwischen Polis und Individuum zu erarbeiten. Die Analyse erfolgt mit historischen und kulturwissenschaftlichen Methoden (Text- und Kontextanalyse, Ikonologie) und mit vergleichenden Ansätzen, was die Ausarbeitung von Ähnlichkeiten und Unterschieden in Hinblick auf rezente und zeitgenössische religiöse Praktiken angeht.

Diese Arbeiten zeigen, dass die öffentlich geübten und sichtbaren, kollektiv organisierten Riten im antiken Griechenland lediglich ein Teil des religiösen Feldes waren, dass es relativ breite Handlungsspielräume für individuelle Praktiken gab, dass sogar Anpassungen des tradierten Götterspektrums und der religiösen Riten an die Bedürfnisse einzelner Personen (Individualisierung religiöser Traditionen) gut bezeugt sind. Dies gilt nicht nur für die hellenistische Zeit, der von der Forschung traditionell die Betonung des Individuellen in allen Lebensbereichen zugeschrieben wird, sondern im Bereich der Religion schon für die klassische Zeit und auch für die römische Kaiserzeit.

Das Projekt wurde mit einer kumulativen Habilitation erfolgreich abgeschlossen.

Eran Almagor (Postdoktorand, 4/2011–7/2011). The time I spent at the Max Weber Center was the Summer term of 2011 (April–July). My project was “Religious Practice and Belief as Elements in the Definition and Individualization of the Self in Plutarch’s Corpus”, examining the significance of religion in the individualization and self-definition of persons in the works of the imperial Greek biographer and moralist Plutarch. Adopting a new approach, my project set out to study Plutarch’s portrayals of ancient religious beliefs and practices in light of the question of their significance for individual self-identification, or to explore religion as a criterion of characterization, a standard of classification of types of psyches, and examine its relation to kinds of virtues and vices. Three methods were involved in the project: finding direct references to what may be broadly defined as religious beliefs and practices, describing Greek, Roman or foreign groups and individuals in the corpus of Plutarch; addressing the imagery involved in Plutarch’s depictions of these beliefs and practices, evaluating their narratological role in the stories of individual biographies; surveying Plutarch’s references to his own beliefs and practices in an attempt to draw a picture of the religious self this author presents of himself. I greatly benefited from the opportunity to use the library of Erfurt University, to have consulted the databases provided by the Max Weber Center and especial-

ly from the prospect of discussing my project and many other ideas with distinguished scholars and students based in Erfurt as well as visiting academics, not only in the weekly Kolleg-Forschergruppe seminar but also in private meetings. During my stay in Erfurt, I have written three papers and part of a monograph, which are forthcoming this year or in the next, since publication schedules have been delayed. These are a chapter in the forthcoming *Cambridge Companion to Plutarch* (2013), entitled “Plutarch and the Barbarians”, which has a section on the religion of non Greco-Roman religions; another chapter in the forthcoming *Blackwell Companion to Plutarch* (2013), entitled “Plutarch’s Lives of Aratus and Artaxerxes”, in which I also address questions of individual self-identification through beliefs and practices; the introduction to my co-edited volume on *Ancient Ethnography* (Bristol Academic Press, forthcoming, end of 2012), which also deals with the perception of religious practices. My monograph *Plutarch and the Persica* (Edinburgh University Press, forthcoming, 2013) includes part of the work I have done in Erfurt and the paper I gave in the Kolleg-Forschergruppe.

Ioanna Patera (Postdoktorandin, 4/2010–3/2012). Since the problem of “religion” is unresolved, historians of Greek religion tend to examine the relations between divinities, festivals and rituals in order to understand and interpret Greek conceptions of gods and practices. From a more theoretical perspective, the notions of religion, ritual and ritualization are all thoroughly examined on linguistic as well as anthropological levels in this project on “Objects within Ritual: Interpretation of Ritual Practices in Ancient Greece”. While individual rituals have received extensive treatment, a comprehensive examination of the actual practices is still lacking. The objects connected with Greek sanctuaries, as mentioned in literary texts, listed in inscriptions and found in archaeological excavations, are usually considered as belonging to general categories. The terms “ritual object” and “cult object” are commonly used without justification. A hierarchy of terms, such as “sacred”, “ritual” and “useful”, is raised as a blanket response to generally agreed assumptions about the correspondence between specific objects and the role they are thought to fulfill within a sacred space. But our all-encompassing rubrics of “offerings”, “ritual” or “sacred objects” do not correspond in an effective way to the categories that the Greeks developed according to other criteria. The inappropriateness of these modern concepts as translations of their Greek equivalents should force us to reconsider the very concepts of object and of ritual. In fact, Greek categories are named, for example, after the material, after a particular use or after their status as possessions. Usefulness, either sacred or profane, is also taken into account. On the other hand, it appears more and more clearly that most types of objects cannot be linked to specific divinities or their nature. Significantly, objects appearing in the myths of a given divinity or in inscriptions related to its cult do not necessarily appear in its sanctuaries. What we are left with is the search for ritual gestures to be reconstructed in specific contexts. The function of particular objects, which are more or less important in different cults, are tools for retrieving the concept of

“object” as well as for understanding its use within ritual. Starting with objects, the interpretive systems of rituals through mechanical and often groundless paradigms need to be reconsidered. Practices, performers and divine recipients may be recognized through what circulates between them in media of communication and its material traces. This project was completed with the submission of a habilitation thesis in March 2012.

Marios Skempis (Postdoktorand, 5/2010–2/2013). Ausgangspunkt des Projektes »Göttliche Liebesvermittlung. Die Narrativierung des Hermes als Gott der erotischen Initiation in der archaischen und klassischen Zeit des antiken Griechenland« ist die sowohl konzeptionelle (mythologische und ikonographische) als auch pragmatische (rituelle und kultische) Verbindung des griechischen Gottes Hermes mit der erotischen Initiation und Sozialisation von Männern. Dieser Komplex wurde bis jetzt weder in den Altertumswissenschaften noch in der Religionsgeschichte untersucht. Konkret tritt damit das Verhältnis des Hermes zu den traditionellen Göttern der Liebe, Aphrodite und Eros, in den Mittelpunkt der Untersuchung. Im ersten Teil des Projektes werden poetische Texte aus der griechischen Archaik und Klassik analysiert, in denen von Hermes als Liebesvermittler bzw. Kuppler und Gott der Initiation in epischen Texten erzählt wird. Das Untersuchungsmaterial bleibt dabei allerdings nicht auf literarische Texte beschränkt, sondern wird in einem zweiten Arbeitsschritt auf den Bereich des Kultes, des Rituals und der bildlichen Darstellungen ausgeweitet. Denn im religiösen Diskurs der griechischen Antike – so die Grundannahme – interagieren Text, Bild und Kult bei der kulturellen Erzeugung eines ausgeprägten und differenzierten Bildes eines »erotischen« Gottes Hermes, das auch eine deutlich soziomorphe und zugleich rituelle Dimension aufweist: Hermes initiiert junge Männer von der Adoleszenz ins Männerkollektiv und erwachsene Männer in die Vermählung. Hauptziel ist es zu zeigen, dass Literatur als Medium von Religion in Texten der griechischen Archaik und Klassik fungiert und dass der literarische Diskurs um Götter einen Sitz im Leben hat, der mit Hilfe der Ikonographie und des Kultes hinreichend rekonstruiert werden kann. Zugleich stellt sich die Frage, wie sich diverse literarische Gattungen im Diskurs um das Imaginäre und das Pragmatische der antiken Religion positionieren. Einen ertragreichen Ansatz zur Analyse der Wechselwirkung dieser Faktoren in der Literatur bietet die Narratologie, da sie es erlaubt, die formale Struktur mythischer Erzählung in ihren gattungsspezifischen Ausprägungen ebenso wie in ihrer religionsgeschichtlichen Pragmatik durchsichtig zu machen.

Marlis Arnhold (Doktorandin, 10/2008–5/2012). Unter dem Titel »Transformationen stadtrömischer Heiligtümer während der späten Republik und Kaiserzeit« richtete sich das Augenmerk meiner Arbeit auf das Weiterleben von Tempelbauten während der Jahrzehnte und Jahrhunderte nach ihrer Errichtung. Dazu wurden sieben größere Kultareale der Stadt Rom mit insgesamt fünfzehn Tempelbauten sowie ein weiteres Kultareal im benachbarten Ostia mit drei Tempelgebäuden untersucht. Mit anderen Kultstätten der

Stadt Rom und ihrer Umgebung verbindet diese Heiligtümer der Umstand, dass ihre Existenz bereits mindestens seit dem späten 19. oder der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts bekannt ist. Vor allem während der 1920er und 1930er Jahre hatte man umfangreiche Arbeiten zur Freilegung ihrer Architekturen durchgeführt. Mit den Architekturen der Kultgebäude richtete sich der Blick vor allem auf die republikanischen Phasen der Heiligtümer, da man die Bauten während dieser Zeit wiederholt niedergelegt und größer und prächtiger von Grund auf erneuert hatte, während die Gebäude in der Kaiserzeit zumeist bestehen blieben und Renovierungen erfuhren. Auch interessierten die übrigen und vielfach kaiserzeitlichen Architekturen im Umfeld der Tempelbauten nur in seltenen Fällen. Die Akteure hinter den Baumaßnahmen rückten in Person republikanischer Feldherren oder des Kaisers in den Mittelpunkt der Auseinandersetzungen.

Sowohl die Frage nach dem Weiterleben von Heiligtümern als auch jene nach den Akteuren der Veränderungen zeichnen sich folglich als Desiderate aus diesem Forschungsstand ab, während der von Heiligtum zu Heiligtum stark abweichende Stand der Aufarbeitung der Befunde eine neue Auseinandersetzung mit diesen erfordert. Die Herausforderung dieser Arbeit bestand darin, die übergreifende Analyse mit der zwingend notwendigen Diskussion der Befunddetails in Einklang zu bringen. Dies gelang auf eine sowohl für Archäologen als auch Religionswissenschaftler und Althistoriker verständliche Weise.

Um dem zweifachen Anspruch einer übergreifenden Analyse bei gleichzeitiger Befunddiskussion gerecht zu werden, wurden die Untersuchungen als Fallstudie angelegt. Das Augenmerk richtete sich vor allem auf Gruppierungen mehrerer Tempelbauten im Bereich des mittleren und südlichen Marsfelds, des Forum Holitorium und nördlichen Forum Boarium. Die Annäherung an die einzelnen Kultstätten erfolgte, indem alle vorhandenen Strukturen im Umfeld der Tempelgebäude in die Betrachtungen einbezogen wurden und die an sie gerichteten Fragen der generellen Verfügbarkeit von Raum sowie der Sichtbarkeit der Gebäude, Kulteinrichtungen und Handlungen, der räumlichen Konzeption der Heiligtümer und den Möglichkeiten der Nutzung durch unterschiedliche Akteure galten.

Strukturen, die den Bezirken zugerechnet werden können, und Monumente im städtischen Umfeld der jeweiligen Heiligtümer spielten in gleicher Weise eine Rolle für das Verständnis der Veränderungen, wobei die Analyse von einander benachbarten Kultstätten und größeren zusammenhängenden Arealen die Aussagekraft der Befunde erhöhte. Erst die Gegenüberstellung etwa des sogenannten Tempels der Via Botteghe Oscure und der Area Sacra des Largo Argentina führte das Vorgehen während der Wiederaufbauarbeiten nach dem Brand des Jahres 80 n. Chr. in vollem Umfang vor Augen. Erst die gemeinsame Betrachtung der drei Heiligtümer des Forum Holitorium mit den Kultstätten auf der Nordseite des Circus Flaminius einschließlich der Tempel für Apollo und Bellona offenbarten, dass die Arbeiten der augusteischen Zeit nicht zeitgleich, sondern zu verschiedenen Zeitpunkten über mehrere Jahrzehnte hinweg durchgeführt wurden. Dies

erweist sich nicht nur für die Frage nach den Bauherren der Eingriffe, sondern auch für das Verständnis der augusteischen Unternehmungen als gezielt umgesetztes Bauprogramm als zentral. Aber erst die Zusammenschau der Kultstätten des Forum Holitorium mit der Area Sacra von San Omobono und dem Portunus-Tempel im Forum Boarium vermittelte einen besseren Eindruck des antiken Erscheinungsbilds dieser zusammenhängenden Areale. Deren Gestalt hatte man während der Arbeiten der 1930er Jahre erheblich verändert, wobei lediglich die inzwischen publizierten Grabungstagebücher Einblick in die Unternehmungen diese Jahrzehnts gewähren.

Ferner erfolgte die Einbeziehung der Ostienser Area Sacra dei Templi Republicanum nicht allein aus dem Bestreben heraus, den stadtrömischen Beispielen ein weiteres, etwas besser aufgearbeitetes Kultareal hinzuzufügen. Die gezielte Gegenüberstellung der Templi Republicanum mit der Area Sacra des Largo Argentina erwies sich vielmehr aufgrund der zahlreichen Nebengebäude und des Versammlungsgebäudes dieser Kultareale als lohnenswert. Auch im Fall dieser Heiligtümer gestattete das Vorgehen, die baulichen, räumlichen und funktionalen Veränderungen in einem breiteren Kontext zu betrachten und somit zu historisieren. In diesem Sinne wurden stets auch die verfügbaren epigraphischen und literarischen Quellen in die Analyse einbezogen und eingehend diskutiert.

Die vielfältigen Ergebnisse dieser Untersuchungen lassen sich wie folgt zusammenfassen: Das skizzierte Vorgehen ermöglichte zu jedem der behandelten Heiligtümer neue Erkenntnisse, was mit Blick auf den Erhaltungszustand der Strukturen und den Grad ihrer bisherigen Untersuchung keineswegs in allen Fällen im erzielten Umfang zu erwarten war. Dies gilt sowohl für den eigentlichen Betrachtungszeitraum der späten Republik und Kaiserzeit als auch die früheren vorchristlichen Jahrhunderte, auf die bei der Rekonstruktion der Bauphasen wiederholt eingegangen wurde. Dabei konnten nicht nur den bekannten Bauphasen zahlreiche bislang nur am Rande und isoliert wahrgenommene Strukturen zugewiesen werden, es wurden auch neue, zuvor unbekannte Bauphasen erschlossen. Als Beispiel dafür kann die umfassende Renovierung des Botteghe Oscure-Tempels in tiberisch-claudischer Zeit genannt werden. Hinsichtlich der Art und Weise, wie die Eingriffe in den Kultstätten erfolgten, wurde veranschaulicht, dass sich Wandel nicht nur in Form veränderter Handlungen oder Veränderungen an den Bauten vollzog, sondern auch die mehrfache Wiederholung derselben Handlungen – etwa das Aufstellen von Statuen – dazu führte, dass sich das Erscheinungsbild, die Nutzung und Funktion von architektonischen Räumen wandelten.

Das Promotionsvorhaben wurde mit der mündlichen Prüfung im Juli 2012 erfolgreich abgeschlossen.

Julietta Steinhauer (Doktorandin, Cotutelle mit St Andrews, 9/2009–9/2010). In meinem Dissertationsprojekt »Kultvereine in Handelszentren der griechisch-römischen Antike« beschäftige ich mich mit Kultvereinen, deren archäologische und epigraphische

Hinterlassenschaften im Kontext wichtiger Handelsstädte, meist mit Zugang zu Seehandelswegen, zu finden sind. Religiöse Kultvereine traten in Griechenland hauptsächlich ab der hellenistischen Zeit in Erscheinung, was sicherlich mit dem allgemeinen Anstieg epigraphischer Zeugnisse im griechischen Raum ab dem 4. Jahrhundert v. Chr., vor allem als Folge der Expansionspolitik Alexanders des Großen, zu erklären ist. Diese trug auch dazu bei, dass sich bestimmte Handelszentren multikulturell und kosmopolitisch ausbildeten. In diesen, mit dem Hellenismus und der Etablierung des Römischen Reiches expandierenden Zentren, entwickelten sich Kultvereine sowohl altbekannter Gottheiten als auch (noch) »fremder« Götter, vor allem im 3. Jahrhundert v. Chr. Letzteren schenke ich in meinem Projekt besondere Aufmerksamkeit sowohl aufgrund ihrer Quantität als auch aufgrund ihres zeitlich begrenzten Wirkungsrahmens (ca. 300 v. Chr. [Griechenland] – 300 n. Chr. [römisches Italien]). Für mich gilt es zu untersuchen, ob und wie sich die Verehrer dieser »fremden« Götter in Kultvereinen organisierten, in neuem Kontext assimilierten, (physisch) einrichteten und schließlich etablierten. Dabei spielen sowohl die Wahl der in den jeweiligen Inschriften benutzten Sprache als auch die der architektonischen Formen und – damit zusammenhängend – die Verortung der Kultstätten und Kultlokale im urbanen und sakralen Kontext eine wichtige Rolle. Im Vergleich mit anderen, traditionelleren Gruppen ergibt sich die Frage, ob bereits die Initiatoren der frühen Kultgemeinschaften »fremder« Götter ein lokales, das heißt nicht-griechisches oder nicht-römisches Publikum erreichen wollten oder ob sie sich zunächst nur an die eigenen Landsleute wandten. Die Hauptquellen, die in meinem Projekt genutzt werden und die zur Verortung der Kultvereine in den Städten unentbehrlich sind, sind archäologischer und epigraphischer Natur, im Idealfall in Kombination. Da sich die Gruppen der Kultanhänger lokalspezifisch ausbilden konnten und sich im Laufe der Zeit natürlich veränderten, ist es umso wichtiger, vergleichend zu arbeiten. Der Fokus auf ausgewählte Ortschaften in Griechenland und Kleinasien sowie Italien ermöglicht es mir, eine diachrone, breit angelegte Studie zur Entstehung und Entwicklung von Kultvereinen durchzuführen.

Das Dissertationsprojekt wurde im Rahmen eines Cotutelle-Verfahrens im September 2012 abgeschlossen.

*

Für die Antike wurden in der Breite der individuellen Projekte wie Tagungen zum einen Spielräume individueller religiöser Optionen in persönlichen Krisensituationen und unter den Bedingungen von Urbanisierung und die institutionelle Absicherung solcher Optionen untersucht. Zum zweiten wurden rituelle wie textliche Praktiken der Selbstreflexion in unterschiedlichen religiösen Kontexten und Gruppen in den Blick genommen und mit Identitäts- und Grenzziehungsdiskursen religiöser Gruppen abgeglichen. Vermeintliche Individualisierungsschübe – wie es für die Spätantike in besonderem Maße

gilt, die daher als eigener Bereich profiliert wurde – erwiesen sich bei eingehender Betrachtung im Nebeneinander gegenläufiger Prozesse als ambivalent oder sogar auf der semantischen Ebene paradoxal: Die Eröffnung von individuellen Spielräumen durch die Möglichkeit, zwischen verschiedenen Formen der Betonung religiöser Individualität wählen zu können, trat in ein dialektisches Verhältnis mit den Homogenisierungsbestrebungen innerhalb verschiedener religiöser Vergemeinschaftungen. In Bezug auf lokale strukturbildende Wirkungen dieses Teilbereichs in Zusammenarbeit mit dem folgenden Teilbereich kann die Bildung einer Arbeitsgruppe »Religiöser und kultureller Transfer in der Antike« unter Leitung von Wolfgang Spickermann genannt werden, die die Kooperation mit anderen Forschern der Universität Erfurt auf diesem Gebiet intensiviert. Im Blick auf die verstärkte Fortführung der Arbeit war die Einwerbung eines ERC Advanced Grant durch Jörg Rüpke (ab 2012), der die Schaffung von insgesamt fünf Doktorand/inn/en- und Postdoktorand/inn/enstellen eröffnete (»Lived Ancient Religion«), ein wichtiger Erfolg.

2.3.3 Religiöse Individuen und Gruppen im römischen Reich und in der Spätantike

(Verantwortliche: Jörg Rüpke und Wolfgang Spickermann)

Die Geschichtsschreibung zur Religion in der Spätantike ist durch das Erzählschema der Auseinandersetzung unterschiedlicher religiöser Konfessionen charakterisiert, wodurch religiöse Individualisierung zu einem konfessionellen Merkmal gemacht wurde. Dieses Schema soll in einem doppelten Zugriff kritisch durchleuchtet werden. Zum einen bedarf der räumliche Faktor, die Situierung der Entwicklung in einem Großreich, dem Imperium Romanum, mit seinen Konsequenzen für Mobilität und Kommunikation des Einzelnen, einer entschiedeneren Würdigung. Zum anderen ist aus der Perspektive des Einzelnen neu nach Bedingungen und Kontexten religiöser Gruppenbildung und Grenzbeziehungen zu fragen. Hier hilft die Untersuchung neuer religiöser Rollen und der Reflexion dieser Veränderungen in Narrativen, neue Muster der Religions- und Kirchengeschichtsschreibung zu entwickeln. Für beide Untersuchungslinien legen sich Vergleiche etwa mit Entwicklungen im asiatischen Raum nahe. Der Teilbereich wurde im Rahmen mehrerer Tagungen und Einzelprojekte bearbeitet; für auch in diesem Bereich einschlägige Sommerschulen sei auf 2.3.2 verwiesen.

Der letzte **Workshop** der explorativen Tagungsreihe zur religiösen Individualisierung in der Antike (siehe 2.3.2) fand vom 20. bis 22. Juni 2010 im Augustinerkloster zu Erfurt unter dem Thema »**Religious Dimensions of the Self in the Second Century**« statt. In noch einmal engerer Fokussierung stand die hohe Kaiserzeit und der Begriff des »Selbst« im Mittelpunkt, der vor allem in den letzten Jahren Forschungen gebündelt hat, die für die langfristige Veränderung sozial-struktureller und religiös-institutioneller Bedingungen, wie sie unter der Frage nach der religiösen Individualisierung untersucht werden, von Bedeutung sind. Nach *Le souci de soi*, dem dritten Band von Michel Foucaults

Histoire de la Sexualité (1984), und den dadurch stimulierten Arbeiten von Peter Brown und Paul Veyne sind hier vor allem die Untersuchungen zur hellenistischen Philosophie mit ihrem steigenden Interesse am Individuum (Martha Nussbaum, *Therapies of Desire*), aber auch die kritischen Revisionen von Christopher Gill (*The Structured Self in Hellenistic and Roman Thought*) zu nennen. Religion hat in diesen Arbeiten nur eine geringe Rolle gespielt, und so war es Ziel der Zusammenkunft, Experten für die Religionsgeschichte dieses Zeitraums zusammenzubringen. Entstanden im 2. Jahrhundert, so wurde auf der Tagung gefragt, neue Verständnisse des Selbst und besaßen sie religiöse Korrelate? Die in Erfurt vorgestellten Untersuchungen zeigten die massive Präsenz religiöser Konnotationen von Selbst-Konzepten und eine Vielzahl religiöser Gedankenfiguren, die Reflexionen über das Selbst vorantrieben. Für die klassische philosophische Tradition von Stoa und Mittelplatonismus leisteten das Beiträge von Eran Almagor (Leipzig/Jerusalem) und Julia Wildberger (Paris). Spezifisch religiöse Selbst-Konzepte ermittelten Jörg Rüpke (Erfurt) für visionäre Texte in der Folge der Zerstörung Jerusalems, Harry Maier (Vancouver) für Clemens von Alexandria, Christoph Marksches (Berlin) für die Valentinianische Gnosis. Dem fügte Anna Van den Kerchove (Paris) Beispiele aus Traktaten des Corpus Hermeticum hinzu. Als fruchtbar erwies sich auch der Blick auf Autoren der sogenannten Zweiten Sophistik mit ihren Bildungstexten, so der von Wolfgang Spickermann (Erfurt) und Dorothee Elm von der Osten (Freiburg im Breisgau) untersuchte Lukian und Apuleius. Schließlich stellten weitere Vorträge Praktiken der Ausbildung und Pflege des Selbst vor, die von Situationen und Erfahrungen von Krankheit und Not (Zsuzsa Varhelyi, Boston; Elena Muniz Grivaljo, Sevilla) oder von Bildungsinstitutionen ihren Ausgangspunkt nahmen (Peter Gemeinhardt, Göttingen).

Vom 19. bis 21. Mai 2011 fand in den Räumen der Kleinen Synagoge in Erfurt die diesjährige **F.E.R.C.AN.-Tagung** (Fontes Epigraphici Religionum Celticarum Antiquarum) zu dem Thema »**Keltische Götternamen als individuelle Option**«, organisiert von der Kolleg-Forschergruppe des Max-Weber-Kollegs in Zusammenarbeit mit der Österreichischen Akademie der Wissenschaften und unterstützt von der DFG, statt. Ziel des internationalen F.E.R.C.AN.-Projektes ist die globale Erfassung, Auswertung und Neu-edition der antiken epigraphischen Denkmäler zur keltischen Religion, welche in römischer Zeit innerhalb der ehemaligen Siedlungsgebiete der Kelten errichtet wurden. Die diesjährige Arbeitstagung richtete den Fokus auf die Nutzung keltischer Gottheiten als eine individuelle Option der provinzialrömischen Bevölkerung. 35 Wissenschaftler/innen aus 8 europäischen Ländern stellten in Vorträgen und Diskussionsbeiträgen Fallbeispiele aus dem gesamten westlichen Imperium Romanum vor, in denen eine Nutzung keltischer Götternamen als Ausdruck individueller Religiosität verstanden werden kann. Eine theoretische Fundierung erfuhr das Thema im Abendvortrag von Jörg Rüpke. Diese grundlegenden Erörterungen wurden in den Beiträgen z.B. von Patrizia de Bernardo Stempel (Vitoria-Gasteiz) zu »Individuality in Celtic Divine Names. Theonyms, Epithets and Theonymic Formulae« oder von Manuela Alvez Dias und Catarina Gaspar

(Lissabon) zu keltischen Götternamen als individuelle Option in der römischen Provinz Lusitania aufgegriffen und am konkreten Beispiel erörtert. Abschließend fand am dritten Tag eine Arbeitsbesprechung der laufenden Editionsprojekte des F.E.R.C.AN.-Verbundes statt.

Im Rahmen ihrer Arbeit zur Spätantike als einer individualisierungsgeschichtlich in vielerlei Hinsicht relevanten Epoche veranstaltete die Kolleg-Forschergruppe unter Federführung von Eric Rebillard und Jörg Rüpke mit umfangreicher Unterstützung der Fritz-Thyssen-Stiftung vom 29. August bis 1. September 2011 eine **Tagung »A Multitude of Religious Roles. Confronting Group Identity and Religious Individuality in Late Antiquity«**, die die »Konfessionalisierungsprozesse« des 3. bis 6. Jahrhunderts im gesamten Mittelmeerraum unter dem Blickwinkel individuellen Handelns untersuchen wollte. »Juden«, »Heiden«, »Christen«, »Manichäer« sind die typischen Akteure und zugleich die treibenden Kräfte religiösen Wandels auch in jüngsten Beschreibungen dieser Epoche. Das eröffnet zwar einen Blick auf vielfältige Interaktionen, zementiert aber zugleich Gruppengrenzen, die eher Gegenstand heftiger Kontroversen und vielfältiger Bemühungen religiöser Organisationen um geschlossene Gruppenidentitäten und keineswegs selbstverständlich sind. In den vorab verbreiteten Beiträgen und den Diskussionen wurde daher diese Perspektive aufgegeben und durch den Blick auf individuelle Innovationen und Variationen, auf Streit über Rollenzuschreibungen und das Verhältnis von privaten Raumgestaltungen und öffentlichen Sakralbauten ersetzt. Als besonders fruchtbar erwies sich der Vergleich sehr unterschiedlicher Texte und Textsorten untereinander und mit archäologischen Befunden aus dem gesamten Mittelmeerraum. Der durch Foucault und Arbeiten zu multiplen und nur temporär dominanten Identitäten eröffnete Blick erschloss textliche Befunde, die die Komplexität des Verhältnisses exponierter oder bloß beobachtender Individuen zu Gruppennormen und Umwelterwartungen zeigen. Gerade die konfrontierende Betrachtung von zeitgleichen Texten und Entwicklungen, die üblicherweise in unterschiedlichen Disziplinen verhandelt werden, war wertvoll. Sie zeigte ebenso die Bedeutung der Manichäer im Osten des Römischen Reiches wie die fortgesetzte Problematik des Ausdifferenzierungsprozesses christlicher und jüdischer Gruppierungen. Die wissenschaftsgeschichtliche Problematik üblicher Arbeitsteilung und Disziplinengrenzen wurde unter anderem in einem eigenen Vortrag thematisiert. Nach Tagungen im Vorjahr, die die heuristische Fruchtbarkeit von Autorenkonzepten und Konzepten des »Selbst« getestet hatten (2.3.2), war der Rollenbegriff in der Einladung in den Vordergrund gerückt worden. Es zeigte sich aber in den konkreten Untersuchungen, dass dem Individualitätsbegriff und dem Identitätsbegriff größere Erschließungskraft zugetraut wurden. Im Blick auf die Frage nach einem übergreifenden individualisierungsgeschichtlichen Prozess wurde das Material sehr kritisch bewertet: Deutlich werden in dieser Epoche vor allem Konfliktlinien von Individualisierungen und De-Individualisierungen auf verschiedenen institutionellen Ebenen (Recht, Kirche) und in verschiedenen Medien (Texten, Architektur) – und eben keine gemeinsame Resultante.

Auch für die Ergebnisse dieser Tagungen laufen die Vorbereitungen zur Publikation; als Verleger konnten hier u.a. Mohr Siebeck (2012) und die Catholic University of America Press (2013) gewonnen werden, um eine internationale Verbreitung sicherzustellen.

Wolfgang Spickermann (assoziiert an die KFG seit 2008; Professur für Religionsgeschichte des Mittelmeerraumes in der römischen Antike seit 2009). Ein Teil meiner Forschungen gilt dem Verhältnis von Religion und Literatur im 2. Jahrhundert n. Chr. am Beispiel des Satirikers *Lukian von Samosata*, einem wichtigen Exponenten der Zweiten Sophistik. Ausgangspunkt für meine religionsgeschichtliche Untersuchung ist insbesondere die Frage, welche Rolle die exotischen, fremden Gottheiten in den religiösen Diskursen des Lukian spielen. Was ist fremd, was wird im Gegensatz dazu als Eigenes angesehen?

Religionsgeschichtlich bedeutsam ist vor allem die Schrift »Dea Syria«, da es hier um die konkrete Auseinandersetzung mit einem aus griechisch-römischer Sicht exotischen Kult geht. Zentrale Schriften sind ferner das »Deorum concilium«, in dem die alte olympische Götteraristokratie vor dem Zustrom neuer Gottheiten gewissermaßen karikiert wird, sowie die Schriften »Iupiter confutatus«, »Iupiter tragoedus« und die »Dialogi Deorum«. Nach den nunmehr abgeschlossenen Arbeiten zum Verhältnis dieses Autors zu den im griechisch-römischen Kulturkreis »fremden« Gottheiten habe ich meine Fragestellung in Richtung der Kolleg-Forschergruppe erweitert und in mehreren Beiträgen im Rahmen von Workshops und Kolloquien die lukianische Haltung zu Magie, Aberglauben und besonders Orakel, die Schilderung des Freitodes des Kynikers Peregrinos/Proteus und die Frage der Diskrepanz zwischen philosophischem Anspruch und individueller Lebensführung sowie Lukians Haltung zum Totenkult erörtert. Lukian ist ein Exponent der klassischen griechischen Bildung (*paideia*), der seine Satiren mit dem moralischen Anspruch verfasst hat, dass die Gebildeten (*pepaideumenoï*) ihre Lebensführung den eigenen Werten und denjenigen der *paideia* anpassen müssten. So entlarvt er Scharlatane wie den erwähnten Peregrinos oder den »Lügenpropheten« Alexander von Abououteichos oder überzieht Abweichungen vom Ideal oder Inkonsequenzen des Verhaltens mit scharfem Spott. Meine weiteren Forschungen werden dem literarischen Ich im lukianischen Œuvre gelten: Redet der Autor tatsächlich über sich selbst oder schafft er lediglich eine fiktive Figur, die er mit seinem Namen verbunden wissen will – und wo liegen die Kriterien für den Leser, dies zu entscheiden?

In Zusammenarbeit mit Katharina Waldner und Richard Gordon widmete ich mich dem Zusammenhang von sogenannten Mysterienkulten und Bestattungspraktiken in der römischen Antike. Erstmals sollen alle in archäologischen, inschriftlichen und literarischen Quellen auffindbaren Zusammenhänge zwischen Mysterieneinweihung und Bestattungspraktiken zusammengestellt und neu interpretiert werden. Aufgrund dieser breiten Materialbasis wird individuelle religiöse Praxis an der Schnittstelle zwischen der Option der Einweihung in Mysterienkulte und der Wahlmöglichkeit der Bestattungsform

diachron von der frühen Kaiserzeit bis in die Spätantike rekonstruierbar. Gleichzeitig wird die Frage nach dem Ursprung dieser Verbindung gestellt, der offenbar in Griechenland liegt. Im Mittelpunkt wird dabei die Frage stehen, wie – das heißt in welchen Medien (Inschriften, Ritualen, Bildern etc.) – Individuen oder Gruppen über ihre Einweihung in Mysterienkulte mit ihrer Um- und Nachwelt kommunizierten, wie sie sowohl sich selbst als auch ihrer Umgebung die Erfahrung der Zugehörigkeit zum Mysterienkult und die Erfahrung des Todes plausibel machten.

Diese Zusammenarbeit der drei mit dem Max-Weber-Kolleg verbundenen Wissenschaftler/innen hat zu einer Neustrukturierung dieses seit 2009 laufenden Projekts und zur Vorbereitung einer internationalen Tagung im Herbst 2012 geführt, die von der Thyssen-Stiftung unterstützt wird. Die Vielfalt der Bestattungspraktiken in antiken und modernen Kulturen hat ihren Ursprung in der einfachen Tatsache der Sterblichkeit des Menschen. Darüber hinaus provoziert Tod in jeder Kultur (und jeder Religion) Vorstellungen darüber, was danach geschieht, über eine Post-mortem-Existenz. Wenn auch jeder Tod höchst individuell ist, ist die Bestattung der Toten immer ein sozio-religiöses Anliegen. In gleicher Weise sind Praktiken in diesem Bereich auch in einer bestimmten Kultur nie standardisiert oder homogen, sondern sie beruhen auf kontingenten Schemata und Möglichkeiten. Auf dieser Basis soll eine Verbindung zwischen den drei Bereichen Bestattung, Eschatologie und Individuation hergestellt werden. Die für den September 2012 geplante Konferenz soll daher die Wechselbeziehungen zwischen Bestattungspraktiken, Vorstellungen von Leben nach dem Tod und deren Verhältnis zum Individuum in hellenistischer und römischer Zeit untersuchen. Während die ersten beiden Begriffe relativ eindeutig sind, gilt dies nicht für den dritten. Wir verstehen den Begriff des Individuums in einem zweifachen Sinn: (1) In dem elementaren Sinne einer »Person«, die sich der Tatsache des Todes des Menschen bewusst ist und möglicherweise Vorbereitungen für seine oder ihre Bestattung trifft (z.B. Auswahl einer bestimmten Art von Grab, Grabstele, Sarkophag etc.) und vielleicht auch versucht, ein Leben nach dem Tod für sich selbst und Angehörige (z.B. durch Initiation in einen oder mehrere Mysterienkulte) zu gewährleisten; (2) als Mittel der Konzeption einer individuellen Identität (Person), die im Laufe der Bestattungsriten eine Transformation erfährt und so in der Lage ist, über den Moment des physischen Todes hinaus zu existieren. Um dieses facettenreiche Feld zu untersuchen, soll die geplante Konferenz um drei große Themen herum organisiert werden: »Archäologie und die Anthropologie von Tod und Sterben«; »Erinnerung an die Toten – Praktiken des Totengedenkens und Jenseitsvorstellungen«; schließlich »Rituale über den Tod hinaus? Mysterienkulte und Grabriten«.

Die Forschungsergebnisse aus den genannten Projekten bringe ich auch in das interdisziplinäre AIDA-Projekt »Adaptiver, Interaktiver, Dynamischer Atlas zur Geschichte« ein. Es verbindet historisch-kulturwissenschaftliche Inhalte mit geowissenschaftlichen und informationstechnologischen Methoden und stellt damit ein innovatives Element in der Forschungslandschaft dar. Hauptziel des Projektes ist es zu untersuchen, inwieweit

die Interdependenz von Raum-Zeit-Phänomenen in langfristig angelegten Fallstudien auf der Grundlage eines digitalen, datenbankgenerierten, dynamischen und adaptiven Atlas zur Geschichte Europas und des Mittelmeerraumes von der Antike bis in die Gegenwart analysiert werden kann. Dynamische Karten ermöglichen die Visualisierung von räumlichen und zeitlichen Veränderungen von »Objekten« und »Vorgängen« und vermitteln damit historische Prozesse und Entwicklungen. Die Interaktivität der Karten ermöglicht den direkten Zugriff auf Datenbanken mit Quellenmaterial und neuesten Forschungsergebnissen sowie deren stete inhaltliche Ergänzung und thematische Erweiterung durch ausgewiesene Fachwissenschaftler/innen. Durch die Kombination verschiedener räumlich bezogener Daten sowie das Variieren von Abfragekriterien können historische Zusammenhänge adaptiv auf Übersichts- und Detailkarten so dargestellt werden, dass die Interaktion mit dem Atlas selbst zur Quelle neuer Erkenntnisse wird und zur Genese neuer Fragestellungen führt. Der Atlas richtet sich einerseits an Fachwissenschaftler/innen verschiedener Disziplinen, darüber hinaus wird er auch für die Lehre an Schulen und Universitäten einsetzbar sein und für die interessierte Öffentlichkeit offenstehen. Das Projekt steht damit vor einer doppelten Herausforderung: die Bearbeitung zentraler geisteswissenschaftlicher Forschungsfragen auf der einen Seite und die Weiterentwicklung technologischer Infrastrukturen, um diese nachhaltig nutzbar zu machen. Projektpartner sind Klaus P. Jantke (Fraunhofer-Institut für Digitale Medientechnologie), Christoph Schäfer, Lutz Raphael und Lukas Clemens (Universität Trier) sowie Kai Ruffing (Universität Marburg).

Judith Perkins (Fellow, 5/2012). I am grateful to the Kolleg-Forschergruppe “Religious Individualization in Historical Perspective” for my invitation to the Max Weber Center during May 2012. The opportunity to participate in the program’s seminars and to interact with scholars focused on religious identity proved invigorating and productive. The Center provides an ideal atmosphere and excellent support for pursuing serious research. In 2011, I had attended the conference “A Multitude of Religious Roles: Confronting Group Identity and Religious Individuality in Late Antiquity”, sponsored by the Kolleg-Forschergruppe. This conference’s stimulating discussions caused me to re-think some of the ordering premises of my long-term investigation of Christian identity in the early Roman imperial centuries. During my visit at the Center, I was able to follow up on these discussions. In particular, I benefited from Professor Rüpke’s perspective on the multiple competing forms of religiosity operating in the period and from several discussions with Professor Katharina Waldner on the role of the iconic figure of the martyr in early Christian identity making. During my stay, I also worked on two research projects: a study of the social thought of Minucius Felix’s Octavius and another on a social reading for the Christian practice of incorporating theological writings into Christian narrative fictions. The latter project focuses on the citation of Bardaisan’s thought from the Book of the Laws of Countries by both the Acts of Thomas and the Clementine Romance and on the

use of Aristides's Apology in the narrative of Barlaam and Josaphat. I anticipate both projects will result in publications, where I will have the opportunity to more publically express my appreciation to the Max Weber Center for supporting my studies.

Eric Rebillard (Fellow, 7/2010–7/2011). My project while at the Max Weber Center was to write a book on *Everyday Christianity in Late Antiquity: Being Christian in North Africa, AD 150–450*. In this book, I wish to consider the evidence on Christians as inhabitants of the Roman cities of North Africa between the middle of the 2nd and the middle of the 5th century. I deliberately seek to shift the focus from conflicts and tensions to participation and inclusion. Binary oppositions between Christians and non-Christians are increasingly understood as a discursive construct, part of the making of a Christian identity, but although it has become apparent that on-the-ground confessional identities were less important than contemporary sources state, our view of the realities beyond the discursive structures has not yet been fully revisited. The difference between the social experience and the discursive construct of our sources is acknowledged, but only somewhat perfunctorily, and the focus is mainly on discourse. Moreover, what Rogers Bru-baker had called “the unhappy marriage of clichéd constructivism and engrained groupism” has resulted in a discourse that talks about the fluidity of identities at the same time as it substantializes identities by attributing them to groups together with agency, interests and will. Following this and other insights from current debates about identity and approaches to it in the social sciences, I will consider individuals instead of groups, and the plurality of their identities instead of supposing the salience of their religious allegiance. There is no need to assume that Christians formed a discrete, homogeneous and stable group. Instead, I will ask when and under which circumstances Christianity matters in the everyday life of persons living in North Africa from the 2nd to the 5th century. North Africa presents us with enough evidence of all types, textual and non-textual, to be a good case-study for a re-evaluation of what it meant to be Christian in Late Antiquity.

The project of rescaling the analysis at the level of the individual and adopting a perspective that is both more complex and less unified was greatly enriched by the approaches supported by the Kolleg-Forschergruppe. The book was published in 2012. While at the Max Weber Center, I also co-organized the conference on “A Multitude of Religious Roles: Confronting Group Identity and Religious Individuality in Late Antiquity” with Jörg Rüpke. We have finished editing the proceedings in June 2012.

Veit Rosenberger (Internal Fellow, seit 7/2008). Speise und Trank dienen nicht nur dem Stillen von Hunger und Durst, sondern erlauben, sobald eine Gesellschaft Überschüsse erzielt, Aussagen über Religion, Schichtzugehörigkeit, Bildungsgrad und viele andere Aspekte. In unserer Welt verzichten die einen auf den Verzehr von Rind, andere auf das Essen von Schwein, wieder andere schränken sich zumindest zu bestimmten Zeiten ein.

Auch in der Antike waren die Ess- und Trinkgewohnheiten Teil eines Habitus. In den homerischen Epen schmausten die Helden unendliche Mengen von gebratenem Fleisch, immer wieder begegnet einem die als mediterrane Trias bezeichnete Kombination aus Weizen, Wein und Ölbaum. Mit dem Aufkommen des Christentums entwickelten sich verschiedene Praktiken der Demut und der Entsagung. Peter Brown hat den Nexus zwischen der Askese des Körpers, dem Fasten und der sexuellen Entsagung meisterlich vorgeführt. In diesem Projekt soll der Blickwinkel umgedreht werden, es soll nicht um die Fastenpraxis, sondern um die Ess- und Trinkgewohnheiten der Protagonisten des Christentums gehen. So wie sich die Biographien der Heiligen und Bischöfe stark unterscheiden, so differieren auch die Nachrichten über deren Diät. Offensichtlich standen die Heiligen vor einer großen Bandbreite von Optionen, die vom Hungerkünstler bis zu einem von den Mitmenschen kaum variierenden Essverhalten reichten. Mir geht es darum, die möglichen diskursiven Begründungen für diese Unterschiede zu greifen und damit den Prozess einer religiös motivierten Individuierung zu beleuchten.

Rainer Wiegels (Fellow, 4/2011–9/2011). Sechs Monate als Fellow am Max-Weber-Kolleg haben nachhaltige Eindrücke hinterlassen. Diese betreffen in erster Linie den offenen, sachorientierten *scientific spirit*, der die zahlreichen Veranstaltungen prägte und gleichermaßen »gestandene« Gelehrte verschiedener Fachrichtungen wie Nachwuchswissenschaftler/innen auszeichnete. Die Verbindung von Multidisziplinarität mit eher fachspezifischen Fragestellungen hat zu einer Reihe von eigenen neuen Einsichten in wissenschaftliche Fragestellungen geführt, bei denen auch methodisches Neuland betreten wurde und sicherlich auch weiterhin wird. Die eigenen wissenschaftlichen Arbeiten knüpften an Forschungen an, welche schon vor nahezu 20 Jahren erstmals ins Auge gefasst und in einem Beitrag skizziert, dann aber zurückgestellt wurden. Das Thema des umfassenden Forschungsvorhabens lautet »Der Einzelne, die Gemeinschaft und der Tod im antiken Griechenland«. Die enge Verknüpfung mit den Zielsetzungen der Kolleg-Forschergruppe ist evident; die Notwendigkeit, Sterben, Tod und Jenseitsvorstellungen in die Erforschung der Bedeutung von Religion(en) in historischen Formationen einzubeziehen, wurde von meiner Seite bereits in der Vergangenheit verschiedentlich angemerkt, ebenso wie die diesbezügliche Rolle des Individuums im Kontext seiner jeweiligen Gemeinschaft(en). Erste Ergebnisse drehen sich insbesondere um Sterben und Begräbnisrituale im Kontext der archaischen griechischen Gesellschaft und der staatlich strukturierten attischen Demokratie. Das Thema wird jetzt »in Heimarbeit« weiter verfolgt, wobei mit gewissem Bedauern festgestellt sei, dass die so fruchtbare wissenschaftliche Atmosphäre mit ihrer fachlichen Breite am Max-Weber-Kolleg schon jetzt vermisst wird.

Greg Woolf (Fellow, 7/2009–7/2010). I was fortunate to spend an entire year at the Max Weber Center. My project while at the Max Weber Center was the first year of a three year investigation entitled "Seedbed of Religions". The central problematic was to exam-

ine the set of changes that gave rise to differentiated and exclusive religious groups for the first time in human history. While all human societies have engaged in ritual and have created cosmological understandings that we have no difficulty in recognizing as religious, in most prehistoric and historical situations these practices and understandings have been thoroughly integrated into social life. Many have found the metaphor of embeddedness useful (despite its assumption of a prior reality of a distinct religious sphere). My work at the Max Weber Center was developing a more precise account of the earliest stages of the processes by which this situation was transformed into the modern one in which religions are differentiated institutions, and religion has its own tightly delimited sphere. Jonathan Z. Smith, Talad Asad, Tomoko Masuzawa and others have produced accounts of this process from the Enlightenment to modernity. Yet the first differentiated religious groups, and the first forms of religious pluralism, date to the classical Mediterranean. Cultural historians of antiquity are accustomed to writing empire into their accounts of almost every field of human activity, from science to sexuality and from portraiture to philosophy. In almost every sphere empire is manifested in great degrees of coordination and centralization, in a standardization of forms, a marshalling of some initiatives to imperial ends and the suppression of other innovations. So experimental science from medicine to physics seems to decline, while military and civil engineering is developed by the state, and the economy is expanded to sustain the burden of supporting imperial capitals and the armies. At the same time commercial exchange and the credit market atrophy. The one realm in which this pattern does not hold true is religion. Where we might expect a world-wide religion – perhaps focused on a standardized imperial cult – to develop and other cults to wither away, the reverse is in fact the case. The worship of the emperor took a myriad of local forms, and new cults appeared from the Rhineland to the Black Sea. Not only are these cults novel – new gods, new temples, new prophets – but religion itself undergoes a major change, the consequences of which we still live with today. When Rome built her empire, almost all her subjects worshipped the same gods as had their ancestors in much the same way. By the end of the first four centuries CE, the empire was convulsed by competition between rival religions, conversion and apostasies were possible, alternative views of the cosmos were no longer objects of philosophical debates but of high politics and even civil war. The dislocation of religion from the social and political order is a transformation that can be set alongside Max Weber's "Entzauberung der Welt" as a watershed in the history of religion. It entailed both the opening up of new possibilities for the individual, and also the development of "religion" as a category. The Roman Empire was not the only "Seedbed of Religions", and the project has a comparative dimension as well.

During my stay, I engaged in a critique of theorizations of this process by specialists in religious studies (notably Karl Jaspers and Wilfred Cantwell Smith) and Roman historians (notably Franz Cumont, Walter Burkert and John North). The result will, I hope, be an analysis that stands in the tradition of Weberian comparative historical sociology. Key

components of my account include separating out the development of differentiated religious groups like the Bacchus worshippers from diasporic communities with distinctive religious forms, and examining the development of a generic concept of religion partly in response to the taxonomic and governmental priorities of ancient civic and imperial governments, and partly through borrowings and imitations between religious groups in close physical proximity. The overall frame is one that borrows from biological models of convergent evolution, those processes through which niche competitors or simply different species colonizing similar niches come to resemble one another. The next stage will involve looking at the emergence of the idea of sacred texts in a range of different religious traditions as an example of this process. I co-organized a conference with Jörg Rüpke on religious individualization and we have edited the proceedings together (to be published with Mohr Siebeck in July 2013).

Tessa Rajak (Fellow, 6–7/2011). During the six-week period of my stay in Erfurt, I participated fully in the academic and extra-curricular in the Kolleg-Forschergruppe dedicated to “Religious individualization in historical perspective” of the Max Weber Center. I resided in an apartment in Erfurt University’s Internationales Begegnungszentrum. I appreciated the pleasant and friendly atmosphere of the IBZ, while the location of the residence, very close to the Kolleg and at the heart of the historic town, facilitated my work and enhanced my stay. Easy access to the main library on the University campus, with its fine theological and historical collections, including notably strong coverage of both older and newer material in the field of Judaic Studies, made it possible for me to make considerable progress on my research.

My main task was the exploration of methodologies for interpreting the religious affiliations of the ancient martyr text known as the Fourth Book of Maccabees. This short Greek book, which became part of the Septuagint, is of particular interest, as belonging to a milieu and a period when Christianity and Judaism had not yet fully parted, and in which a new paganism, influenced by the monotheisms, was asserting itself. A number of discussions with Professor Rüpke also proved of great benefit to the development of my thinking in this regard. Three papers arising from this work are to be published during 2012–13, and these include a lecture on “Religious Roles” given at the conference organized by members of the Forschergruppe in Eisenach in August 2011. The project is part of my forthcoming major edition and commentary on 4 Maccabees, commissioned by de Gruyter, Berlin. During my time in Erfurt, I also managed to complete the revision of a paper on Arnaldo Momigliano’s writings on Hellenism and Judaism, to appear in a commemorative volume for the historian, edited by Oswyn Murray and Tim Cornell, and due to be published by the Warburg Institute, London.

For presentation to the Forschergruppe, I selected a different (but not unrelated) topic: under the title “Triumphalism and Competition in the Synagogue of Dura Europos” I concerned relationships between religious groups in a garrison town in eastern Syria.

This was given as an illustrated lecture, on 20 June 2011, and elicited a good response. In cooperation with the Graduiertenkolleg "Götterbilder" at Göttingen Jörg Rüpke and I planned a conference on "The Religion of the Other" for autumn 2012.

Günter Stemberger (Fellow, 5/2012). Auf freundliche Einladung von Jörg Rüpke verbrachte ich drei anregende Wochen als Gastwissenschaftler am Max-Weber-Kolleg im Rahmen der Kolleg-Forschergruppe »Religiöse Individualisierung in historischer Perspektive«. Die Teilnahme an den Vorträgen und lebhaften Diskussionen in diesem Rahmen sowie viele informelle Gespräche gaben mir eine Fülle von Anregungen für meine eigene Arbeit zur Entwicklung der jüdischen Religion in Spätantike und Frühmittelalter. Ein vorläufiges eher punktuelleres Ergebnis konnte ich im Vortrag »Wenn nicht ich für mich bin, wer ist dann für mich?« (Mischna Avot 1,14). Religiöse Individualisierung im rabbinischen Judentum« zur Diskussion stellen: Eine Reihe von stark individuell geprägten Aussagen des gewöhnlich in das 2. oder 3. Jahrhundert datierten Traktats »Avot« sind im angenommenen historischen Rahmen völlig isoliert und passen eher in eine spätere Zeit unter islamischer Herrschaft, als viele Juden sich als isolierte Einzelne in fremder Umwelt zu bewähren hatten. Eine Publikation des noch breiter auszuarbeitenden Beitrags ist geplant; zugleich werden seine Perspektiven auch in einem in Arbeit befindlichen Kommentar zum Traktat für die Reihe »Wisdom Texts in Israel and the Ancient Near East« der Society of Biblical Literature, Atlanta, GA, ihren Niederschlag finden. Ebenso konnte ich einen Vortrag »Orthodoxie et hérésie dans le judaïsme antique« für eine direkt an den Erfurter Aufenthalt anschließende Tagung in Genf ausarbeiten; die Druckfassung ist in Vorbereitung. Das Max-Weber-Kolleg bietet in seinem viele Einzeldisziplinen und auch historische Perioden übergreifenden, methodisch weit offenen Zugang zu Fragen von Religion, Gesellschaft und Geschichte einen idealen Rahmen, dergleichen Fragen nachzugehen, und leistet damit einen wichtigen Beitrag zur Weiterentwicklung religiöser Forschung und zur Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses.

Jula Wildberger (Fellow, 6/2010). Vom 14. bis 27. Juni 2010 war ich Gast am Max-Weber-Kolleg, gefördert aus Mitteln der Kolleg-Forschergruppe »Religiöse Individualisierung in historischer Perspektive«. In dieser Zeit habe ich mit Doktorand/inn/en diskutiert und an vier Kolloquien der Forschergruppe teilgenommen und dabei auch selbst zum Thema »Abgeben, Enthalten und der leitende Seelenteil Gottes. Stoische Beweise der Rationalität des Kosmos bei Sextus Empiricus, Adversus Mathematicos 9, 101–3« referiert. Aus meinem Beitrag zum Workshop »Religious Dimensions of the Self in the Second Century CE«, der während dieser Zeit stattfand, ist mittlerweile ein ausgearbeiteter Artikel geworden (»Delimiting a Self by God in Epictetus«), der demnächst zusammen mit den anderen Beiträgen in Druck gehen wird. Ich danke allen Kolleg/inn/en in Erfurt, vor allem Jörg Rüpke, sehr herzlich für die freundliche Aufnahme und die interes-

santen Diskussionen, die es mir ermöglicht haben, mein Forschungsprojekt »Identity, Self and God in Stoicism« ein gutes Stück voranzubringen.

Valentino Gasparini (Postdoktorand, 11/2010–5/2012). The project “Introducing New, Re-interpreting Old Gods: Religious Pluralism and Agency in Africa Proconsularis and Numidia (146 BC–235 AD)” analyzes the way how new deities were introduced in Africa Proconsularis and Numidia from the end of the Third Punic War to the end of the Severan dynasty (146 BC–235 AD) and how the old local deities were re-interpreted: indeed, the African, Phoenician and Punic gods were integrated and reshaped in a Roman version; at the same time, they enriched the profile of the traditional Roman gods, by producing new iconographical attributes, new theonyms and new epiclesis.

The study of these “cults in motion” requires the analysis of the possible relation between the features of the different social components involved and the degree of Romanization of the contexts to which they belonged, claiming to understand how these cults were experienced by the social fabric. Through an interdisciplinary approach involving ancient literature, numismatics, epigraphy and archaeological evidence, my aim is to show how the gradual enrichment of cultic options reflected and conditioned the multiplication of individual and collective identities and how the shifting social networks influenced the religious preferences and interests of the individual actors.

The three main working hypotheses are: the phenomenon of religious appropriation in North Africa is more varied and individual than has been theorized; at the same time, the personal cultic options were substantially conditioned by social status and collective identities; finally, in a general perspective, important changes in the religious interests were influenced, though not determined, by the cultural and political context.

The strategy adopted in this study is based on a sociological and “culturalist” approach, the starting point of which lays in Foucault and de Certeau’s reflections about resistance, domination and self-determination (which is of particular relevance dealing with North African cultic dynamics), about the processes of translation between everyday religious praxis and social-historical transformation and about the role of pluralism for identity formation. Concretely, the theory of religious “market-place” (see Beard, North and Price) has been combined with Bourdieu’s notion of “distinction sociale”: by accepting the first model of variety, individual creativity and religious multiplicity, this project (and in this lies its main difference from previous studies) claims to show how the social status shaped the religious preferences: who changed the gods? Where and when did these changes take place? Who benefited from changing gods? The networks in which individual actors were embedded influenced and guided, but not determined their cultural standards and their cultic everyday life personal tastes and interests.

The application to further this project in the form of a “Eigene Stelle” was positively reviewed by the DFG in August 2012.

Gwynnaeth McIntyre (Postdoktorandin, 9–12/2009). I am currently finishing my PhD thesis entitled “A Family of Gods: A Diachronic Study of the Worship of the Divi/Divae in the Latin West”. Its focus is the establishment of cult practices relating to the cult of the *divi/divae*, it seeks to address three questions: (1) Does uniformity in cult practice increase or decrease over time? (2) What prompted change and how was this change managed? (3) What factors influenced the choices each community made about these cults? The evidence used in this study is primarily epigraphic, but also includes the use of numismatic, literary and archaeological sources where applicable. The study is a diachronic examination of the manner in which cult was established in communities in the western provinces of the Empire from the reign of Augustus to the death of Constantine. My thesis will determine the nature of the worship of the imperial family outside of Rome. Some scholars have proposed direct involvement from the center in the establishment of these cults (as is the case with the altar at Lugdunum), but the evidence suggests that this should be seen as the exception and not the rule. Others have argued that the Roman *coloniae* were responsible for bringing Roman culture and religion to the provinces. However, my researches have shown that, contrary to common wisdom, it was the *oppida* or *municipia* that had the earliest priests devoted to the worship of the *divi/divae*. This project examines what role the center had in determining how religion functioned in the periphery. By focusing on the practices associated with the worship of the *divi/divae*, I will demonstrate the largely local nature of these practices and the control individual communities had over how different cults would be established.

Das Dissertationsprojekt wurde im Frühjahr 2010 erfolgreich an der University of St Andrews abgeschlossen und im Rahmen eines Cotutelle-Verfahrens im September 2012 mit der mündlichen Promotionsprüfung zu einem erfolgreichen Ende gebracht.

Helena Fischer (Doktorandin, 3/2010–2/2013). Mein Interesse gilt im Rahmen eines Dissertationsprojekts der Untersuchung antiker Diskurse zu Dämonenvorstellungen im Hinblick auf ihren ethisch-anthropologischen Gehalt. Ich erhoffe mir auf diesem Weg eingehende Erkenntnisse über die den Dämonenvorstellungen zugrunde liegenden Annahmen zum Menschen, seiner Position in der Welt, seinen negativen und positiven Qualitäten sowie der Auseinandersetzung mit der Frage nach der eigenen (Un-)Endlichkeit.

Angesichts des Mangels an direkten Thematisierungen und Auseinandersetzungen mit den Konzepten »Individualität« und »Individualisierung« erwies sich die semantische Polyvalenz des Dämonenbegriffs als geeignete Kategorie, indirekten Aussagen in antiken Texten über Menschenbild, Rechte, Pflichten und Gestaltungsmöglichkeiten des eigenen Lebens gegenüber den Göttern und der Gesellschaft nachzuspüren. Das breite und wandelbare Spektrum an subjektiven Interpretationen spiegelt die spezifischen Probleme, gedanklichen Reflexionen und generellen Veränderungen der Zeit.

Bis jetzt ließ sich feststellen, dass mit den Dämonenkonzepten der behandelten Autoren (Hermas, Justin der Märtyrer, Chaldäische Orakel, Apuleius, Tertullian, Censorius) insbesondere folgende anthropologische Aspekte verbunden sind: eine Externalisierung des Selbst durch einen dämonischen Schutzengel beziehungsweise Puppenspieler, die die Frage nach dem Grad an freiem Willen gegenüber göttlicher Determination eröffnet; eine Werthierarchisierung der Natur und des Lebens, in der das Streben nach außergesellschaftlich und außerirdisch verorteten Idealen im Nachfolgen des eigenen Schutzdämons auf dem Pfad der Vernunft beziehungsweise der Philosophie zum angestrebten Ziel, zum Recht und zur Pflicht des Menschen wird (Vergottungslehre); eine Spaltung des Menschen und der Gesellschaft aufgrund eines geteilten Selbst und eines (polemischen) Dualismus der Welt, die sich über gute und böse Dämonen ausdrücken, was ein Streben zur Folge hat, die Zweiteilung der Welt und der Persönlichkeit zu überwinden; eine Wertinternalisierung und *religion of conscience*, die sich am Individuum selbst, seinem eigenen Wesen und Denken orientiert und darüber die externen Faktoren (Herkunft, Reichtum, gesellschaftliche Anerkennung) als primären Gradmesser ihrer Identität ablehnt; und schließlich die Verehrung eigener Schutzdämonen und die Anrufung von Dämonen im Interesse eigener Machtausübung beziehungsweise zur Beeinflussung des Schicksals im eigenen Sinne.

Es zeigt sich, dass die angeführten Aspekte sämtlich das Thema der Individualisierung und eigenen Identität streifen und somit auf einen, wenn auch indirekt geäußerten, nachweisbaren antiken Individualisierungsdiskurs hinweisen. Insofern entkräften die Ergebnisse die These (zumindest in ihrer radikalen Spielart) einer umfassenden Individualisierung als allein neuzeitliches Konstrukt und Gedankengut.

Christian Karst (Doktorand, 4/2011 – 3/2014). Mein Dissertationsprojekt beschäftigt sich mit »Brunnen in der römischen Kaiserzeit als religiös markierte Orte«. Brunnen galten in der griechisch-römischen Antike als Stätten, die auf vielfältige Art und Weise mit dem Wirken göttlicher Mächte in Verbindung gebracht wurden; sie dienten häufig als Kontaktstellen zwischen Ober- und Unterwelt. Dennoch fanden sie in der bisherigen Forschung nur wenig Berücksichtigung, obwohl eine enorme Materialfülle vorliegt. Lediglich Brunnen in ausgewählten, begrenzten Regionen oder Städten wurden intensiv erforscht. Fast völlig unberücksichtigt blieb bei diesen Untersuchungen allerdings der religiöse Kontext, da das Hauptaugenmerk nahezu ausschließlich der alltäglichen Versorgung mit Trinkwasser für den profanen Gebrauch galt oder aber der Beschaffenheit von Brunnen in architektonischer und kunsthistorischer Perspektive. Da jedoch auch in der Archäologie nicht immer eindeutig nachweisbar ist, ob ein gefundener Schacht Wasser führte und als Brunnen zu deuten ist oder ob dieser einem anderen Zweck diene, soll der Schwerpunkt dieses Dissertationsprojektes der Fragestellung gelten, inwieweit sich Brunnen und Schächte während der römischen Kaiserzeit als Orte für eine persönliche Frömmigkeit und individuelle Religiosität eigneten und welche religiösen Praktiken und

Vorstellungen mit diesen verbunden waren, ohne hierbei das Element Wasser als zentralen Aspekt zu betrachten. Neben den literarischen und epigraphischen Quellen werden gezielt auch ausgewählte Funde aus den westlichen Provinzen des Imperium Romanum untersucht, vor allem Kleinfunde wie Terrakotten oder Fluchtafeln, die nachweislich aus Brunnen oder Schächten stammen. Dabei sollen nicht nur die Quantität und Qualität dieser Funde berücksichtigt werden, sondern auch die genauen Fundumstände und Fundzusammenhänge, um Erkenntnisse über die vollzogenen religiösen Handlungen zu gewinnen.

Leif Scheuermann (Doktorand, 4/2009–3/2010). Das Dissertationsprojekt »Religion an der Grenze. Römische Provinzialreligion am Neckar- und obergermanischen Limes« beschäftigt sich mit römischer Provinzialreligion am Neckar- und obergermanischen Limes. Als die Römer in den neunziger Jahren des ersten Jahrhunderts die Grenze ihres Reiches vom Rhein an den Neckar verlagerten, annektierten sie ein weitgehend menschenleeres Gebiet. Im Gegensatz zu anderen Regionen, etwa dem Rheinland oder der Schweiz, war eine Nutzung bereits bestehender »indigener« Strukturen nicht möglich. Die gesamte Infrastruktur musste durch das römische Heer und die mit ihm in die Region eingewanderten Zivilisten neu aufgebaut werden, so dass hier eine neue genuin provinzialrömische Gesellschaft entstand. Aufgrund dieser Ausnahmesituation bietet sich in der Region ein einzigartiger Einblick in die Funktionsweisen des römischen Imperiums in der Zeit von 90 bis 230 n. Chr. Eine besondere Rolle kommt hierbei der Religion zu, da diese – als Spiegelbild der Gesellschaft – öffentliche wie private Aspekte des Lebens in der Provinz reflektiert. Auf einer reichen archäologischen und epigraphischen Datengrundlage wird nach dem Wo – den Kultstätten – dem Wer – den religiösen Protagonisten – und dem Wen – also den verehrten Gottheiten – gefragt, um in einem letzten Schritt ein Gesamtbild der religiösen Verehrung in der Region zu entwerfen. Insgesamt konnte für die Region aufgezeigt werden, dass lokale, individuelle und pragmatische Lösungen die Sakraltopographie der Untersuchungsregion prägten, wohingegen ein übergeordnetes Prinzip – sei es von staatlicher Seite oder von großen Trägergruppen – nicht zu erkennen ist. Als Hauptgruppe der religiösen Protagonisten fanden sich Zivilpersonen meist gallo-germanischer Herkunft mit peregrinem Rechtsstatus. Hierbei von einfachen oder unbedeutenden Personen zu sprechen fällt jedoch schwer, wenn man den Aufwand und die Kosten bedenkt, die eine Weihung mit sich brachte. Vielmehr scheinen ausführliche Angaben nicht nötig gewesen zu sein, da die Stellung des Weihenden in der lokalen Öffentlichkeit bekannt war. Im Vergleich zu den an das Untersuchungsgebiet angrenzenden Bereichen konnte festgestellt werden, dass ein zentrales, die religiösen Strukturen des Untersuchungsgebietes prägendes Element die Verkehrs- und Kommunikationswege an den Rhein waren, wobei Beziehungen zu Städten rheinaufwärts, etwa Baden-Baden oder Augst, nicht festzustellen sind. Dies mag durch die Routen der Händler oder auch den Zuzug von Neusiedlern von Ladenburg aus in die Untersuchungsregi-

on begründet sein. In einem letzten Abschnitt wurde die Bedeutung der fehlenden Vorbevölkerung und der Grenzlage für die Genese und Entwicklung der religiösen Strukturen untersucht. Dabei zeigte sich, dass die Reichsgrenze keinerlei Einfluss auf die religiösen Strukturen hatte. Die fehlenden indigenen Strukturen hingegen waren von herausragender Bedeutung. Ein Großteil der in der Arbeit konstatierten individuellen religiösen Optionen im Untersuchungsgebiet beruht darauf, dass es keine Strukturen gab, nach denen man sich richten konnte. Die individuelle Gestaltung der religiösen Verhältnisse in der Region ist also eher ein Zeichen von Mangel an Strukturen als eine bewusste Selbstverwirklichung der Handelnden.

Das Dissertationsprojekt wurde 2010 erfolgreich abgeschlossen.

*

Insgesamt erwies sich der Blick auf die Spätantike durch die Brille der »religiösen Individualisierung« als besonders ergiebig, erlaubte er doch, Ergebnisse früherer Forschungen (insbesondere des DFG-Schwerpunktprogramms zur Reichs- und Provinzialreligion und internationaler Kooperationen wie F.E.R.C.AN. und FIGVRA) weiter fruchtbar zu machen und gängige Deutungen der Religionsgeschichte dieser Epoche in Frage zu stellen. Die Verbindung der so gewonnenen zahlreichen Facetten, gerade auch für Nordafrika und den Vorderen Orient, zu einem neuen Bild dieser Scharnierperiode der europäischen wie westasiatischen Religionsgeschichte ist eine wichtige Aufgabe für die Folgezeit.

2.3.4 Religiöse Bewegungen, Emanzipation und Innerlichkeit im europäischen Mittelalter

(Verantwortliche: Dietmar Mieth und Katharina Mersch)

Über Individualität im Mittelalter zu forschen wurde noch von Historikern wie Jacob Burckhardt als anachronistisch empfunden. Aber gerade auf religiösem Gebiet gab es sehr unterschiedliche Optionen. Religiöse Individualisierung manifestiert sich im Mittelalter unter anderem als punktuelle Emanzipation aus institutioneller Gewalt in Kirche und Gesellschaft, insbesondere als Privatisierung und Priorisierung der Innerlichkeit. Insofern wird Individualisierung in der Profilierung von religiöser Erfahrung manifest, selbst wenn sich diese Erfahrung kritisch-religiös gegen Erfahrbarkeit im Sinne von »Erlebnis« wendet. Zugleich muss man feststellen, dass es im Mittelalter keine religiöse Individualisierung ohne Gegenbewegungen gibt. Solche Anti-Individualisierungen liegen zum Beispiel vor in der Verrechtlichung des Religiösen (Vormarsch der Kanonistik und der päpstlichen Jurisdiktionsgewalt), in einer kirchlichen und staatlichen »una sancta«-Gesinnung; im damit verbundenen Doktrinalismus (gemildert durch scholastische Schulbildungen), im spätmittelalterlichen Fiskalismus und administrativen Durchgriff der päpstlichen und bischöflichen Verwaltungen.

Beispielhafte Fälle, an denen diese Prozesse untersucht wurden, sind: Das Schicksal der Beginnen vom 13. bis zum 14. Jahrhundert, ihr Einfluss auf Meister Eckhart am Beispiel Marguerite Poretes, religiöse Individualisierung im Medium der Mystik, individuelle Frömmigkeit und die Inanspruchnahme religiöser Freiheit, Spuren für die Genealogie der Menschenrechte und der Menschenwürde in Mystik und im Völkerrecht des Spätmittelalters, ferner die auf Häresien bezogenen Anteile der Bibliothek von Papst Benedikt (XIII.) und die Versuche exkommunizierter laikaler Machthaber, im Adel wie im Bürgertum, auf Exkommunikation und Interdikt mit individuellen und religiös abgesicherten Strategien zu reagieren. Diese Themen wurden einerseits im Rahmen von vier Tagungen und andererseits in monographischen Einzelprojekten von Fellows und wissenschaftlichen Mitarbeiter/inne/n konkretisiert.

Die Tagungen widmeten sich konkreten Projekten mit übergeordneten Fragestellungen. Zunächst wurde das angenommene Geburtsjahr Meister Eckharts (1260) zum Anlass genommen. Über das Jahr 2010 verteilt, fanden dazu Veranstaltungen in Erfurt und an vielen anderen Orten (u. a. Straßburg und Freiburg) statt. In Erfurt wurden sie in Zusammenarbeit von Max-Weber-Kolleg, Universität und anderen Bildungsinstitutionen organisiert. Der Anlass führte auch zu einer besonderen Dichte von drittmittelfinanzierten Tagungen in München, Paris und Mainz.

Die **Tagung »Meister Eckhart im Original. Fakten, Bilder und Legenden nach 750 Jahren«**, die vom 12. bis 14. März 2010 im Kardinal-Wendel-Haus der Katholischen Akademie in Bayern stattfand und neben einem breiten Publikumszuspruch großes internationales Interesse hervorrief, verknüpfte auf interdisziplinäre Weise die unterschiedlichen Zugänge der Eckhartforschung im Kontext geistlicher Literatur. Die Annäherung an Meister Eckhart kann nur durch die verschiedenen Zugänge der Forschung ermöglicht werden. Dargestellt wurden Forschungsergebnisse von Handschriftenspezialisten (Georg Steer, Freimut Löser, Loris Sturlese, Burkhard Hasebrink, Susanne Köbele), Editoren der Eckhart-Werke, Übersichten von Literar-, Philosophie- und Theologiehistorikern (Andrés Quero-Sanchez, Dietmar Mieth, Gotthard Fuchs, Markus Vinzent), Beiträge zu Genderfragen (Irmgard Kampmann) und eines Psychoanalytikers (Karheinz Witte). Unter anderem wurden Kontexte Eckharts in Orden und Beginnenbewegung und Fragen der Selbsttranszendenz und religiösen Individualisierung im Kontext neuer Interpretationsmuster diskutiert. Neben der Kontextualisierung Eckharts z.B. im Rahmen der dominikanischen Ausbildung oder der Beginnenbewegung wurde auch die moderne Rezeption Eckharts mit Bezug auf Freiheitsmotiv, Selbsttranszendenz und Glaubensimmanenz behandelt.

Die **DFG-Tagung »Rencontre à Paris 1310. Marguerite, Dante, Lullus, Eckhart«** vom 28. bis 30. Mai 2010 in Paris, die in Zusammenarbeit mit der Universität Sorbonne IV stattfand, ergab ebenso wie eine anschließende Tagung über Marguerite Porete neue Erkenntnisse über Lehre und Häresieprozess Marguerites, über die politischen Kontexte und fragwürdigen rechtlichen Verfahren in den damaligen Auseinandersetzungen zwi-

schen König und Papst um die Inquisitionshoheit. Der Vergleich mit den in Paris wirkenden Zeitgenossen Dante, Lullus und Eckhart zeigte unterschiedliche Profile, machte aber auch deutlich, dass Meister Eckhart früh mit den Pariser religiösen Manuskripten von Laien, insbesondere Marguerites in Kontakt gekommen sein musste. Bestimmte Motive sind, trotz jeweils eigenständiger Entfaltung, nur ihm und Marguerite gemeinsam (etwa »vivre sans pourquoi«). Besonders erörtert wurde der unterschiedliche Armutsdiskurs am Beispiel Dantes und Eckharts, der interreligiöse Diskurs am Beispiel des Lullus, die Fortsetzung der Ketzerdiskurse im 13. und 14. Jahrhundert, die Lehrzuständigkeit der Pariser Universität im Vergleich zu kirchenamtlichen Eingriffen und die spirituelle Toleranz eines Godefroy de Fontaines gegenüber der Schrift Marguerites trotz gegenteiliger, an Thomas von Aquin orientierter Auffassungen.

Zugleich wurde aufgezeigt, dass sich das Konzept »Liebe« in Lehrstreitigkeiten nicht auf einen Nenner bringen ließ: Der Vorwurf eines Votums aus Avignon lautete, Eckhart habe die Gleichrangigkeit von Gottes- und Nächstenliebe vertreten. Dies sei aber häretisch, weil man den Nächsten um Gottes willen lieben müsse. Eckharts korrelative oder reziproke Sicht von Gottesliebe und Menschenliebe war aus der graduellen Sicht des Votums nicht nachvollziehbar. Für Eckhart war jedoch die Aussage über das Liebes-Eins ohne Graduierung auf der gleichen Ebene wie das »Gott ist Gott« (vgl. die deutsche Predigt 65 und 67). Referenten der Tagung waren: Ruedi Imbach, Peter Walter, Burkhard Hasebrink, Georg Steer, Freimut Löser, Dietmar Mieth, Franz-Josef Schweitzer, Julie Casteigh, Wilhelm Coutenay und Marie Anne Vannier.

Im Rahmen der **Tagung »Mystik, Recht und Freiheit. Die spätmittelalterliche Suche nach religiöser Erfahrung im Kontext der Inquisition und ihre heutige Bedeutung für die Debatte um religiöse Freiheit. Zum Gedächtnis an Meister Eckhart und Marguerite Porete«** in Mainz vom 10. bis 12. September 2010 wurden die Prozesse einer zunehmenden kirchlichen und weltlichen Verrechtlichung und einer korrespondierenden Heilsgewisserung durch persönliche Erfahrung in das Zentrum gestellt. Beide Entwicklungen vollzogen sich vor allem im Rahmen einer Urbanisierung und Pluralisierung von Lebensformen. In diesem Kontext stellten religiöse Einzelgestalten, die literarisch fassbar sind, die Grenzen des bisher Vertrauten mit ihrer religiösen Sprache und mit ihrer Lebenspraxis in Frage. Auffallend ist hier besonders die Beginenbewegung, die trotz ihres gemeinsamen Anliegens eines geistlichen Lebens in einer geordneten, selbstreferentiellen Gemeinschaft nicht unter einer übergreifenden Regel gefasst war und in deren Umkreis sich freigeistige Strömungen zu entwickeln schienen. Einen gewaltsamen Höhepunkt des Konfliktes zwischen Beginentum und kirchlichem Ordnungswillen stellt der Prozess gegen Marguerite Porete in Paris 1308 bis 1310 dar, der zu ihrer Verbrennung als hartnäckige Ketzerin führte (1. Juni 1310). Marguerite, ebenso ihr Zeitgenosse Meister Eckhart (1260–1328), und mit ihnen ein ganzes Spektrum von Frauen- und Laienbewegungen stehen aus der Retrospektive gesehen prominent für eine Freiheit und Offenheit religiösen Denkens. Diese Freiheit des Denkens und der Erfahrung vermag heute immer noch

eine große Faszination auf religiös Suchende auszuüben. Die Wechselwirkungen von individueller Freiheit und Institution sind in der Mystik-Forschung weitgehend ausgeblendet worden. Aus dem Fundus der historischen, insbesondere der mittelalterlichen interreligiösen und religiös geprägten Tradition können Erfahrungen kritisch reflektiert und sondiert werden, die für die Suche nach Lösungen in heutigen Konflikten zwischen religiöser Erfahrung und Glaubensnormen und für die Konfrontation mit Religionsformen der Gegenwart, die sich dem klassisch-modernen Muster nicht fügen, aufschlussreich sind.

Auf der **DFG-Tagung »Meister Eckharts Reden für die Stadt. Die Erfurter Reden in ihrem Kontext«** vom 15. bis 17. April 2011 im Erfurter Augustinerkloster, organisiert in Kooperation mit Dagmar Gottschall (Salento) und Yoshiki Koda (Tokio), wurden Eckharts Reden, die er als Prior des Erfurter Dominikanerklosters zwischen 1294 und 1298 aus der Praxis der abendlichen Tischgespräche mit den Novizen und jungen Brüdern zusammenstellte, aus verschiedenen Perspektiven analysiert: (1) als »Anleitung zum Heilserwerb im Lebensraum Stadt«. Wie kommt der Mensch aus Eigenem heraus zum Miteinander mit göttlichem Wirken? An überzeugenden Beispielen wurde vorgeführt, wie Eckhart in seinen Predigten die Themen der Reden fortführte und weiterentwickelte. Das zeigt sich auch in dem in den Predigten fortwirkenden Verständnis von Sünde und Gewissen. (2) Rezeptionen. Die Rezeption der »Reden« in den Niederlanden wurde rekonstruiert. Die von Spamer herausgegebenen Mosaiktraktate sind ein wichtiges Zeugnis der frühen Eckhartüberlieferung und -rezeption im 14. Jahrhundert. Wiederholt stößt man dabei auf Eckharts Konzept der *gelâzenheit*. Heimerichs »Millelogicon« (1450) überliefert 33 Sentenzen, die man auf Eckhart zurückführen kann. (3) Eckharts Reden kann man aber auch als philosophische Traktate lesen. Im Vergleich mit der thomanischen Lehre vom Gehorsam, von der wahren Armut und von der Demut, zeigt sich unter anderem, wie sehr sich Eckhart theologisch-ethisch mit Thomas' Gedanken auseinandergesetzt haben muss. (4) Eckharts Werk enthält auch weiterhin eine transzendente Topologie. Dies gilt auch für Grundmotive der Mystagogie und Elemente der Gotteslehre in den Reden oder zum Beispiel für Eckharts mystisches Konzept des intellektuellen Loslassens. (5) Insgesamt erscheinen daher die Erfurter Reden als eine Art spirituelle Programmvorgabe Eckharts. Dies gilt auch für seine Art zu reden und zu predigen. Hier wurde mit Hilfe einer rhetorischen Analyse gezeigt, wie Eckhart seine eigene innere Gewissheit (das Eckhartsche »Certum«), seine systematischen Grundgedanken immer zugleich in einen Dialog mit den Meistern, aber auch mit den Predigthörerinnen bringt. (Die Meister sagen – die Leute fragen.) Die Veröffentlichung der Tagungsergebnisse ist geplant als Jahrbuch der Meister-Eckhart-Gesellschaft, herausgegeben von Dagmar Gottschall, Yoshiki Koda und Dietmar Mieth im Kohlhammer-Verlag, Stuttgart.

Eine weitere internationale wissenschaftliche **Tagung** in und mit der Katholischen Akademie München fand vom 23. bis 25. März 2012 statt zum Thema **»Religiöse Individualisierung in der Mystik. Die Dominikaner Meister Eckhart, Heinrich Seuse und Jo-**

hannes Tauler«. Die Teilnehmer/innen der Tagung konnten nach Anmeldung im Vorprogramm Handschriften der drei Dominikanermystiker in der Bayerischen Staatsbibliothek anschauen. Daran nahmen 40 Personen teil, an der Tagung selbst neben diesem Kern etwa 180 Personen. Der große Teilnehmerkreis zeigte sich nach der Tagung sehr zufrieden, ja begeistert. Die Ergebnisse der Tagung seien im Folgenden etwas ausführlicher referiert, da sie exemplarisch einen Einblick in die Fruchtbarkeit der Frage nach religiöser Individualisierung für das Mittelalter geben. Darüber hinaus waren zwei aktuelle Fragen mit zu bedenken: Gemeinsamkeiten und Unterschiede der individuellen christlichen Akzentuierung damals und heute sowie die religionsübergreifende Suche nach individueller religiöser Erfahrung. Diese Fragen kamen vor allem im Dialog mit dem größeren Publikum zur Geltung.

»Individualisierung« kann als religiöse Bewegung unter drei Aspekten betrachtet werden: als die Loslösung von Bevormundung und Vereinheitlichung durch äußere Autoritäten – dabei wächst die Betonung der eigenen religiösen Erfahrung bzw. der individuellen Beziehung zu Gott; ferner als die fortschreitende Priorisierung des Individuellen – etwa im Gewissen oder in der Konzentration auf »Innerlichkeit«; schließlich als normative Forderung nach Individualität. Diese wird dann zum Bestandteil sozialer, auch kirchlicher Erwartungen. Das Mittelalter enthält bereits die Spannungen, die durch Individualisierung provoziert werden. Die Forschung hat sich schon seit einiger Zeit von dem Bild gelöst, das religiöse Individualisierung für das Mittelalter nicht als einschlägig erachtete. Individualisierung wird dabei in der Profilierung von religiöser Erfahrung deutlich, selbst wenn sich Autoren kritisch gegen Erfahrbarkeit im Sinne von »Erlebnis« oder von frommer Leistungsgarantie wenden.

Jörg Rüpke (Religionswissenschaft, Erfurt) referierte über die Erträge der historischen Religionsforschung für die religiöse Individualisierung. Er konnte das theoretische Fundament ebenso entfalten wie die antiken Beispiele. Sie wurden damit einem größeren Publikum vorgestellt. Rüpke warf die Frage auf, ob Individualisierung als Kennzeichen der Moderne auf diese beschränkt werden könne. Martin Pickavé (Philosophie, Toronto) sichtete die spätmittelalterliche Philosophie und Theologie im Hinblick auf Individualitätsbegriffe. Andrés Quero-Sánchez (Philosophie, München) setzte dies im Hinblick auf Meister Eckhart fort und zeigte, wie dieser heute im Horizont von Individualisierung, Aufklärung und Modernität verstanden werden kann.

Weitere Einzelbefunde: Zu Eckharts Zeit gab es in Straßburg Reklusen, die in freier religiöser Gemeinschaft zusammenlebten und einen gesellschaftlichen, literarisch dokumentierten Einfluss ausübten. Dieses Beispiel, eines unter vielen, stellte Anneke Mulder-Bakker (Kulturgeschichte, Groningen) dar. Markus Enders (Philosophie, Freiburg) und Silvia Bancel (Katholische Theologie, Madrid) beschäftigen sich mit dem individuellen Weg Heinrich Seuses und mit der Kombination von Elementen aus Intellektualität, Erfahrung und Bilderwelt, die einen besonderen Typ darstellen. Ruedi Imbach (Philosophie, Paris) entfaltete in einem öffentlichen Abendvortrag Korrespondenzen zum Um-

gang mit Sterben zwischen Seuse und Petrarca. Rudolf Weigands (Ältere deutsche Literaturwissenschaft, Eichstätt) Vortrag zu Johannes Tauler behandelte vor allem dessen ethische Konzeption, in der die individuelle Möglichkeit des Weltlebens als Tugendleben erkundet wird. Daran schloss sich eine Beschreibung der unterschiedlichen Werkkonzepte der drei Dominikaner durch Freimut Löser (Altgermanistik, Augsburg) an.

Das Thema »Individualisierung und Mystik« wurde in drei Typologien von der Theologin Christine Büchner (Tübingen) dargelegt und erörtert. In einem anschließenden Rundgespräch mit Regine Schiewer (Altgermanistik, Freiburg), Walter Senner OP (Katholische Theologie, Rom) und Dietmar Mieth (Katholische Theologie, Erfurt) kamen ebenso wie im Schlussreferat von Markus Vinzent (Kirchengeschichte, London) die Gemeinsamkeiten und Besonderheiten der drei Protagonisten zum Zuge. Trotz aller »eckhartistischer« Gemeinsamkeiten handelt es sich nicht um eine »Schule« im engen Sinn. Dies wird vor allem im Unterschied von narrativer Selbstinszenierung (Seuse), konkreter Lebensdidaktik (Tauler) und »abstrakter« Parallelisierung von Lebensalter, Stufen und Einheitsmerkmalen (Eckhart, vor allem in der Predigt »Vom edlen Menschen«, so Vinzent) deutlich. Die Tagung bot auch jungen Forscher/innen die Möglichkeit, ihre Untersuchungen in einer digitalen Poster-Session vorzustellen.

Die Untersuchung der »religiösen Individualisierung« bei drei großen Mystikern des Mittelalters, den Dominikanern Meister Eckhart, Heinrich Seuse und Johannes Tauler, ergab also, dass jeder von ihnen, bei aller Gemeinsamkeit des Fragens, einen individuellen Zugang repräsentiert. Zwar waren bisher die unterschiedlichen Akzente und der gemeinsame Bezug auf Eckhart bekannt, aber die Frage nach den Weglehren ergab doch neue Aspekte, die über die drei Dominikaner hinausreichen. Ihre Mystagogien beeinflussten über eine breite Überlieferung die religiöse Individualität der Suchenden. Am Ende des 15. Jahrhunderts sind die Andachtsbücher in Klöstern, an Adels- und Fürstensitzen wie im Umkreis von Beginen und Bürgerhäusern mit Referenzen an ihre Texte ausgestattet.

Die Tagung wurde in Auszügen aus den Vorträgen zunächst in der Akademiezeitschrift »Zur Debatte«, Ausgabe 7 (2012), veröffentlicht und wird als Jahrbuch der Meister-Eckhart-Gesellschaft, herausgegeben von Freimut Löser und Dietmar Mieth, 2013 in Stuttgart erscheinen.

Erleichtert wurde das Projekt durch die Zusammenarbeit mit Akademien in München, Mainz und Erfurt, die für Tagungen und Vorträge Entgegenkommen zeigten. Die Arbeit mit einigen Beteiligten konnte in der Form von Fellowships der Kolleg-Forschergruppe fortgesetzt werden.

Dietmar Mieth (Fellow, seit 4/2009). Individualisierung bedeutet in den religiösen Bewegungen des Spätmittelalters die Suche nach religiöser Freiheit innerhalb eines sich immer mehr normativ verfestigenden staatlich-kirchlichen Bezugssystems (Juridifizierung, Bürokratisierung, Verschulung des Glaubens, Ausgrenzungen). Die Unmittelbarkeit des

Individuums zu Gott, wie sie im 13. und 14. Jahrhundert in verschiedenen Varianten von den großen Mystikerinnen und Mystikern aus den Bettelorden gelehrt und gelebt wurde, wurde zum ersten Mal von der Suche nach dem »freien Geist« begleitet. Der Versuch, diese »Bewegung« in ihren Selbstlegitimationen von außen her, d.h. durch die Inquisition zu erfassen, bildete die Hauptgrundlage für die bisherige Darstellung spätmittelalterlicher religiöser Bewegungen. Diesen Ansatz (von Herbert Grundmann bis Alexander Patschovsky) muss man problematisieren und durch den Versuch ersetzen, in den zugänglichen, oft mehrfach überlieferten Texten zu eruieren, was die »Abweichler« tatsächlich motiviert hat (vgl. dazu Dietmar Mieth und Britta Müller-Schauenburg [Hg.], *Mystik, Recht und Freiheit*, Stuttgart 2012).

Bei Meister Eckhart lässt sich eine De-Konstruktion von Denk- und Lebensgewohnheiten beobachten. Sein Interesse an »nova et rara« richtet sich nicht auf interessante Neuheiten in den Themen der Scholastik, sondern auf eine Relektüre der Tradition – soweit er sie kennt, z.B. Augustinus, Ps. Dionysius und andere Autoritäten – bzw. auf eine spezifische Anwendung der neuen Pariser Intellekt-Philosophie, die nicht nur die Auslegung der Offenbarung, sondern auch das Leben ändern soll. Bewusstsein von Neuheit heißt hier, dem »Alten« eine Rolle als umgerüsteter oder behauener Baustein im Neuen zuzuweisen. Insofern kann man von einer De-Traditionalisierung sprechen.

Auf den Weg gebracht ist die Buchveröffentlichung *Meister Eckhart* in der Reihe »Denker« im Beck-Verlag, München. Sie hat zum Ziel, Eckharts Denken der Einheit darzustellen, seine Verwandlung einer additiven Glaubenslehre in eine integrative Form, aus der alles entsteht und wie aus einem Prinzip abgeleitet ist. Diese Einheit und ihre Ableitungen können aber von allen Seiten in kontingenter Vielfalt betrachtet werden. Das Einheitsdenken verträgt sich deshalb mit einem Perspektivenwechsel, den man oft als Paradoxie missverstanden hat. Diese Kombination von höchster Abstraktion, die in der Lebenslehre als »Abgeschiedenheit« abgebildet ist, und einem die verlässlichen Ausdrucksweisen ständig neu befragendem Perspektivismus erlaubt heute eine auswählende Aneignung Eckharts – dies ist einer der Gründe für die breite, an geflügelten Worten aufgehängte Rezeption. Eckharts Originalität beruht gerade auf dieser innovativen Kombination von Abstraktion und Abduktion einerseits und schrankenloser De-Kontextualisierung von Gedanken und Worten andererseits, wie sie sich an seinen Schriftauslegungen festmachen lässt, die von der Grammatikschule der Modisten (u.a. Thomas von Erfurt) inspiriert sind.

Zu Meister Eckhart ergab sich auch eine Zusammenarbeit mit der Islamwissenschaft an der Philosophischen Fakultät der Universität Erfurt in der Begleitung einer Doktorarbeit über »Rumi und Eckhart«, die 2012 fertiggestellt wurde.

Aus der Zusammenarbeit der Herausgeber des *Cambridge Handbook for Human Dignity* Marcus Düwell (Utrecht), Jens Braavig (Oslo), Roger Brownsword (London) und Dietmar Mieth (Erfurt) ergab sich ein besonderer Schwerpunkt über die »religiöse Individualisierung« hinaus. In Vertiefung ihres gesellschaftspolitischen Einflusses stellt die

Idee des »Homo divinus« (Loris Sturlese) die allgemeine Zugänglichkeit des »Adels der Seele« dar (vgl. Meister Eckhart, »Vom edlen Menschen«), die mit der sogenannten »Deutschen Mystik« zusammenhängt. Hier wird besonders die Schöpfungswürde des Menschen betont, in der der Erlösungsgedanke bereits eingeschlossen ist. Von ganz anderer Seite, vom Kirchenrecht als Völkerrecht her, lässt sich im Ausgang des 14. Jahrhunderts, im Vorfeld und auf dem Konstanzer Konzil (1414–1418) der Streit um die Rechte der Heiden (in Preußen) betrachten, bei dem erstmals, insbesondere seitens der Schule von Krakau, die Rechte der Heiden (individuell und völkerrechtlich) konkret beansprucht werden.

Markus Vinzent (Fellow, 3/2012–6/2012). Während des Abschlusses der Publikationen von *The Art of Detachment* (Leuven: Peeters 2011) und *Eckhart on the Lords Prayer* (ebd., 2012) entdeckte der Autor in der Vat. lat. 1086 vier bisher als *dubia* fälschlich eingestufte Pariser Quaestiones, die Eckhart zurückgegeben werden konnten (siehe den Entdeckungsbericht »Questions on the Attributes (of God). Four Rediscovered Parisian Questions of Eckhart«, *Journal of Theological Studies* 63 [2012], 156–186). Inzwischen sind diese Quaestiones auch im Supplementband der kritischen Werkausgabe Eckharts im Kohlhammer-Verlag von Loris Sturlese vorgelegt worden. Wie bereits die bekannten Pariser Quaestiones stellen auch die neuen Texte einen hochspekulativ denkenden, die Tradition kritisch befragenden Philosophen und Theologen Eckhart vor. Das laufende Projekt besteht in einer kritischen Kommentierung dieser neuen Quaestiones – zusammen mit den bereits bekannten –, um so das philosophische Profil Eckharts im Zusammenhang zu entfalten. Um dies nicht in Isolierung zum theologischen, philosophischen und überhaupt geistigen Umfeld der Pariser Universität seiner Zeit zu tun, werden derzeit auch der Cod. Vat. lat. 1086 und mehrere Parallelcodices mit Quaestionensammlungen untersucht, um Eckhart so vor dem Hintergrund seiner Kollegen zu lesen. Der Kommentar (samt Einleitung und englischer Übersetzung) wird als dritter Band der Reihe »Eckhart: Texts and Studies« (Leuven: Peeters) erscheinen. Der Aufenthalt gestattete mir auch die Vertiefung meiner Arbeiten zur frühen Christentumsgeschichte in enger Zusammenarbeit mit Jörg Rüpke (siehe oben, 2.3.2).

Katharina Mersch (wissenschaftliche Mitarbeiterin, 10/2010–9/2013). Das Forschungsprojekt »Besitztümer, Macht und Seelenheil – Interessen und Konfliktstrategien von Laien in den Auseinandersetzungen um die Exkommunikation im späteren Mittelalter« beleuchtet die Stellung exkommunizierter laikaler Machthaber zur Kirche und ihren Institutionen vom 12. Jahrhundert bis zum Vorabend der Reformation. Es wird überprüft, wie die Laien unter dem Druck des Kirchenbanns handeln sollten, tatsächlich handelten und wie ihr Verhalten von Seiten der Kirche bewertet wurde. Individualisierung – verstanden als sozialer Prozess zunehmender Rollendistanz und De-Traditionalisierung – lässt sich hier auf mehreren Ebenen greifen. Erste Hinweise finden

sich bereits in den kirchenrechtlichen Quellen des 12. Jahrhunderts, die bei der Frage, ob eine Exkommunikation vermieden oder riskiert werden sollte, auf die auf dem Reflexionsvermögen gründende religiöse Integrität des einzelnen vom Kirchenbann bedrohten Laien setzte. Im Zweifelsfall sollte er im Widerspruch zu den Vorgaben der Kleriker handeln, und in diesem Sinne scheint die Exkommunikation geradezu in einen religiösen Individualisierungsprozess hineinzuzwingen. Im Blick auf die Fälle tatsächlich exkommunizierter Laien lässt sich dies weiter verfolgen: Sie wurden durch den Kirchenbann aus ihrer Rolle als gute, in den sozialen Deutungsschemata fest verankerte Christen gedrängt und in die Rolle des Widerspenstigen, des Aussätzigen hineingezwungen; sie akzeptierten diese Rolle aber in der Regel nicht und entwickelten teils unkonventionelle Strategien, um ihre Stellung in Kirche und Gesellschaft zu behaupten. Die Glaubenspraxis der Betroffenen wird dabei in den Dokumenten kirchlicher Autoritäten sowie in Chroniken als individualisiert beschrieben. Vorbildlich für den Untersuchungszeitraum ist der berühmte Gang Heinrichs IV. nach Canossa (1077), der – als eigenständig initiiertes und gegen die Konventionen ausgeführtes Bußakt des Königs geschildert – seine Absolution erst ermöglichte. Ähnliches wird von König Otto IV. (1218), Kaiser Friedrich II. (1250) und Kaiser Ludwig dem Bayern (1347), seit dem ausgehenden 12. Jahrhundert aber auch von weniger einflussreichen Adligen berichtet. Bauten sich gebannte Laien im Widerspruch zur exkommunizierenden Instanz eine religiöse Parallelwelt auf, indem sie an den ihnen untersagten christlichen Glaubenspraktiken festhielten, scheinen in den Quellen der Gegenpartei Hinweise auf Individualisierungstendenzen auf, um das Verhalten der Gebannten negativ darzustellen und mitunter als häretisch zu brandmarken. Im Rahmen der religiösen, rechtlichen und sozialen Ausdifferenzierungsprozesse, die das spätere Mittelalter prägen, konnten außerdem erste Hinweise darauf gefunden werden, dass in den Selbstaussagen Exkommunizierter (etwa vor Gericht) der eigene Wille gegen die mit sozialen Rollen verbundenen Pflichten aufgewogen wurde – Konzepte des Selbstfinden Eingang in die Auseinandersetzungen zwischen Kirche und Laien. Es erscheint somit lohnenswert, diese Spuren religiöser Individualisierung und Individuierung im Kreis der Laien in vorreformatorischer Zeit weiterzuverfolgen.

Britta Müller-Schauenburg (Postdoktorandin, assoziiert seit 5/2010). Religiöse Individualisierung wird normalerweise als spezifisches Moment der Freiheitsgeschichte aufgefasst, das in einem inneren Zusammenhang steht mit politischer und denkerischer Befreiung aus autoritär konfigurierten lebensweltlichen Strukturen. Dabei wird das Individuum in einem Gegensatz zum Kollektiv verstanden. Für den christlichen Kontext des lateinischen Spätmittelalters gilt als das Kollektiv par excellence die »Amtskirche«. Je näher etwas dem »Papsttum« steht, desto mehr zählt es als Element des Kollektivierten, und je mehr es etwa mit dem Papstamt in Konflikt gerät und häretische Theologien vertritt oder ketzerische Gemeinschaftsformen propagiert, desto mehr zählt man es als Träger religiöser Individualisierung. Das Projekt zur Bibliothek Benedikts XIII. (ca. 1327–

1423) kreuzt mit seiner Fragestellung diese Situation. Grundlegende Unterstellung ist, dass zum Gedanken einer religiösen Individualisierung in einer freiheitsgeschichtlich qualifizierten Bedeutung dieses Begriffes wesentlich die je eigene reflexive Bewusstwerdung dieser religiösen Position in irgendeiner Form gehört. Solch eine Bewusstwerdung geschieht durch differenzsensitive Wahrnehmung der Grenze zu einem Anderen, sei dies ein anderer Kult als religiöse Praxis, eine andere Definition, eine andere Religion oder eine innerhalb eines als gemeinsam verstandenen Glaubens abweichende theologische Lehre. Die Institution ist nicht einfach als »Bremse« der Individualisierung zu betrachten, sie ist unter Umständen sogar Motor und, auf eine paradoxe Weise, »Rahmen« dieses Vorganges der Auseinander-Setzung im wörtlichen Sinne dieses Begriffes. Und schließlich ist auch ein Papst in der Individualisierungsfrage ein mögliches Subjekt. Mit Benedikt XIII. haben wir einen Inhaber des Amtes vor uns, der in der historischen Situation des Großen Abendländischen Schismas sich plötzlich als Individuum zu rechtfertigen und gegenüber konkurrierenden Kandidaten auf dasselbe Amt zu behaupten hatte. Benedikt XIII. war letztlich Verlierer der Machtgeschichte, sein Konzept scheiterte; nach einer langen Fluchtgeschichte zog er sich auf eine Festung in Nordspanien zurück, wo er, inmitten einer intakten päpstlichen Hofhaltung und überzeugt von seiner Rechtmäßigkeit, umgeben von einigen ihm nach wie vor treuen Kardinälen, schließlich starb – lange nachdem die offizielle Kirchengeschichtsschreibung das Schisma für beendet erklärt hatte. Mit einem solchen Individuum taucht die Frage der Kolleg-Forschergruppe an einer sehr ungewöhnlichen Stelle auf, die aber ganz zentral zu dieser Themenstellung hinzugehört: nämlich als Frage nach dem Verhältnis von Individuum und Gesamtkirche im Rahmen des »amtlichen« Selbstverständnisses der Kirche, die den Streit um die Individualisierung nicht einfach als Partei (»dagegen«) führte, sondern in sich selbst höchst heterogen votierte.

Das Projekt mit dem Titel »Benedikt XIII. und seine Bibliothek« befasst sich mit der Frage der Individualität des gelehrten letzten Avignoneser Gegenpapstes Benedikt XIII.: Wie drückt sie sich aus in der Struktur seiner Bibliothek? Wie ist sie geprägt durch das Profil seiner Bibliothek? Wie verhält sie sich gegenüber dem »Anderen« im Glauben (spätmittelalterlich: Häresie)? Wie lassen sich die Grundbegriffe der Individualisierungsdebatte auf einen Papst anwenden, der als Spitze einer globalen religiösen Institution oft als »Gegenteil von Individualität« aufgefasst wurde?

Die bisherigen Untersuchungen haben folgende Zwischenergebnisse: Die Verflechtung von sich entwickelndem Kirchenrecht und Häresiebegriff ist fundamentaler als erwartet. Es lässt sich ein bibliotheksgeschichtliches Profil der Person ausmachen und beschreiben, das zunehmend funktional strukturiert ist. Das Papstamt ist mit seiner Verschmelzung von Singularität und Universalität gerade in der Umbruchzeit des Spätmittelalters ein systematisch noch kaum entdecktes Feld der Erprobung von Begriffs- und Interpretationsmustern der Frage nach Individualisierung. Für diese Untersuchung wurden Begriffe aus dem Individualitätsfeld für das Material fruchtbar gemacht: Zentral wurden

zum einen Begriffspaare, die das »Gegenteil« von Individualität thematisieren: Rechtssystem, Institution. Außerdem wurden Begriffe wie Mystik, Person und alle Begriffe aus dem Wortfeld des Frühhumanismus auf den zu untersuchenden Gegenpapst Benedikt XIII. angewendet.

Erst systematische und systemtheoretische Zugriffsweisen erlauben es, die sowohl in der Allgemeingeschichte als auch in der Religionswissenschaft stark frühneuzeitlich-reformatorisch geprägten Grenzen der Perspektive auf das Papstamt zu überschreiten, die sich heute bis in die katholische Theologie rückwirkend eingeschrieben hat (deshalb ist das Ineinander von säkularem Diskussionsfeld und genuinem Theologieprojekt zumindest für dieses Projekt unendlich kostbar).

Barbara Bartocci (Gastwissenschaftlerin, 5/2012–7/2012). Im Rahmen meines Aufenthaltes wurden zwei Teilwerke bearbeitet, die in engem Zusammenhang mit dem Projekt von Markus Vinzent (siehe oben) stehen. (1) Die Untersuchung der Handschrift *Catena aurea entium* des Henricus de Hervordia auf doktrinale Einflüsse Meister Eckharts, insbesondere der Abgleich mit Meister Eckharts Werk *Quaestiones disputatae* und die Zusammenfassung der Ergebnisse; (2) ein Abgleich der Ergebnisse mit den Vatikanischen Codices Vat. lat. 4130 und 3025. Die *Catena aurea entium* ist die große wissenschaftliche Enzyklopädie des Dominikaners Heinrich von Herford (†1370), die schon von ihrer Anlage her (siehe unten) auf eine Anthropologie hinzielt, die unmittelbar zur Frage der Entwicklung der Individualisierung im 14. Jahrhundert führt. Obwohl nach derzeitigem Kenntnisstand Henricus sein Material vornehmlich aus den Schriften des Albertus Magnus und der weiteren bedeutenden Dominikanergelehrten Thomas von Aquin, Dietrich von Freiberg und Niklaus von Straßburg sowie aus der Enzyklopädie des Thomas von Cantimpré und aus Werken der Kirchenväter wie auch einiger antiker Autoren geschöpft hat, wäre zu prüfen, inwieweit er auch Meister Eckhart herangezogen hat. Diese Thematik wurde bisher noch nie erforscht, drängt sich aber auf, wenn man die anthropologische Ausrichtung dieses Werkes betrachtet. Henricus muss zumindest von Eckhart gehört haben, möglicherweise vermittelt durch Konrad von Halberstadt (den Älteren).

Die in einer verkürzten Quaestionenform gehaltene Enzyklopädie setzt mit der Erklärung des göttlichen Seins ein (1.1), enthält dann eine ausführliche Beschreibung der Schöpfung und der Geschöpfe, um mit der Behandlung des Menschen unter philosophisch-anthropologischen, theologischen, medizinischen und ethischen Aspekten und endlich seines letzten Ziels zu schließen (1.9–10). Überhaupt ist bislang die *Catena aurea entium* noch nicht näher erforscht worden: Es liegen bislang lediglich erste Eindrücke und Listen der Quaestionen vor.

Das besondere Interesse besteht darin, dieses enzyklopädische Werk näher auf doktrinale Einflüsse Meister Eckharts zu untersuchen, besonders hinsichtlich dessen *Quaestiones disputatae* aus dem Cod. Vat. lat. 1086, die kürzlich von Markus Vinzent neu entdeckt wurden und gemeinsam mit Walter Senner und Loris Sturlese für die For-

schung wiedergewonnen und jetzt in einer kritischen Edition publiziert wurden. Da die *Catena aurea entium* nicht ediert ist, gilt es, die Handschrift zum Zentrum der Untersuchung zu machen und die so erzielten Ergebnisse mit den Vatikanischen Codices Vat. lat. 4130 und 3025 abzugleichen.

In diesen Teilwerken geht es vordergründig um Echtheitsfragen der umstrittenen und unedierten lateinischen Werke Meister Eckharts. Die Zuordnung zu Eckhart, auch aufgrund der Erforschung seiner Rezeption, ermöglicht es, über die Frömmigkeits- bzw. Mystikgeschichte hinaus (siehe oben das Projekt von Dietmar Mieth) das Verhältnis von Individualität und Einheit in Eckharts systematischem Werk und in der Anthropologie des Spätmittelalters umfassender zu erörtern und darzustellen. Die Arbeiten werden in folgende Publikation einfließen: Bartocci und Vinzent (Hg.), *Eckhart's Parisian Questions. Introduction, Critical Text, Translation and Commentary* (Eckhart: Texts and Studies 3), Leuven: Peeters 2013.

*

In der Summe hat sich auch in diesem Teilbereich gezeigt, wie ertragreich die Frage nach Individualisierung ist, sofern sie nicht als unilateraler Modernisierungspfad verstanden wird, sondern als ein komplexer Prozess, dem Reaktionen auf institutioneller Ebene, Verflechtungsphänomene und reflexive Rückkopplungsschleifen inhärent sind.

In Bezug auf *strukturelle Entwicklungen* hatte dieser Forschungsschwerpunkt die Etablierung eines Arbeitskreises zum Thema »Religiosentum und religiöse Erfahrung im Mittelalter« aus Mitgliedern des Max-Weber-Kollegs, der Philosophischen Fakultät der Universität Erfurt und externer Interessenten zur Folge. Er wurde im Sommersemester 2011 von Professor Dietmar Mieth in Zusammenarbeit mit Sabine Schmolinsky, Professorin für Mittelalterliche Geschichte an der Universität Erfurt, ins Leben gerufen. Der Arbeitskreis will Strukturen und Phänomene des individuellen religiösen Lebens ergründen, insbesondere wie unter diesen Voraussetzungen religiöse Erfahrung ermöglicht und gestaltet wurde. Das thüringische Religiosentum wird besonders berücksichtigt, wobei die Person Meister Eckharts und seine Zeit in Erfurt wichtige Fluchtpunkte darstellen. Im Rahmen der regelmäßig stattfindenden Sitzungen des Arbeitskreises steuern Mitglieder der Universitäten Erfurt und Jena, Mitarbeiter der Erfurter Archive und Kultureinrichtungen sowie auswärtige Gäste ihre Kompetenzen zur Erforschung des Gegenstandes bei. So stellte Jörg Voigt (Niedersächsisches Landesarchiv / Staatsarchiv Stade, assoziiert am Max-Weber-Kolleg) am 19. Juli 2011 seine neuen Erkenntnisse zur europäischen Beginenforschung zur Diskussion und bettete dabei die Geschichte des thüringischen Beginenwesens in einen größeren Zusammenhang ein. Am 15. Dezember 2011 sprach Letha Böhringer (Historisches Archiv der Stadt Köln) zum Thema »Anerkannt oder verdächtigt? Kölner Beginen des 13. und 14. Jahrhunderts in ihrem städtischen Umfeld«. Sie vermochte ein neues Licht auf den Alltag und die Verfolgung der Beginen

in Köln zu werfen und trug so zur Erhellung der konkreten lokalen Situation bei, in der Eckhart sich mit der Häresieanklage konfrontiert sah. Der Vortrag von Kristin Böse (Universität Köln) am 7. Juni 2012 ging das Thema des unregulierten religiösen Lebens aus einer anderen Perspektive an. Mit ihrem kunsthistorischen Vortrag unter dem Titel »Die Kunst, Heilige zu machen. Zur Medialität und Funktion von Bildviten im Kult Francesca Romanas und anderer Religiösen im Tre- und Quattrocento« widmete sie sich der Frage des künstlerischen Nachlebens religiöser Erfahrung. Sie konnte eindrucksvoll nachzeichnen, wie die visionären Offenbarungen der Frauen, aber auch ihre in den Viten bezeugten Akte gesellschaftlicher Einflussnahme in Fresken übersetzt und so den Besuchern der Kirchen nahegebracht wurden.

Darüber hinaus wurden für das Thema »Religiöse Individualisierung im Mittelalter«, bezogen auf die religiösen Bewegungen des Spätmittelalters, internationale Beziehungen verstärkt, u. a. durch die Beteiligung an einem Promotionsverfahren an der Sorbonne IV, Paris: Sebastian Maxim, »Le ›Moi‹ chez maître Eckhart« (Oktober 2010), durch die Zusammenarbeit mit Ruedi Imbach, Sorbonne IV, Paris, dem Musée Cluny und mit einer französischen Mediävistentagung, die dem Gedächtnisjahr 1310, dem Prozess gegen die Begine Marguerite Porete, gewidmet war (Tagung in Paris vom 28. Mai bis 1. Juni 2010, gefördert durch die DFG, die Sorbonne und das Heinrich-Heine-Haus), durch die Zusammenarbeit mit der internationalen The Eckhart Society, Großbritannien, u. a. über ein Referat auf der Jahrestagung in Leeds, 23. bis 25. September 2011, durch die Zusammenarbeit mit der Universität Lecce, Italien, der Universität Tokio und der Universität Metz. Deutlich wurden auch in diesem Projekt die interreligiösen Perspektiven: die Beteiligung an der Untersuchung von »Practical Mysticism« (Dissertation von Saeed Zarrabi-Zadeh über »Eckhart und Rumi« in Erfurt), die Zusammenarbeit mit japanischen Forschern zu Meister Eckhart. Mit neuen Kurzzeit-Fellows, Markus Vinzent (Religionsgeschichte, Patristik, London School) und Martin Pickavé (Philosophiegeschichte, Toronto), werden diese Beziehungen verstärkt. Ferner besteht eine besonders enge Zusammenarbeit mit Ruedi Imbach (Philosophiegeschichte des Mittelalters, Paris).

2.3.5 Kontrolle und Autonomie – konfessionelle Institutionen in der Frühen Neuzeit

(Verantwortliche: Nicole Reinhardt, Dorit Messlin und Asaph Ben-Tov)

Der Zusammenhang von Kontrolle und Gewissen kann als eines der zentralen Probleme der europäischen Moderne betrachtet werden. Bezeichnenderweise handelt es sich um eine jener Fragen, an der historiographisch der Übergang vom Mittelalter zur Frühen Neuzeit und damit zur »Modernisierung« markiert wird: Nicht eigentlich die Definition des Gewissens stand allerdings zu Beginn der Reformation zur Debatte, sondern die Frage seiner institutionalisierten Kontrolle (Beichte und Gerichtshöfe aller Art). Die Gewissenskontrolle wurde in der Folge von Kirchenspaltung und Glaubenskampf zum zent-

ralen Streitobjekt und zugleich zum wichtigsten Mittel religiöser und politischer Disziplinierung und Herrschaftssicherung. Die Gewissenskontrolle durchzieht so von Anfang an den Fundamentalprozess der europäischen Modernisierung, sie gestaltete das spezifische Verhältnis von »Innen« und »Außen«, welches die Abgrenzung des modernen Individuums im europäischen Verständnis kennzeichnet. Im Rahmen dieses Teilbereichs fand ein Workshop statt. Außerdem wurden eine Reihe von Individualprojekten behandelt.

Am 4. Mai 2012 fand ein **Workshop** mit internationalen Gästen zum Thema »**Conscience and Politics in Early Modern Europe**« statt. Beteiligt waren einige jüngere Forscher aus Frankreich, Italien und Deutschland, die zu diesem Fragekomplex gerade intensiv arbeiten und bereits wegweisende Arbeiten vorgelegt haben. In europäisch vergleichender Perspektive wurden folgende Fragen behandelt: Welche Institutionen und Modelle existieren zur Gewissensprüfung, wie setzen Monarchen den Gewissensdiskurs ein und wie hängen Methoden der moralischen Entscheidungsfindung mit politischen Ordnungsvorstellungen zusammen? Im Zusammenspiel von Vorträgen und Kommentaren durch Mitglieder der Kolleg-Forschergruppe wurden folgende Themen behandelt:

»*Conscience in the Portuguese Empire*« (Giuseppe Marcocci, Viterbo/Pisa; Diskutant: Martin Mulsow, Erfurt/Gotha): In seinem Papier zeichnete Marcocci die Entwicklung des »Gewissensrates« in Portugal ab 1532 nach. Dieser Rat befasste sich mit allen Gewissensfragen des Königs, vor allem mit Fragen, die im Zusammenhang mit dem Ausbau des portugiesischen Imperiums entstanden waren (Sklaverei, Mission etc.). Parallel hierzu entstand die getrennte Funktion des »Reinheitsschreibers«, der königliche Anweisungen verfasste und dessen Kompetenzbereich vor allem die vom Geheimnis umgebenen Expansionsunternehmungen umfasste. Damit standen dem portugiesischen Monarchen neben seinem Beichtvater weitere Institutionen zur Absicherung von Gewissensfragen zur Seite. Marcocci untersuchte vor allem die personalen Interferenzen zwischen den Institutionen und die zeitweilige theologische Machtkonzentration in den Händen ganzer »Theologendynastien«. Die zentrale These Marcoccis lautete, dass sich über die Behandlung der Fragen im Gewissensrat ein imperiales Bewusstsein in Portugal ausbildete. Der Gewissensrat sollte darüber hinaus eine von römischem Einfluss ungestörte Verwaltung des Imperiums durch »gewissenhafte« Politik gewährleisten. Die Beratung des königlichen Gewissens durch den aus Theologen zusammengesetzten Rat sicherte diesen Anspruch ab und war zugleich das Forum, die imperiale Strategie, die größtenteils auf religiösen Strukturen aufbaute, zu koordinieren. Die anschließende Diskussion konzentrierte sich auf die Fragen, wie sich der Gewissensrat institutionell einordnen lässt und weshalb die spanischen Herrscher, die Portugal ab 1580 regierten, den Rat abschafften. Es kristallisierte sich heraus, dass die portugiesische Lösung, die das Imperium betreffenden Gewissensfragen institutionell abzusichern, im europäischen Vergleich innovativ war: Es ließen sich öffentliche und private Person des Herrschers auf dem Feld des Gewissens trennen. Es bedeutete, wie Mulsow feststellte, eine »Konfessionalisierung der

besonderen Art«, vor allem da die Entscheidungen des Rates auch ohne königliche Unterschrift gültig waren.

»*The Discipline of War. Sins and Crimes*« (Vincenzo Lavenia, Macerata; Diskutant: Joseph Bergin, Manchester/Erfurt): Das Diskussionspapier ging der Entstehung der Soldatenseelsorge in der Frühen Neuzeit nach. Diese lässt sich ziemlich genau kontextualisieren und datieren: Der Zusammenhang ist der spanische Krieg gegen die aufständischen Niederlande. Dies war nicht nur eine militärische Operation nie zuvor gesehene Ausmaßes, es stellten sich auch neue moralische Fragen der Kriegsführung. Nicht mehr das *ius ad bellum* stand zur Debatte, sondern das *ius in bello*, d.h. Fragen der Kriegsführung. Mangelnde Disziplin und Kriegsverbrechen untergruben nicht zuletzt auch die Kriegslegitimation. Wie Lavenia nachweisen konnte, waren die Jesuiten von Anfang an federführend für die Konzeption und institutionelle Absicherung der Seelsorge, die Katechese, Beichte, Sakramentsspende etc. umfasste, zuständig. Der Umgang mit den moralischen Probleme der in Flandern zum Einsatz kommenden Truppen gestaltete sich schwierig: Die Truppen waren mehrsprachig und konfessionell gemischt. Eine zentrale Quelle für die Erschließung dieser Fragen stellen die Soldatenkatechismen dar, die in rascher Folge überall in Europa entstanden. Bis weit ins 18. Jahrhundert orientierten sich auch protestantische Armeen an den von den Jesuiten in Flandern gelegten Grundlagen. Joseph Bergin stellte in seinem Kommentar heraus, wie »under-researched« dieses Feld in der europäischen Frühneuzeitgeschichte bislang noch ist. Zwischen der Geschichte des gerechten Kriegs, dem Disziplinierungsparadigma, dem Krieg als »großem Geschäft« (David Parrott) und der frühneuzeitlichen religiösen Individualisierung klaffen einige Lücken, die die von Lavenia in Angriff genommene Forschung schließen könnte. Es zeigt sich deutlich eine Tendenz, dass entgegen der Vorstellung Machiavellis, wonach Tugend ein Ergebnis des wehrhaften, seine Freiheit verteidigenden Bürgers sei, der tugendhafte Soldat als Voraussetzung einer legitimen Kriegsführung angesehen wurde; so stellt sich ein umgekehrter Zusammenhang zwischen Disziplinierung und Christianisierung ein, der auf der Individualisierung des soldatischen Gewissens aufruhte.

»*Charles I and the Public Debate on Royal Conscience*« (Andreas Pečar, Halle; Diskutant: Christoph Bultmann, Erfurt): Das Diskussionspapier von Andreas Pečar stellte die Gewissensdiskussion im England des 17. Jahrhunderts für ein protestantisches Gemeinwesen dar. Im Vergleich zu den in den anderen Beiträgen thematisierten katholischen Diskussionen ließen sich dennoch viele Gemeinsamkeiten erkennen, zumindest was die moraltheologischen Grundlagen angeht. Allerdings führte die polemische Berufung auf das Gewissen im englischen Bürgerkrieg auf beiden Seiten zu einer Radikalisierung des Tons und der Rechtfertigungsgrundlagen. Es kam zu einer Identifizierung des Gewissens mit dem Gesetz Gottes, woraus bestimmte Handlungsoptionen in der polemischen Auseinandersetzung als unvermeidlich abgeleitet wurden. Stand anfangs noch das Gewissen der Untertanen im Vordergrund, so konzentrierte sich die Debatte am Ende sowohl auf Seiten der Royalisten als auch auf Seiten der parlamentarischen Kräfte auf das Gewissen

des Königs. Diese polemische Verhärtung warf zahlreiche Fragen auf: Wenn alle Parteien das Gesetz Gottes über ihr Gewissen geltend machten, wie konnten dann die Schlussfolgerungen so divergieren? Aus dieser Konstellation, so Pečar, ergaben sich verschiedene radikale Lösungsmöglichkeiten, welche die englische philosophische und politische Diskussion nach 1650 prägten. Zum einen die vom Parlament betriebene Reduzierung des königlichen Gewissens auf eine private Meinung, der keinerlei politische Relevanz zukam; zum anderen der von Hobbes eingeschlagene Weg, den Streit der Gewissen und Meinungen, der sich letztlich nicht lösen ließ, durch die radikale Setzung äußerer Autorität zu beenden. Dadurch wurden alle Gewissensprobleme privatisiert, der Leviathan entband den Einzelnen in der Politik von Gewissensentscheidungen. Als dritte Option erweist sich Lockes Lösung, wonach das Gewissen letztlich durch soziale Prägung entsteht und somit als gesellschaftlich kontingent angesehen werden muss.

»*How to Be a Royal Confessor, 16th–17th Century*« (Nicole Reinhardt, Durham/Erfurt; Diskutant: Asaph Ben-Tov, Erfurt): Das Diskussionspapier konzentrierte sich auf die im 17. Jahrhundert von dem ehemaligen königlichen Beichtvater Nicolas Caussin ins Spiel gebrachte Vorstellung, dass der königliche Beichtvater dem Modell der alttestamentarischen Propheten folgen solle. Diese Vorstellung war das Ergebnis einer Auseinandersetzung Caussins im Jahr 1637 mit dem Günstlingsminister Richelieu, der die Kompetenzen Caussins auf das rein private Gewissen des Fürsten begrenzen wollte. Die von Caussin in Umlauf gebrachten Gegenentwürfe beruhten auf einer eigenwilligen Adaption und Auswahl von prophetischen Vorlagen, die als Neuschöpfung bezeichnet werden können. Diese Kreationen können auch als kritische Auseinandersetzung und letztlich als Abrechnung mit probabilistischen Methoden der Gewissensbildung aufgefasst werden. Caussins Rückbezug auf den Propheten als Modell für den königlichen Beichtvater verband sich mit einer vehementen Verteidigung der Rolle des Beichtvaters als Former und Bewahrer des königlichen politischen Gewissens. Er stellte sich so gegen Richelieus Forderung, dass der Beichtvater nur für die privaten Sünden des Fürsten zuständig sei. In Caussins Lesart stellte der Beichtvater hingegen den direkten Bezug zu einer übergeordneten Wahrheit her und entzog sich den Kompromissen im Sinne der Staatsräson. Caussin mobilisierte dauerhaft das herrschaftskritische Potential des alttestamentarischen Erbes und verband dies zugleich mit einer neo-stoischen Gesinnung. Hierdurch entstand eine Spannung zur Priesterschaft, aber auch zur Hofgesellschaft. Das erfordert eine kritische Auseinandersetzung mit dem Weberschen Prophetenbegriff als Analyseinstrument. Er eignet sich als Analyseinstrument, nicht aber als Beschreibungskategorie. So sind erhebliche Abstriche an dem stark individualisierten Prophetenverständnis zu machen. Die individualisierte Überhöhung des Propheten ergibt sich nicht aus sozialer Isolation, sondern aus sozialer Interaktion.

Trotz der geographischen und konfessionellen Unterschiede konnte der Workshop Konvergenzen deutlich machen. Zum einen erwiesen sich Fragen der Kriegsführung, des Bürgerkriegs und des Eroberungskriegs als wesentliche Motoren der Problematisierung

von Untertanen- und Herrschergewissen. Die potentiellen und realen Konflikte wurden durchweg mit verschiedenen Institutionalisierungsmaßnahmen beantwortet. Diese erlaubten eine Abtrennung und Auslagerung des politischen Gewissens auf kollektive Träger, wie sie im portugiesischen Gewissensrat frühzeitig sichtbar werden und wie sie das englische Parlament als »Kollektivgewissen« gegen die Krone für sich beanspruchten. Ein zweiter Fragenkomplex betraf den Zusammenhang zwischen Gewissen und transpersonalen Vorstellungen königlicher Macht. Hier ist parallel zu der Vorstellung von zwei Körpern des Königs von zwei Gewissen auszugehen, wobei die öffentliche und politische Seite bis weit ins 17. Jahrhundert als entscheidend angesehen wurde. Die Verbindung zwischen privaten Verfehlungen und politischer Verfehlung wurde erst zu einem Zeitpunkt relevant, als der Fürst nicht mehr als Träger eines dem Gemeinwohl verantwortlichen Gewissens gesehen wurde. Die Privatisierung des fürstlichen Gewissens ging mit einem Übergang der Funktion des politischen Gewissens auf kollektive Instanzen einher (z.B. bürgerliche Öffentlichkeit, Parlament). Erst um die Mitte des 17. Jahrhunderts kann damit mit Blick auf politische Herrscher von einer Individualisierung des Gewissens gesprochen werden. Die überarbeiteten Workshopbeiträge werden voraussichtlich im Frühjahr 2014 in einem Sonderheft des *Journal of Early Modern History* erscheinen (»War and Conscience and Wars of Conscience«).

Nicole Reinhardt (Fellow, 2/2010–7/2012). Im Rahmen des frühneuzeitlichen Zugangs zur Frage, wie und ob das Gewissen sich im Zuge des konfessionellen Zeitalters individualisierte und welche Rolle der Gewissenskontrolle hierbei zukam, untersuche ich in einer als Monographie angelegten Studie das Problem des königlichen Gewissens. Ausgangspunkt ist die Grundsatzfrage, weshalb ausgerechnet in der Frühen Neuzeit das Gewissen als Problem der Politik entdeckt und behandelt wurde und warum gerade in den katholischen Monarchien ab dem Ende des 16. Jahrhunderts königliche Beichtväter zum festen politischen Beraterstab gehörten, eine Tendenz, die erst Mitte des 17. Jahrhunderts wieder abebbte. Im Zusammenhang mit dem Individualisierungsprozess hat sich dabei die Frage nach dem königlichen Gewissen als nützlicher Aussichtsturm zur Beobachtung sich verschiebender Gewissensdefinitionen und Individualisierungskonstellationen erwiesen.

Zunächst ist auffällig, dass die Ausgangssituation ab Mitte des 16. Jahrhunderts sich so darstellt, dass die Definition des Gewissens, unterteilt in *synderesis* und *conscientia*, als im höchsten Grade »anti-individualistisch« gelten darf. Das Gewissen (*conscientia*) wird allgemein als Syllogismus und nicht als individualisiertes Identitätsmerkmal begriffen. Das königliche Gewissen ist zudem in erster Linie auf das politische *officium* begrenzt. Das heißt Gewissensfragen der »Privatperson« sind für die königlichen Beichtväter nicht erstrangig, wobei allerdings die Anforderung der umfassenden Beichte, die »private« und »öffentliche« Aspekte einschließen muss, insofern eingelöst wird, als private Sünden relevant sind, sofern sie die Ausübung des öffentlichen Amtes beeinträchtigen können. Auf

der Grundlage einer gründlichen und umfassenden Untersuchung der zeitgenössischen Moralthologie lassen sich als gewissensrelevante Fragen vor allem Krieg, Steuern und Gerechtigkeit bzw. Ungerechtigkeit durch Favoritenherrschaft ausmachen. Diese Feststellung der Sündhaftigkeit des Herrscherhandelns ist in hohem Maße herrschaftsproblematisch, denn sie betrifft Bereiche, welche die modernisierenden Staatsbildungsprozesse generell auszeichneten. Überdies betrafen solchermaßen definierte Gewissensprobleme das Gewissen der Untertanen am anderen Ende des Spektrums: Ihnen konnten entlang dieser moraltheologischen Normen dem Naturgesetz widersprechende und das Gewissen bedrängende Politikentscheidungen nicht zugemutet werden. Herrscher- und Untertanengewissen sind daher dynamisch miteinander verbunden: Eine engere Fassung der Gewissensnormen für den Herrscher entlastete das Gewissen der Untertanen, da diese in der Beurteilung ihrer eigenen Handlungsmöglichkeiten bei einem gut angeleiteten königlichen Gewissen sich der Rechtmäßigkeit der an sie gestellten Anforderungen sicher sein durften. Die pneumatische Verbindung der Gewissensforen von Herrscher und Untertanen, aber auch von internen und externen Normen stellt sich dabei als Bremsblock für absolute politische Herrschaftsansprüche dar. Dies wurde begleitet und verschärft von der durch den moraltheologischen Probabilismus erzeugten Unsicherheit. Er machte die Gewissensfragen immer unübersichtlicher: Auf der einen Seite erlaubte der Probabilismus die Externalisierung von Gewissensentscheidungen, was zu einer Betonung von externen und überindividuellen Autoritäten führte und eine Gewissensentscheidung auch gegen die innere Überzeugung ihrer wahrscheinlichen Richtigkeit zuließ, andererseits gestattete derselbe Probabilismus auch eine extreme Individualisierung von Gewissensentscheidungen gegen bestehende Autoritäten und auf der Grundlage einer rein intrinsischen Wahrscheinlichkeitsabwägung. Diese Probabilismuskrise setzte den schon bestehenden Zusammenhang zwischen Herrscher- und Untertanengewissen besonderen Belastungen aus und bestärkte auf beiden Seiten die Bedeutung »guter Gewissensberatung«, um formalen Ansprüchen zu genügen, wonach individuelle Schuld nur ausgeschlossen werden konnte, wenn sie nicht auf selbstverschuldetem Unwissen beruhte.

Ein Ausweg aus dieser Spannungslage eröffnete sich erst ab der Mitte des 17. Jahrhunderts und hing vor allem mit der jansenistischen Kritik an der Methode des Probabilismus zusammen. Nicht mehr Wahrscheinlichkeit, sondern Wahrheit sollte die Grundlage von Gewissensentscheidungen bilden. Ein gutes Gewissen konnte nur noch der beanspruchen, der sich über die Grundlagen seines nun ganz »individuellen« Gewissens im Klaren war (Stichwort »la conscience s'éclaire par elle-même«). Mit diesem moraltheologischen Umbruch setzte auch der Untergang des Beichtvaters als Politikberater ein, und zugleich wurde nun folgerichtig auch das königliche Gewissen immer mehr zum »Privatgewissen«. Dem monarchischen Individuum standen damit in seinen Untertanen ebenfalls individualisierte Privatmenschen gegenüber, die als solche politische Mitsprache einfordern konnten. Eine Folge dieser Entwicklung war die endgültige Entkoppelung der Politik von gesinnungsethischen Fragen und der gleichzeitig wachsende hohe An-

spruch an die Privatmoral der politisch Verantwortlichen. Diesen Fragen wird die Monographie (*Conscience and Counsel. Royal Confessors in France and Spain, 1550–1650*), die ich in Erfurt weit voranbringen konnte, auf moraltheologischer, politikpraktischer und diskursiver Ebene nachgehen.

Darüber hinaus haben sich auch Anknüpfungspunkte zu Fragen der Säkularisierung des Kollegen Thomas M. Schmidt ergeben. Im Rahmen eines Workshops der Kolleg-Forschergruppe zur Säkularisierung, der vom 16. bis 17. April 2012 Erfurter und Frankfurter Religionsphilosophen ins Gespräch gebracht hat, habe ich daher einen Kurzbeitrag zum Thema »Gewissen und Säkularisierung aus historischer Perspektive« beigesteuert.

Joseph Bergin (Fellow, 4/2012–6/2012). Before arriving at Erfurt on 1 April, I had begun working on a new book which is intended as a follow-up to the last book that I published in 2009 under the title of *Church, Society and Religious Change in France 1580–1720*. That book was essentially a social and cultural history of the processes of religious change within the French Catholicism during the long period of the Counter-Reformation. Having begun with an extensive analysis of the institutional bases of the French church, it examined the agents and mechanisms of religious change between the end of the wars of religion and the beginnings of the Enlightenment. Relatively little attention was paid to “political” factors in the widest sense, as I believed that it would make the book bigger and longer but not more coherent. This is why I am now preparing a new book whose working-title is *The Politics of Religion in France 1580–1720*. It is a book with several parallel and overlapping strands to it. Firstly, France was one of the very few European societies which tolerated more than one church for most of the period I am studying, so that the term “the church” has to be used with care. The two churches were by no means equal in any sense, and were mutually hostile throughout the period, so the conventional “church and state” approach has also to be treated with care. But since Catholicism was increasingly dominant as the 17th century wore on, its political history inevitably demands more attention. Because of France’s gallican past and its resistance to the revival of papal power within Europe during the period about which I am writing, the Catholic church–state relationship in France is extremely complicated, and rarely stable. There were serious conflicts over the proper relationship between church and state within France, but also between both church and state and the papacy. These relationships were constantly shifting, especially in response to changes within French Catholicism itself. Thus Gallican, Jansenist and Quietist movements all played a part in re-shaping the politics of religion, both theoretically and practically. The temptation would be to write a purely “history of ideas” version of these developments, but it would be insufficient, even though it does need to be included in such a history. One of the most difficult challenges is to find a satisfactory balance between the evolution of ideas and movements and the political action that they generated or, at least, influenced.

During my stay in Erfurt, I wrote a number of draft chapters of the book, beginning with one on the peace settlements at the end of the wars of religion, in which I argued that the pacification of France is only partially visible in the Edict of Nantes, because it was preceded by a large number of smaller settlements (with Catholic nobles and towns essentially) which were crucial for the return of peace in the late 1590s. The balancing-acts that helped to make and preserve the peace during these and later years involved concessions to both Catholics and Protestants that were tacit and un-written, and which in some cases could actually contravene the written agreements, provided they would achieve the objective of keeping the peace.

A further chapter examined the ways in which French Protestants found themselves returning to rebellion by the early 1620s, in spite of the peace dividend of the previous 20 years and, especially, in the absence of any significant rationale for rebellion such as they had during the 16th century. On the Catholic side, there were different motives and objectives at work in fighting the Protestants, but their incompatibility was latent rather than visible for most of the 1620s, and only burst out into the open around 1630, when the *dévots*, who argued for the destruction of French Protestantism, found themselves politically out-manoeuvred by Cardinal Richelieu and the supporters of *raison d'état*.

Finally, I wrote a long draft-chapter on the origins and early history of French Jansenism, the biggest and most long-lasting source of internal division within French Catholicism. It emerged among the *dévots* who figured in the previous chapters as the strongest enemies of Protestantism, yet they were frequently accused later on of being secret Calvinists, whose theology was indistinguishable from that of the Genevan reformer. The political history of Jansenism from the 1640s until the late 1670s is of particular interest because it produced some of the most enduring forms of dissent and organised resistance to both church and monarchy within France, latching onto older political ideas in order to check-mate attempts to destroy them or to drive them out of the Catholic church altogether. It is also a history in which enormous misjudgements were made by both church/papacy and state, and which they were unable to un-do or recover from in subsequent generations.

There are several more chapters to write, with one or more on each of the last two topics – Protestantism and Jansenism – but as the book advances, I can more clearly the shape that it should, ideally, have. Conversations with colleagues at the Max Weber Center, and especially with Dr. Nicole Reinhardt, were invaluable, even when they were not directly concerned with the subject of my research and writing. The scholarly atmosphere of the Kolleg-Forschergruppe was itself a great encouragement to keep writing.

Asaph Ben-Tov (wissenschaftlicher Mitarbeiter, seit 1/2012). Im Rahmen meines Habilitationprojekts »Der Auszug aus der Philologia Sacra« untersuche ich die orientalischen Studien im alten Reich von ca. 1650 bis 1750. Die Verfechter der orientalischen Studien im 17. und 18. Jahrhundert erwarben ihre Ausbildung fast ausnahmslos in der altphilo-

logischen Tradition ihrer Zeit, bevor sie ihre Aufmerksamkeit nach Osten richteten. Dies gilt insbesondere für den deutschsprachigen Raum, in dem spärliche diplomatische und kommerzielle Interessen in der Levante keinen bedeutenden Impetus für orientalische Studien verleihen konnten. Die deutsche gelehrte Begegnung mit dem Orient war fast ausschließlich textorientiert und fand sowohl ihren geistigen als auch ihren institutionellen Sitz im Leben im Rahmen der späthumanistischen Tradition, insbesondere im Dienst der *Philologia Sacra* – der Indienstnahme philologischen Wissens für die Erläuterung der Bibel. Mein Forschungsprojekt befasst sich mit Fragen des Wandels dieser gelehrten Tradition unter akademischen Orientalisten und Altphilologen zur Zeit der Frühaufklärung (ca. 1660–1740) und erweitert so die Frage nach religiöser Individualisierung um einen wichtigen historiographischen Aspekt. Untersucht wird eine umfassende Gruppe von Professoren aus verschiedenen, primär protestantischen Universitäten im Alten Reich, insbesondere anhand des reichen Korpus von Dissertationen und Disputationen der Zeit. Der hier betrachtete Wandel bezieht sich auf zwei parallele Vorgänge, die in den Jahrzehnten um 1700 bezeugt werden. Der eine betrifft den Gelehrten, oder konkreter, seine Herangehensweise an den Textkorpus, der seine Bedeutung in der christlich-humanistischen Tradition fand. Diese prägte seit dem Auftreten des Humanismus sowohl das Verständnis der Gelehrten vom Zweck ihres Handelns als auch deren Antiken- und Orientbild. Zum anderen führt die zunehmende Individualisierung antiker Phänomene zu einer De-Konfessionalisierung des Antikenbildes. Ein späthumanistisches, konfessionell durchdrungenes Bild der Weltgeschichte als ein harmonisches Ganzes, in dessen Mitte die christliche Offenbarung steht, ging in ein zunehmend rigoros historisiertes Weltbild über, in dem sich nicht-christliche Phänomene ihre autonome Geltung und Würde aneigneten. Gleichzeitig verlor die Weltgeschichte, die nicht mehr als universal im traditionellen Sinn gelten konnte, ihre vermeintliche Kohärenz und wurde allmählich in Teilgeschichten aufgespalten.

Johannes Bronisch (wissenschaftlicher Mitarbeiter, 4/2010–11/2010). Vom 1. April bis 30. November 2010 war ich als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Max-Weber-Kolleg für kultur- und sozialwissenschaftliche Studien der Universität Erfurt im Rahmen der Kolleg-Forschergruppe tätig. In diesem Rahmen begann ich mit der Arbeit zum Thema »Religiöse Individualisierung im Jansenismus. Adel, ständische Erziehung, soziale Deutung und individuelle Selbstwahrnehmung in Frankreich und im Reich (17. und 18. Jahrhundert)«. Es handelt sich dabei um einen bislang in der deutschen Forschung stark vernachlässigten Teil der französischen und europäischen Religionsgeschichte der Frühen Neuzeit, dem für die Entwicklung religiöser Individualität und für die – verschiedenen, nicht linearen – Prozesse religiöser Individualisierung im katholischen Europa besondere Bedeutung zukommt. Neben der vertieften Einarbeitung in den Stand vor allem der frankophonen und anglophonen Forschung zum Thema wurde im Rahmen eines etwa zweimonatigen Aufenthalts in Paris mit der Erhebung des handschriftlichen Quellenma-

terials begonnen. Insonderheit wurden dabei die umfangreichen Bestände der Bibliothèque de la Société de Port-Royal mit ihrem Schwerpunkt auf der Bewegung der sogenannten Konvulsionäre der 1720er bis 1750er Jahre und die Bestände der Bibliothèque Sainte-Geneviève gesichtet und entsprechende Regesten, Exzerpte und statistische Auswertungen angelegt. Für eine Fortsetzung dieser Recherchen bietet sich vor allem die Bibliothèque nationale de France sowie in einem weiteren Schritt die einschlägige Überlieferung in den Utrechter Archiven an. Die Arbeit in der Kolleg-Forschergruppe des Max-Weber-Kollegs hat die wertvolle und anregende Möglichkeit geboten, Fragestellung, Methode und inhaltlichen Zuschnitt des Themas in einer konsistenten individualisierungsgeschichtlichen Perspektive festzulegen. Zukünftig werde ich als wissenschaftlicher Referent der Leibniz-Gemeinschaft in Berlin tätig sein und die Auseinandersetzung mit diesem facettenreichen Thema weiterführen.

Jeannine Kunert (Doktorandin, 10/2008–9/2011). Das Dissertationsprojekt beschäftigt sich mit »Der ›Juden-Könige‹ zwei. Zur Wirkung und Rezeption Sabbatai Zwis und Oliger Paullis«. Der aus Smyrna stammende Sabbatai Zwi (1626–1676), der von seinen Anhängern als Messias und König verehrt wurde, war in den Jahren von 1665 bis 1667 Mittelpunkt der größten jüdischen Endzeitbewegung in der Frühen Neuzeit. In der Diaspora zirkulierten Sendschreiben, Bußaufrufe, Berichte über Sabbatai und seine Wunder, Kupferstiche und Phantasiebilder, die ihn als Anführer großer Heerscharen darstellten. Dieses Ereignis wurde von christlicher Seite bemerkt und von den Kirchen zum Anlass genommen, einen Angriff gegen christliche Häresien zu beginnen. Christliche und jüdische Endzeitbewegungen wurden hier in einen gemeinsamen Kontext gestellt und die sogenannten »Sektierer«, »Schwärmer« oder »Enthusiasten« mit der messianischen Bewegung um Sabbatai Zwi verglichen. Die Enttäuschung unter den Juden nach dem Bekanntwerden der Konversion Zwis zum Islam im Jahr 1666 sollte Christen eine Warnung sein, sich nicht ebenfalls von einem solchen »falschen Messias« mitreißen zu lassen.

Etwa 30 Jahre später trat der Däne und chiliastische Christ Oliger Paulli (1644–1714), der sich selbst in eine Verwandtschaftslinie mit dem jüdischen König David stellte, mit seinen zahlreichen Visionen, seiner Christologie und Naherwartung an die Öffentlichkeit: In Vorbereitung auf das im Jahr 1720 beginnende messianische Zeitalter sollten die europäischen Herrschaftshäuser gegen das Osmanische Reich ziehen und Palästina für die Juden erobern. Dort werde ein neuer Judenstaat errichtet werden, an dessen Spitze er sich als Vorläufer und Statthalter des Messias sah. Paulli, der einige wenige Anhänger um sich scharen konnte, sorgte für großes Aufsehen innerhalb kirchlicher und separatistischer Kreise. Vertreter der kirchlichen Orthodoxie reagierten auf seinen Angriff auf Dogma und Institution mit Polemiken und Gegenschriften, und auch von staatlicher Seite wurden seine Aktivitäten sanktioniert.

Meine Arbeit behandelt die diversen Reaktionen auf Zwi und Paulli in unterschiedlichen Milieus. Zum einen wird mein Projekt eine historisch-empirische Analyse der (religiösen) Aussagen über sie beinhalten und zum anderen die Modi von Kommunikationsprozessen zwischen gesellschaftlichen Gruppen untersuchen. Mein Interesse gilt dabei dem Diskurs über die »Juden-Könige«, wie Zwi und Paulli in der zeitgenössischen Literatur titulierte wurden. Die zwei Beispiele werden sich gegenseitig als Kontrastfolie dienen, um das je Diskursspezifische, das heißt den je spezifischen Umgang mit dem jeweiligen religionshistorischen Individuum im deutschsprachigen Raum deutlich zu machen.

Dorit Messlin (wissenschaftliche Mitarbeiterin, seit 1/2012). Ich bin seit Januar 2012 wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Kolleg-Forschergruppe des Max-Weber-Kollegs. Mein Habilitationsprojekt ist eine wissens- und diskursgeschichtliche Untersuchung zur Erschließung der Normen des sozialen *aptum* im 17. und 18. Jahrhundert und konzentriert sich auf die historischen Wahrnehmungs- und Bewertungsweisen eines kategorialen Bedeutungsfeldes, das sich um den Begriff der Hyperbel bzw. des Hyperbolischen zentriert, und zwar im Sinne des Hyperbolischen als »Abweichung« von einer gegebenen Norm des richtigen Maßes, des Angemessenen und des Wahrscheinlichen. Dieses Bedeutungsfeld um den Begriff der Übertreibung, wie es sich zuerst in der antiken Philosophie und in der antiken Rhetorik als System kategorialer Sprach- und Verhaltenslehren ausdifferenzierte, hat als »Normabweichungstheorem« in den neuzeitlichen Diskursen über Fragen und Problematiken religiöser Individualisierung eine wichtige Rolle gespielt.

Das Forschungsprojekt untersucht die diskursive Grenzziehung zwischen Norm und religiöser Abweichung, bei der es immer auch um die kulturelle Verhandlung der Formen und Grenzen verantwortlicher Selbstgestaltung und Formung von Subjektivität geht. Methodisch verbindet das Forschungsprojekt philosophische, soziologische und kulturtheoretische Ansätze für die Untersuchung, die in gemeinsamer Ausrichtung auf den Gegenstand gebündelt werden, um so eine vielschichtige Erschließung der Phänomene zu ermöglichen (Diskurstheorie des Normalen, Devianzsoziologie, Anthropologie der Rhetorik). Dabei liegt der Fokus der Arbeit auf zwei zentralen Diskurs- und Reflexionssträngen, in denen »Hyperbolik« als Abweichung im Hinblick auf die Dynamiken religiöser Individualisierung in besonderer Weise thematisiert wird. Das betrifft zum einen die mit der Renaissance einsetzende Loslösung vom normativ verbindlichen Gebot der Naturnachahmung, zum anderen die kulturelle Auseinandersetzung mit dem Phänomen religiöser Devianz, die sich als eine bis in die Aufklärung reichende Hyperbolik-Kritik an übertriebener religiöser Affektivität und Schwärmerei ausbildet. Eng verzahnt sind beide Diskurse durch den Begriff des enthusiastischen *ingenium* (ursprünglich die Ergriffenheit des Menschen durch Gott), der im Sprachgebrauch des 18. Jahrhunderts auch unter dem Begriff des menschlichen »Eigensinns« firmiert.

Hyperbolik als Abweichung von einer gegebenen Norm ist in diesen Diskursen ein Phänomen, das durch eine erweiterte Lizenz des Ingeniösen und durch die normative

Schwächung der rhetorisch fundierten Norm des *aptum* hervorgerufen wird. Diskursgeschichtlich relevante Überlegungen zu religiöser und sprachlicher Hyperbolik hat es im 17. und 18. Jahrhundert besonders auf dem Feld sakralrhetorischer Ansätze in der homiletischen Schulung und in den religiösen Sprachformen der Mediation und Erbauung gegeben. Diese Diskurse, in denen die vielfach als hyperbolisch qualifizierte »spezifische Inspirationstopik« (Georg Braungart) religiöser Individualisierung entwickelt und verhandelt wird, entfalten sich als Nachwirkung einer forcierten Ritualkritik im Zuge nach-reformatorischer Reform- und Erneuerungsbestrebungen, mit denen man verstärkt auf die emotionalen Bedürfnisse der Gläubigen und auf die spiritualistische Verinnerlichung religiöser Praktiken reagierte. Auf diesem Feld der religiösen Erfahrung (bzw. ihrer auf religionspädagogische Anwendung gerichteten reflexiven Durchdringung) konnte die Übertreibung als projektives, grenzüberschreitendes Verfahren auf besonderes Interesse stoßen, weil es hier um die Kultivierung einer Sprache der Evidenz mit intensivem Appellcharakter ging sowie um die Erschließung der motivationalen Ressourcen für den intendierten sittlich-religiösen Lebenswandel der Menschen, wie ihn Predigt und Erbauungsliteratur leiten sollten. Im Zuge dieser Bemühungen griff man verstärkt auf Erfahrungsformen der mittelalterlichen und neuzeitlichen Mystik zurück, so dass sich die Mystik als historischer Resonanzraum der Diskurse über religiöse Hyperbolik erweist. Gleichwohl war die Lizenz zur Übertreibung in ihrer konstitutiven Spannung zu sprachlichen Konventionen und Verständigungsnormen des gewöhnlichen *modus vivendi* der Alltagskultur alles andere als unproblematisch und unterlag differenzierter Betrachtung und genauer affekttheoretischer Sondierung. Dort, wo sie sich jedoch durchsetzen konnte, erweisen sich hyperbolik-affine Konzeptualisierungen religiöser Erfahrungen (anders als die klassische Säkularisierungsthese besagt) als Motor der Modernisierung – man denke beispielsweise an die Darstellungen intensiver Glaubenserlebnisse in radikalpietistischer Durchbruchsemantik.

Die Quellentexte werden in meiner Arbeit zum einen mit Blick auf die Regulierungsfunktion der Norm- und Normalitätsproduktion hin untersucht, zum anderen hinsichtlich des verhandelten Stellenwertes individuellen Erlebens als Agens religiöser Individualisierung. Ein wissenschaftsgeschichtlich-lexikalischer Strang des Forschungsvorhabens untersucht anhand ausgewählter Stil- und Verhaltenslehren, Lexika und Enzyklopädien die deskriptiven und normativen Aspekte des Normabweichungstheorems (Standards für maßvolles Verhalten, Affektdisziplinierung) sowie die hochambivalenten Wahrnehmungen, Bewertungen, Limitierungen oder Rechtfertigungen religiöser Hyperbolik. Neben diesem diskursgeschichtlich-lexikalischen Strang der Untersuchung zu den normativen und deskriptiven Aspekten der Thematik wird in exemplarischen Analysen der konzeptuelle Reichtum des Hyperbolischen als operationaler Faktor auf dem Feld religiöser Kontroverse im 17. und 18. Jahrhundert aufgezeigt.

Die Frühe Neuzeit wird klassischerweise als Epoche mit gesteigerter Individualisierungstendenz gesehen. Wie die in diesem Teilprojekt zusammenfließenden Einzelarbeiten zeigen, ist dieser Eindruck durchaus gerechtfertigt, er kann aber auch deutlich nuanciert, anstatt teleologisch, als ein dynamischer Kreislauf von Normierung und Individualisierung aufgefasst werden. Die schon in der Antike und im Mittelalter vorhandenen Individualisierungstendenzen wurden unter den für die Frühe Neuzeit charakteristischen Bedingungen der Beschleunigung von Verstaatlichung und Konfessionalisierung aufgegriffen, fortgeführt und zum Teil dramatisch verschärft. Die Intensivierung der Normsetzung erfasste alle materiellen und geistigen Institutionen, zu denen wir auch Gewissen und Politik (Reinhardt), Literatur (Messlin), Disziplinen (Ben-Tov) und andere normproduzierende Felder sozialer Interaktion zählen. Die Konkurrenz von Normen und normsetzender Autoritäten führte zu Spannungen, die Individualisierung auch unintendiert begünstigten und förderten. Der Zwang zur Normierung schlug sich gewissermaßen in einem Zwang zur individuellen und oft auch kreativen Aneignung von Normen nieder. Diese dynamische Zirkulation veränderte langfristig wiederum die Produktion der Normen und das Verhältnis von Institution und Individuum (Reinhardt). Die Projekte verfolgen ein vertieftes Verständnis der Ursachen und Bedingungen der frühneuzeitlichen Prozesse moralischer, epistemischer und religiöser Pluralisierung und Diversifikation. Signifikant für die Analyse dieser Dynamiken sind die auf den unterschiedlichen Themenfeldern beobachtbaren spannungsvollen Verhältnisse zwischen Diskursen und Praktiken der Disziplinierung durch (institutionalisierte) Kontrolle und der kulturellen Verhandlung von Grenzen, Lizenzen und Spielräumen für individuelles Verhalten. Das besondere Interesse gilt dabei dem Umgang mit den auf unterschiedlichen Themenfeldern zu beobachtenden Umbrüchen, den Motiven und Strategien ihrer Erzeugung und Freisetzung. Die frühneuzeitlichen Übergänge von den normativen Regulativen überlieferter »Gewissheiten« zur probabilistischen Gewissensentscheidung des Einzelnen (Reinhardt), die De-Konfessionalisierung und Pluralisierung der normativ verbindlichen Antike durch Rückgänge auf heterogene religiöse und kulturelle Traditionen des Orients (Ben-Tov) sowie der diskursive Umgang mit Phänomenen religiöser und sozialer Devianz (Kunert, Messlin) eröffnen eine Vielzahl von Perspektiven auf die Dynamiken der Verhandlung von und Ablösung von tradierten Konventionen und Verhaltensmustern, die ein vertieftes Verständnis der sozialen, epistemischen und religiösen Umbrüche frühneuzeitlicher Verhaltens- und Rollenmodelle ermöglichen und deren Individualisierung im Übergang zur Moderne zeigen.

2.3.6 Religiöse Metamorphosen der Aufklärung

(Verantwortlicher: Magnus Schlette)

Die Aufklärung ist auch in Deutschland zwar kein generell religionsfeindliches, aber doch ein religionskritisches Zeitalter. In den Kernländern der Aufklärung wachsen seit dem 18. Jahrhundert die Spannungen zwischen religiösen und religionskritischen Deutungsmustern menschlicher Selbstverständigung. Die zentrale Forschungshypothese lautet, dass diese Spannungen durch eine intrinsische Wechselbezüglichkeit von Religion und Religionskritik bestimmt sind und daher die Aufklärung und ihr Erbe, das »unvollendete Projekt der Moderne« (Habermas), keinesfalls auf die Durchsetzung agnostischer, atheistischer und schließlich religiös indifferenter Einstellungen und Überzeugungen, in diesem Sinne auf Säkularisierung reduziert werden darf, sondern vielmehr als Motor der religiösen Individualisierung zu untersuchen ist. Daraus ergeben sich folgende zwei Forschungsschwerpunkte: Erstens gilt es die ideen- und mentalitätsgeschichtlichen Ausdrucksgestalten der unterstellten religiösen Individualisierung zu rekonstruieren und zweitens die Wertordnung der modernen säkularen Gesellschaft daraufhin zu befragen, ob und inwieweit sie ihrerseits noch von religiösen Ressourcen, von Ressourcen der religiösen bzw. ursprünglich religiös motivierten Individualisierung zehrt.

Zur Bearbeitung des ersten Schwerpunkts wurden zwei Tagungen konzipiert, an der Konzeption und Durchführung des Tagungsprojekts im Teilbereich »Pragmatismus, Individualisierung und Religion« (2.3.7) wurde mitgewirkt; zur Bearbeitung des zweiten Schwerpunkts ist von Magnus Schlette ein Individualprojekt bearbeitet worden, das zugleich zu einer Habilitation führte.

Die **Tagung »Religiosität und intellektuelle Redlichkeit«**, die vom 12. bis 14. November 2009 in Kooperation mit der Forschungsstätte der Evangelischen Studiengemeinschaft in Heidelberg und in Verbindung mit dem Wissenschaftlich-Theologischen Seminar der Universität Heidelberg von Magnus Schlette und Gerald Hartung (FEST) durchgeführt wurde, bearbeitete die Aufgabenstellung einer Rekonstruktion von Formen intrinsischer Wechselbezüglichkeit religiöser und religionskritischer Deutungsmuster menschlicher Selbstverständigung mit dem Ziel, die Ideengeschichte des Spannungsverhältnisses zwischen Gehalten religiöser Erfahrung einerseits und dem normativen Anspruch der intellektuellen Redlichkeit in der Rechenschaftsgabe über den Gehalt dieser Erfahrung andererseits aufzuarbeiten sowie die Konstellation von Religiosität und intellektueller Redlichkeit philosophiesystematisch zu erkunden. Den Hintergrund dieser Aufgabenstellung bildet die in dem Einführungsvortrag von Magnus Schlette erörterte Arbeitshypothese, dass anhand des Spannungsverhältnisses von Religiosität und intellektueller Redlichkeit in der Geistesgeschichte der Moderne modernitätsspezifische Modelle der religiösen Individuierung auf biographischer Ebene und der religiösen Individualisierung auf der Ebene der Veränderung kollektiver Deutungsmuster identifiziert und begrifflich plausibilisiert werden können.

Die Tagung gliederte sich in drei thematische Blöcke, deren erster sich mit der Ideengeschichte des besagten Spannungsverhältnisses befasste. Im Zentrum der Diskussion stand die Intellektuellenreligiosität um 1900, die Volkhard Krech (Bochum) mit einem

Beitrag über die kritischen Stellungnahmen Max Webers und die tendenziell affirmativen Stellungnahmen Georg Simmels zu Formen der Spiritualität in der Moderne eröffnete. Krechs Skizze des religionssoziologischen Diskurses der Jahrhundertwende wurde von Austin Harringtons (Erfurt) Überlegungen zum Stellenwert der Mystik im Denken Robert Musils und Martin Bubers sowie von Felicitas Krämers (Eindhoven) Darstellung der Position von William James zwischen Religionspsychologie und Religionsphilosophie der Jahrhundertwende flankiert. Darüber hinaus wurde die geistesgeschichtliche Erörterung des Themas zunächst mit einem Beitrag von Tilman Reitz (Jena) zum religiösen Individualismus Kants in die Zeit der Aufklärung und des Deismus verlagert und dann vor dem Hintergrund der durch die Quellenkritik und die religionsgeschichtliche Forschung des 19. Jahrhunderts veränderte Bewusstseinslage diskutiert. Gerald Hartung (Heidelberg) widmete sich der Religionskritik im Vormärz anhand der Frontlinien zwischen Orthodoxie, Tübinger Schule und Junghegelianern und konzentrierte sich schließlich auf David Friedrich Strauß' religionsphilosophische Konsequenzen, die er in *Der alte und der neue Glaube* aus seiner eigenen Leben-Jesu-Forschung gezogen hatte. Heiko Schulz (Frankfurt am Main) erörterte das Verhältnis von Glauben und Wahrhaftigkeit in der Philosophie Søren Kierkegaards, dessen Formulierung des Wahrhaftigkeitsanspruchs, wie Schulz zeigte, auf die veränderte Bewusstseinslage der Zeit mit einer Existentialisierung des Glaubensbegriffes geantwortet hat. Markus Kleinert (Erfurt) wendete sich dem ambivalenten Charakter des Redlichkeitsbegriffs in Nietzsches Spätwerk, insbesondere im *Antichrist*, zu, Hermann Deuser (Erfurt) schließlich dem Entmythologisierungsprogramm von Rudolf Bultmann. Zwei weitere thematische Blöcke waren die Diskussion des Verhältnisses von Religiosität und intellektueller Redlichkeit in exemplarischen Positionen der Gegenwartsphilosophie und die philosophiesystematischen Auseinandersetzungen mit dem Thema. Christian Thies (Passau) stellte die Position Ernst Tugendhats zwischen radikaler Religionskritik und Offenheit gegenüber mystischen Ausdrucksformen von Spiritualität dar. Michael Reder (München) skizzierte Habermas' Religionsverständnis im Spannungsverhältnis von Normen und Werten, Rebekka Klein (Heidelberg) stellte Alwin Plantingas Epistemologie als eine kritische Gegenposition zur Korrekturinstanz intellektueller Redlichkeit gegenüber Ausdrucksformen religiöser Selbstvergewisserung dar. Hans Julius Schneider (Potsdam) beschloss den zweiten Tag mit einem Vortrag zum Verhältnis von spiritueller Praxis, religiöser Rede und intellektueller Redlichkeit ausgehend von der Spätphilosophie Ludwig Wittgensteins. Gesche Linde (Frankfurt am Main) und Matthias Jung (Erfurt) widmeten sich am dritten Tag schließlich philosophiesystematischen Erwägungen jeweils im Ausgang von unterschiedlichen pragmatistischen Theoriegrundlagen. Gesche Linde trug Spannung und mögliche Harmonisierung von Religiosität und intellektueller Redlichkeit in ein Konzept der religiösen Selbstexplikation als Interpretationsprozess ein, das sich wesentlich auf die Semiotiktheorie von Charles Peirce stützt, während Matthias Jung die gelingende Verhältnisbestimmung von Religiosität und Redlichkeit im Anschluss an John

Dewey als Aufgabe auswies, Kriterien eines Passungsverhältnisses zwischen qualitativem Denken und rationaler Begründung zu formulieren.

Die Ergebnisse sind in einem Sammelband in der Reihe »Religion und Aufklärung« im Verlag Mohr Siebeck in Tübingen im Juni 2012 erschienen.

Die zweite **Tagung** zum Thema »**Metamorphosen des Heiligen. Vergemeinschaftung durch Sakralisierung der Kunst**« wird wiederum in Kooperation mit der FEST unter Leitung von Hermann Deuser, Markus Kleinert und Magnus Schlette (der im Mai 2011 an die FEST wechselte) vom 22. bis 24. November 2012 am Max-Weber-Kolleg stattfinden. Auch in diesem Tagungsprojekt geht es wieder um die intrinsische Wechselbezüglichkeit von Religion und Religionskritik, dieses Mal *sub specie* ihrer Bedeutung für die Verlagerung der Kommunikation über das Heilige von der Religion auf die Kunst. Die Thyssen-Stiftung hat die Finanzierung der Tagung bewilligt.

Heilig, so die Ausgangsprämisse, nennen wir, was eine wesenhaft immaterielle, existentiell verbindliche und gemeinschaftlich verbindende Macht zu einer sinnlich erfahrbaren und gedanklich nachvollziehbaren Präsenz bringt. Die Zuschreibung von Heiligkeit beruht auf der Hintergrundgewissheit, dass der Gegenstand der Zuschreibung Transzendenz zu vergegenwärtigen vermag. Diese Gewissheit ist in der westlichen Moderne unter dem Rationalitätsdruck der naturwissenschaftlichen und religionsgeschichtlichen Forschung der Moderne und der sukzessiven Verbreitung ihrer Ergebnisse im öffentlichen Bewusstsein problematisch geworden. Ihre Problematisierung zeichnet sich aus durch eine wachsende Durchdringung des integralen Zusammenhangs zwischen der atmosphärischen Erfahrung von Heiligkeit, den Medien, in denen sich die Erfahrungs-subjekte ihrer Erfahrungsgehalte versichern, und dem jeweiligen Gegenstand, dem Heiligkeit zugeschrieben wird. Die Fragestellung der Tagung beruht auf der These, dass sich die Problematisierung des Heiligen durch semantische und institutionelle Wandlungsprozesse der Kommunikation des Heiligen manifestiert. Demnach erweitert und verlagert sich tendenziell deren institutionelle Einbettung von der Religion auf die Kunst. Begünstigt werden diese Prozesse von Seiten des Kunstsystems unter anderem durch die Erwartung, dass dadurch der von der Autonomisierung der Kunst provozierte Verdacht ihrer Beliebigkeit oder Belanglosigkeit zerstreut wird. Die Tagung soll zu einer Erforschung dieser Wandlungsprozesse beitragen, indem sie die Entstehung und soziale Bedeutung kollektiv verbindlicher Deutungsmuster untersucht, denen zufolge Kunstwerke als Artikulationsgestalten von Transzendenzenerfahrungen ausgelegt werden und ihnen in diesem Sinne der Statuts der Heiligkeit zugeschrieben wird. Das Ziel besteht darin, zur soziologischen Fundierung der Kunstreligion als einer Institution bildungsbürgerlicher ersatzreligiöser Vergemeinschaftung beizutragen.

Auf der Tagung werden hochkarätige, international anerkannte Wissenschaftler/innen aus den Disziplinen der Philosophie, Theologie, Literaturwissenschaft, Kunstwissenschaft, Soziologie und Musikwissenschaft vertreten sein. Ihre Teilnahme zugesagt haben Stefan Alkier (Frankfurt am Main), Bernd Auerochs (Kiel), Reinhard Brandt (Marburg),

Wolfgang Braungart (Bielefeld), Heinrich Detering (Göttingen), Günter Häntzschel (München), Werner Hofmann (Hamburg), Joachim Jacob (Gießen), Dietrich Korsch (Marburg), Volkhard Krech (Bochum), Johann Kreuzer (Oldenburg), Jürgen Oelkers (Zürich), Bernhard Schäfers (Karlsruhe), Elisabete de Sousa (Lissabon) und Peter Steinacker (Frankfurt am Main).

Das dritte **Tagungsprojekt** unter dem Titel »**Pragmatism and the Theory of Religion**« fand in Zusammenarbeit mit dem Teilbereich »Pragmatismus, Individualisierung, Religion« (2.3.7) vom 16. bis 18. Februar 2012 in Kooperation des Max-Weber-Kollegs mit der FEST am Max-Weber-Kolleg statt und wurde von Hans Joas und Magnus Schlette organisiert. Zum Inhalt der Tagung siehe unten, 2.3.7.

Magnus Schlette (wissenschaftlicher Mitarbeiter, 10/2008–4/2011, seither assoziiert). Das Projekt »Die Idee der Selbstverwirklichung. Propädeutik ihrer historischen Rekonstruktion« hat zu einer Habilitationsschrift geführt, die 2010 angenommen wurde. Die Arbeit erscheint 2013 bei Campus unter dem Titel *Die Idee der Selbstverwirklichung. Zur Grammatik des modernen Individualismus*. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft hat die Finanzierung der Druckkosten mit der Begründung bewilligt, die Arbeit sei »ein herausragender Beitrag sowohl zur philosophischen Frage der Selbstverwirklichung als auch zu der personalen Identität« und werde »die Diskussion [...] um die Grundstruktur moderner Subjektivität entscheidend mitbestimmen« (Bewilligungsschreiben vom 12.7.2012).

Schlette arbeitete von Oktober 2008 bis April 2011 als wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Kolleg-Forschergruppe »Religiöse Individualisierung in historischer Perspektive«. Das Projekt besteht im Aufweis der Grammatik des modernen Individualismus am Beispiel des Ideals der Selbstverwirklichung. Die Arbeit schlägt zunächst den Weg einer Rekonstruktion und immanenten Kritik der ideengeschichtlichen Aufarbeitung des Selbstverwirklichungsideals in Charles Taylors Theorie der Moderne ein. Taylor versteht das Streben nach Selbstverwirklichung als Zeugnis eines modernen Ideals, nämlich der Treue zu sich selbst. Dessen Ursprung identifiziert er in der Einsprache der empfindsam-romantischen Denker gegen die gesamthaft als naturalistisch etikettierte Bestimmung des menschlichen Selbst- und Weltverhältnisses durch die mathematisch berechenbare Vergegenständlichung der Natur, die Disziplinierung des Seelenlebens mit dem Anspruch autonomer Handlungsbegründung ohne die Notwendigkeit der Bezugnahme auf die *helping hands* transzendenter Mächte, die technokratische Reduktion der Gesellschaft auf einen Ort der institutionellen Koordination individuellen Glücksstrebens und die Moralisierung der Religion, die aus dem Glauben ein Hilfsmittel des *self-design* macht. Der Konflikt zwischen dem empfindsam-romantischen Expressivismus des Selbstausdrucks und dem rational-ingenieurialen Naturalismus der Selbstbestimmung ist ein Streit um das theistische Erbe von Vorstellungen einer höheren Wirklichkeit, die unserem Leben Tiefe und deren Artikulation durch unseren Handlungsvollzug ihm die An-

mutung von Vollständigkeit oder Gelungenheit verleihen. Gemeinsam ist den konkurrierenden Deutungsmustern ein emphatischer Subjektivitätsbegriff, von dem her das theistische Erbe im einen Fall – im Sinne der naturalistischen Maßstäbe epistemischer Begründung – rationalisiert und im anderen – im Sinne der expressivistischen Maßstäbe ästhetischer Intuition – individualisiert wird.

Schlette interpretiert Taylor so, dass die moderne Identität von beiden Identitätskonzepten geprägt worden sei – mit Konsequenzen für den Begriff der Selbstverwirklichung. Das Streben nach Selbstverwirklichung ist demnach durch die Spannung zwischen rationaler Begründung und ästhetischer Intuition bei der Bemühung um Artikulation von Quellen der Sinnfülle bestimmt, und diese Artikulation besteht in der Abwägung theistischer und nicht-theistischer Deutungen unserer Lebenspraxis. Allerdings gibt uns Taylor, so Schlette, keine Handhabe, die Transformation derjenigen Einstellungsmuster zu identifizieren, die zu einer Ausbildung und breitenwirksamen Idealisierung von Lebensentwürfen der Selbstverwirklichung geführt haben. Denn es stellt sich die Frage, warum die kulturgeschichtlich maßgebliche Opposition gegen den Naturalismus ausgerechnet eine – in den Worten Taylors – »expressivistische« Gestalt angenommen hat. Da Schlette Taylors Argumentation einleuchtet, dass sich die nicht-theistischen Deutungsmuster unserer Lebensführung aus einem ursprünglich homogen theistischen Erfahrungshorizont heraus entwickelt haben, liegt es für ihn nahe, die expressivistische Einsprache gegen den Geist des Naturalismus, den Taylor vielfältig in der Christentumsgeschichte verwurzelt, ihrerseits in christlichen Quellen zu fundieren, und zwar in solchen mit einem dem Expressivismus affinen Individualisierungspotential. Taylor habe aber, so die Bilanz von Schlettes Interpretation, die Hypothese einer religiösen Entwicklungsdynamik, welche die Ausbreitung des Naturalismus aus intrinsischen Gründen erschwert und die Ausbildung expressivistischer Selbstkonzepte gleichsam von innen heraus befördert hat, nicht verfolgt.

Eine solche Entwicklungsdynamik hätte laut Schlette aber Einfluss auf die historische Entwicklung des Begriffsinhalts von »Selbstverwirklichung« und folglich auf die Einschätzung des Spektrums von *intermediate positions* zwischen Theismus und Atheismus, die in der individualistischen Gegenwartskultur bezogen werden. Es könnte nämlich eine Reihe von Lebensentwürfen enthalten, die aus Prozessen der religiösen Individualisierung begreiflich zu machen wären und die durch die Dichotomisierung von Transzendenz und Immanenz nicht mehr erfasst werden können oder in denen sich das transzendente Verständnis der höheren Wirklichkeit bzw. der Quellen von Lebensfülle mit nicht-theistischen Vokabularen der Selbstverständigung über den Sinn des Lebens verbunden hätte. Taylor schließe diese Möglichkeit begrifflich aus, weil er der Dyade von Theismus und Nicht-Theismus diejenige von Transzendenz und Immanenz zuordne und weder die freie Kombination dieser Begriffspaare erwäge noch über einen überzeugenden Mittelbegriff »zwischen« Immanenz und Transzendenz verfüge. Daraus folgt für Schlette die Unwägbarkeit von Taylors Begriff der Selbstverwirklichung. Deshalb, so seine Argumen-

tation, brauchen wir Bestimmungen einer *Grammatik* neuzeitlicher Lebensführung, die sich notwendigerweise ausbilden musste, bevor es sinnvoll werden konnte, von einem Streben nach Selbstverwirklichung zu sprechen. Und diese Bestimmungen können wir nicht der Ideengeschichte entnehmen, weil deren Studium bereits über ihren jeweiligen Begriff und ihren begrifflichen Zusammenhang verfügen müsse, um einschätzen zu können, worauf es ankommt. Dabei soll es sich freilich um eine heuristische, empirisch korrekturoffene Einschätzung handeln.

Den Weg der begrifflichen Erschließung dieser Bestimmungen schlägt Schlette mit einer Begriffsanalyse von »Selbstverwirklichung« ein. Die Grammatik des Individualismus der Selbstverwirklichung wird methodisch zugänglich, so das Argument, wenn wir das Kompositum in seine Bestandteile zerlegen und uns im Ausgang vom normalsprachlichen Verwendungssinn seines Grund- und Bestimmungswortes Gedanken darüber machen, was es billigerweise heißen könne, uns »selbst« zu »verwirklichen«. Der weitere Argumentationsgang besteht darin, durch maximale theoretische Explikation dessen, was in diesem Verwendungssinn inferentiell impliziert ist, zu einem reichhaltigen Begriff der Praxis von Selbstverwirklichung und damit zur Grammatik des modernen Individualismus zu gelangen. Der Weg führt zunächst von ausdrucksanthropologischen Bestimmungen der Erlebnishaftigkeit des menschlichen Lebensvollzugs und der Wechselbezüglichkeit von »Innerlichkeit« und Expressivität über sozialstrukturelle Bestimmungen der Vermittlung von Egozentrität und Kooperativität bis zu einem universalen Strukturmodell der Individuierung des menschlichen Selbst- und Weltverhältnisses durch lebenspraktische Bewährung. So weit reicht die strukturanthropologische Argumentation.

Das Scharnier zwischen dem transhistorischen Strukturmodell und seinen historischen Instanzierungen bilden Bedingungen der Antizipation von Identitätsverlust. Schlette argumentiert, dass zu diesen Bedingungen die kulturspezifisch variierenden Voraussetzungen und Muster der individuellen Identitätskonfusion und des Überdresses am Leben zählen. Die besagten Infragestellungen personaler Identität disponieren die Betroffenen dazu, ihren Anspruch der lebenspraktischen Bewährung durch die Güte ihrer jeweiligen Handlungsziele und der Art und Weise, wie sie diese verfolgen, auf das Leben im Ganzen zu erweitern. Gleichmaßen disponieren sie die Betroffenen zu Erfahrungen der Selbsttranszendenz, die ihnen die identitätsstabilisierenden Wertorientierungen »zutragen«, die diese Ganzheit prospektiv konstituieren. Die lebenspraktische Berücksichtigung solcher erfahrungszentrierter Wertorientierungen habe den Sinn der Selbstverwirklichung, wenn die besagten Erfahrungsgehalte als subjektive Sinnbildungen problematisiert werden, die uns zu einer redlichen Stellungnahme zwingen, ob sie sich mit den für uns maßgeblichen Überzeugungen vereinbaren lassen (zum Beispiel hinsichtlich des doxastischen Konflikts zwischen naturalistischen Überzeugungen und supernaturalistischen Intuitionen), und in diesem Sinne auf die persönliche Gestaltungsinstanz eines in sich stimmigen Lebens bezogen werden.

Schlette argumentiert schließlich, dass die besagten Bestimmungen heuristisch für das Projekt einer mentalitätsgeschichtlich erweiterten Ideengeschichte der Selbstverwirklichung nutzbar zu machen seien. Ein solches Projekt hätte Taylors Argument der Entstehung des säkularen Zeitalters aus dem Geist des christlichen Erfahrungshorizontes zu erproben und gegebenenfalls dessen Durchführung im Einzelnen zu korrigieren und zu ergänzen. Für ein solches Projekt ergeben sich laut Schlette die folgenden Forschungsfragen: (1) Welche geschichtlichen »Problemstellungen« (Taylor) innerhalb des christlichen Erfahrungshorizontes haben auf dem Wege der neuzeitlichen Identitätsbildung die abstrakte Möglichkeit lebensgeschichtlicher Identitätskonfusion bzw. des Überdrusses am Leben zu einer sozialisatorisch identifizierbaren Quelle expliziter Selbstverständigung über die Bewährung des Lebens im Ganzen gemacht? (2) Gibt es innerhalb des religiösen Erfahrungshorizontes kollektiv einschlägige Antworten auf die in diesem Sinne historisch virulente Bewährungsproblematik durch die Habitualisierung von Einstellungsmustern, welche die Menschen zu Selbsttranszendenzenerfahrungen und die Bezeugung ihres Gehalts in der Art und Weise ihrer Lebensführung disponieren? (3) Unter welchen Bedingungen werden die Menschen dazu disponiert, diese Bezeugungsmuster ihrerseits unter den Anspruch intellektueller Redlichkeit zu stellen? (4) Ergibt sich daraus eine Individualisierungsdynamik, die zu einer expressivistischen Transformation des theistischen Horizonts geführt hat, und wenn ja, wie ist sie qualifiziert? (5) Unter welchen Bedingungen schlägt diese Individualisierungsdynamik in kollektive Dispositionen der Idealisierung von Selbstverwirklichung um, und zwar ganz unabhängig von der Verbreitung des bezeichnenden Wortes oder verwandter Seme? (6) Wie lassen sich schließlich die gegenwärtigen Phänotypen der Selbstverwirklichung insbesondere auf den *intermediate positions* zu der sie befeuernden Idee in Beziehung setzen?

*

Auch der Teilbereich »Religiöse Metamorphosen der Aufklärung« hat in seinen beiden Schwerpunkten die Verflechtung von unterschiedlichen religiösen wie säkularen Individualisierungsprozessen aufgezeigt. In struktureller Hinsicht wurden Kooperationen mit der FEST Heidelberg realisiert, die eine Sichtbarkeit über den rein akademischen Bereich hinaus gewährleistet.

2.3.7 Pragmatismus, Individualisierung und Religion

(Verantwortliche: Hans Joas und Hermann Deuser)

Die zentrale philosophische Schule der USA – der Pragmatismus – entstand um 1870 nicht aus Säkularisierungsmotiven, sondern aus der Frage heraus, wie nach der Erschütterung traditioneller Gewissheiten, etwa durch den Darwinismus, eine neue Begründung für Wissenschaft, für Demokratie und für einen modernitätstfähigen religiösen Glauben

möglich sei. Das Krisenbewusstsein dieser Denker stand dem Nietzsches nicht nach; sie zogen aber ganz andere Schlussfolgerungen aus ihrer Diagnose. Die Kolleg-Forschergruppe widmet sich dem Religionsdenken der Hauptvertreter des amerikanischen Pragmatismus und berücksichtigt dabei auch die wissenschafts- und kulturhistorischen Zusammenhänge zu früheren amerikanischen (Jonathan Edwards und Ralph Waldo Emerson) und parallelen europäischen Entwicklungen.

Dieser Teilbereich wurde insbesondere in Form einer hochkarätigen internationalen Tagung zum Thema »Pragmatismus und Religionstheorie« in Kooperation mit der Forschungsstätte der Evangelischen Studiengemeinschaft bearbeitet, deren Organisatoren Hermann Deuser, Hans Joas, Matthias Jung und Magnus Schlette waren.

Während die meisten führenden europäischen Denker in der zweiten Hälfte des 19. und im 20. Jahrhundert areligiös waren oder doch zumindest an die These glaubten, dass Modernisierung mit innerer Notwendigkeit zu Säkularisierung führe, verlief die amerikanische Geistesgeschichte in diesem Zeitraum anders. Die Philosophie des Pragmatismus, die ungleich stärker als das analytische Denken spezifisch amerikanische Geisteshaltungen aufgreift, suchte nach neuen Begründungen für Wissenschaft, Demokratie und einen modernitätsfähigen religiösen Glauben, die mit der Anerkennung des Darwinismus und dem expandierenden Wissen etwa der experimentellen Psychologie sowie historischer und vergleichender Untersuchungen der Religion und Kultur vereinbar sind.

Die **Tagung** vom 16. bis 18. Februar 2012 wurde mit einem Beitrag von Robert Cummings Neville (Boston University) unter dem Titel »**Theory of Religion in a Pragmatic Philosophical Theology**« eröffnet. Neville stellte darin das pragmatistische Paradigma religionstheoretischen Denkens als eine systematisch angemessene Grundlage dar, um den religiösen Pluralismus der Gegenwart begrifflich handhaben und die Grundlagen wechselseitiger Bereicherung der religiösen Traditionen formulieren zu können. In den beiden folgenden Vorträgen stand die Mobilisierung philosophischer Traditionen durch die pragmatistischen Religionstheoretiker im Vordergrund: Während Michael Raposa (Lehigh University) Duns Scotus' und Charles Sanders Peirces Zeichentheorien und deren jeweilige religionstheoretische Engführungen miteinander verglich, widmete sich Marie-Luise Raters (Universität Potsdam) den Quellen von William James' Konzept der religiösen Erfahrung im Transzendentalismus Ralph Waldo Emersons. Ebenfalls dem Werk von William James galten die Beiträge von Eilert Herms (Universität Tübingen), der sich mit den anthropologischen Voraussetzungen von James' Religionskonzept befasste, und Sami Pihlström (Universität Helsinki), der die Theodizeeproblematik behandelte.

Am Folgetag standen das Werk von Charles Sanders Peirce und Josiah Royce im Vordergrund der Diskussion. Hermann Deuser, Gesche Linde (Universität Frankfurt am Main) und Vincent Colapietro (Penn State University) wendeten sich dem Pragmatizismus, dem spezifisch Peirce'schen Beitrag zum Pragmatismus, und der zeichentheoretischen Fundierung seiner Religionsphilosophie zu, Hans Joas und Ludwig

Nagl (Universität Wien) widmeten sich Gemeinsamkeit und Differenz der Religionsphilosophien von Josiah Royce und William James. Kontrovers diskutiert wurde dabei insbesondere die Frage der größeren Plausibilität einer eher idealistischen oder eher pragmatistischen Deutung von Royce. Der Abendvortrag »Pragmatism and Naturalism in the Study of Religion« von Wayne Proudfoot (Columbia University) stellte sachlich die Verbindung zu den nachfolgenden Vorträgen her: Victor Kestenbaum (Boston University) und Matthias Jung widmeten sich Deweys Bemühung um die Vermittlung zwischen Naturalismus und religiösem Glauben, Magnus Schlette stellte die Entwicklung von Hilary Putnams naturalismuskompatiblem Religionsverständnis durch eine Auseinandersetzung mit den Philosophien von John Dewey, Ludwig Wittgenstein und Martin Buber dar. Die Tagung wurde mit Vorträgen Christoph Seiberts zu William James' Bedeutung für eine pragmatistische Methodologie religionsphilosophischer Forschung und Christian Polkes zum Verhältnis zwischen Personalismus und Pragmatismus in der amerikanischen Philosophie beschlossen.

Es zeigte sich, dass das religionstheoretische Denken des amerikanischen Pragmatismus eine Form der Selbstvergewisserung ihrer Protagonisten über gesellschaftliche und kulturelle Modernisierungsprozesse ist, die diese weder abstrakt negiert noch aus ihnen die Konsequenz der Preisgabe von Religion und Religiosität zieht. Stattdessen trägt der Pragmatismus zu einer Vermittlung von Religion und Moderne bei. Die Fokussierung der Tagung auf die *condition moderne* ergänzt und vertieft die Forschungsergebnisse der Kolleg-Forschergruppe in den übrigen, stärker historisch ausgerichteten Teilbereichen. Die Publikation der Tagungsergebnisse ist in Vorbereitung. Diese stehen in engem thematischem Bezug zu dem Teilbereich 2.3.9.

Hans Joas (Sprecher, 7/2008–9/2013). Wie im Tagungsbericht erwähnt, zielt mein eigener Beitrag auf die doppelte Begründung einer pragmatistischen Religionstheorie, nämlich in der empirischen Religionspsychologie von William James einerseits, in der semiotisch fundierten Metaphysik von Charles Peirce andererseits. Da es zu den Schwächen von James' Arbeit gehört, dass er die Prozesse der Artikulation religiöser Erfahrung nicht zureichend erfassen kann, ruft die Sachlage geradezu nach einer Verknüpfung von Erfahrungsphänomenologie und Semiotik. Es ist deshalb von enormer Bedeutung, dass Josiah Royce in seinem Spätwerk (*The Sources of Religious Insight* und *The Problem of Christianity*) eine solche Verknüpfung bereits unternahm. In meinem Beitrag untersuche ich die Leistungsfähigkeit und die Grenzen dieses Syntheseversuchs.

Hermann Deuser (Fellow, seit 2008). Der Tagungsbeitrag »Pragmatic or Pragmatist/Pragmaticist Philosophy of Religion« zielt darauf ab, Peirces »evolutionäre Metaphysik« und den »Synechismus« seiner Spätphilosophie des »Pragmatizismus« in die Diskussion einzuführen. Diese kosmologische Seite des Pragmatismus wird in der Regel gar nicht gesehen, sie ist aber zumal für den religionsphilosophischen Zusammenhang der ent-

scheidende Differenzpunkt zur deutschen Entwicklung nach Kant (in der Erkenntnistheorie wie in der Schöpfungstheologie). Insofern ist die Aufnahme moderner kosmologischer Fragestellungen auch Teil des Forschungsprojekts »Veränderungen der theologischen Dogmatik in der Religionsentwicklung der Moderne« (siehe unten, 2.3.9).

Matthias Jung (Fellow MWK, 4/2005–9/2006, kooptiert bis 3/2007; Fellow KFG, 10/2009–3/2010; seit 4/2010 assoziiert). Der Beitrag von Matthias Jung stellte die begrifflichen Spannungen zwischen Deweys Naturalismus und seiner These vom Primat lebensweltlicher Bedeutungen vor kognitiven Wahrheiten ins Zentrum, und zwar im Blick auf Deweys Versuche, religiöse Überzeugungen zu naturalisieren. Es wurde herausgearbeitet, dass Dewey in einer eigentümlichen Weise unsensibel für den metaphysischen Überschuss bleibt, der in seinem Naturalismus investiert ist. Er kann mittels der These von der »primacy of meaning« daher zwar sehr effektiv reduktionistische Weltansichten zurückweisen, für die Wertvorstellungen nur Übermalungen einer intrinsisch wertfreien physischen Welt darstellen, übersieht aber gleichzeitig den optionalen und interpretativen Charakter seines eigenen, nichtreduktionistischen Naturalismus. Abschließend wurde gezeigt, dass sich Deweys eigene Konzeption qualitativer Erfahrung nutzen lässt, um seinem Denken die Reste eines metaphysischen Realismus auszutreiben, die in Deweys Interpretation religiöser Erfahrung noch virulent sind. Religiöse Geltungsfragen werden damit ernst genommen, aber gleichzeitig die Vorstellung aufgegeben, sie könnten im Rahmen einer integrativen Metaphysik der Natur beantwortet werden.

Magnus Schlette (wissenschaftlicher Mitarbeiter, 10/2008–4/2011; seither assoziiert). Magnus Schlette untersuchte in seinem Beitrag das religionsphilosophische Denken Hilary Putnams, des bedeutendsten unter den religionsphilosophisch einschlägigen Neopragmatisten. Schlette zeichnete den Denkweg Putnams nach, dem es erst durch seine Pragmatismusrezeption, insbesondere die Auseinandersetzung mit John Dewey, und eine am Spätwerk Wittgensteins orientierte sprachphilosophische Weiterentwicklung von Kerngedanken Deweys in *A Common Faith* gelang, seinen wissenschaftsbasierten Naturalismus und seine religiösen Überzeugungen als praktizierender Jude miteinander zu vereinbaren. Die Pointe Schlettes besteht darin, Putnams Denkweg als Reflexionsgestalt des Spannungsverhältnisses zwischen theistischen und naturalistischen Überzeugungen auszuweisen, das die Moderne charakterisiert.

*

Der (klassische) amerikanische Pragmatismus (Peirce, James, Royce, Mead, Dewey) erweist sich als sensible Individualisierungstheorie, die die natur- und sozialwissenschaftlich geprägte Moderne zu integrieren und zu entwickeln imstande war. Im Gegensatz zu den Schulbildungen der kontinentalen europäischen Philosophie treten im Pragmatis-

mus Wissenschaftstheorie und lebensweltliche Existenz nicht auseinander, sondern noch das religiöse Selbst wird pragmatistisch, d.h. in der basalen Relation von Glauben und Handeln, eingebettet gesehen. »Individualisierung« wird damit zugleich zu einer sozialen und ethischen Herausforderung im kritischen Selbstbewusstsein der Wissenschaften. Das religionstheoretische Denken des amerikanischen Pragmatismus, so zeigte sich, ist eine Form der Selbstvergewisserung seiner Protagonisten über gesellschaftliche und kulturelle Modernisierungsprozesse, die diese weder abstrakt negiert noch aus ihnen die Konsequenz der Preisgabe von Religion und Religiosität zieht. Stattdessen trägt der Pragmatismus zu einer Vermittlung von Religion und Moderne durch ein phänomenologisch, handlungstheoretisch und semiotisch anspruchsvolles Konzept religiöser Individualisierung bei.

2.3.8 Religiosität im Kontext der Kultur- und Sozialgeschichte des 19./20. Jahrhunderts – Historismus, Sprach- und Religionsphilosophie in Europa

(Verantwortliche: Sabine Sander)

Die »kulturelle Doppelrevolution« um die Wende zum 20. Jahrhundert verbindet zwei für Individualisierungsprozesse höchst bedeutsame Entwicklungen: Erstens kommt es zu einer deutlichen Neuorientierung sozialer Wissensformen durch die erkenntniskritisch begründeten Wissenschaften, verbunden mit der Entstehung neuer wissenschaftlicher Disziplinen wie der Soziologie, der Religionsphilosophie, der Religionspsychologie oder der Wissenschaft vom Judentum, womit der heterogenen Pluralität von Weltbildern und Lebensstilen Rechnung getragen wurde. Zweitens führen Industrialisierung, Verstädterung und Kapitalisierung des Lebens um die Jahrhundertwende zu sozialen, kulturellen und politischen Differenzierungen und Dynamisierungen: Schichtengrenzen werden durchlässiger, die starren Grenzen der Ständegesellschaft lösen sich allmählich und führen den Umbruch von der bürgerlichen Elite zur industriellen Kultur der Massenkommunikation herbei. Der Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert erweist sich als zentrale Umbruchphase für Individualisierungsprozesse, denn diese der europäischen Aufklärung folgenden zweihundert Jahre brachten in der sozialen Sphäre die Pluralisierung von Lebensstilen, in der politischen Sphäre eine Erweiterung an Weltanschauungs- und Deutungsmöglichkeiten und im religiösen Bereich eine Zunahme an Optionen mit sich – verbunden mit gesteigerten Anforderungen an gelingende Selbstverwirklichung, Selbstbehauptung und Selbstreflexivität. Die seit der Aufklärung vermehrt zirkulierenden literarischen und essayistischen Genres wie Brief- und Reiseliteratur, Tagebücher und andere Ego-Dokumente zeugen von dieser selbstreflexiven Rückwendung des Subjekts auf sich selbst, das sich verstärkt in seiner historischen Rolle begreift und Handlungs-, Deutungs- und Gestaltungsmöglichkeiten auslotet.

In Europa arbeiten sich die entstehende Religionspsychologie, der Historismus in seinen vielfältigen Spielarten, aber auch Sprachphilosophie, Lebensphilosophie und Neu-

kantianismus an diesen Entwicklungen ab. Dabei kommt es zu einem ebenso produktiven wie spannungsreichen Zusammenspiel von Wissen und Wissenschaften, religiösen Glaubenswelten und politischen Ordnungen. Die Konfrontation von religiöser Welterfahrung und wissenschaftlicher Beschreibung der modernen Kultur führt zu Wertkollisionen (Max Weber), Kulturkämpfen und neuen Kultursynthesen (Ernst Troeltsch). Das komplexe Zusammenspiel von Sozialwissenschaften, politischen Ordnungsvorstellungen und religiösen Reformbestrebungen im Christentum und Judentum lässt sich in den europäischen Metropolen und sozialwissenschaftlichen Diskursen des deutschsprachigen Raums verfolgen (M. Rainer Lepsius). In diesem Untersuchungsrahmen sind Workshops des von der DFG geförderten Netzwerks für Nachwuchswissenschaftler/innen zum Thema »Sprachdenken und politische Theorie. Jüdisch-deutsche Beiträge zur Kultur- und Sozialtheorie vom 18. bis 20. Jahrhundert« sowie ein weiteres Einzelprojekt angesiedelt – beide bearbeitet von Sabine Sander.

Das erste Treffen am 4. und 5. Februar 2011 zum Thema »**Sprachdenken und politische Theorie**« bot den Teilnehmer/inne/n die Gelegenheit, sich kennenzulernen, ihre laufenden Forschungsprojekte vorzustellen und zentrale Begriffe und Themenfelder des Projektzusammenhangs zu erarbeiten. Unter der Perspektive der *entangled history* stand die Frage nach den Verflechtungen zwischen der europäischen Aufklärung und der jüdischen Haskala im Mittelpunkt. Dabei wurde aus den einflussreichsten literarischen, religiösen und theoretischen Quellen des deutschsprachigen Judentums seit der Frühen Neuzeit eine Typologie der Sprachkultur deutscher Juden erarbeitet, die sich seit dem 18. Jahrhundert in dem konfliktreichen Spannungsfeld zwischen Prozessen der Akkulturation und Formen der Selbstbehauptung bewegte. Zu den Charakteristika jüdisch-deutscher Sprachkultur zählen neben den Bemühungen um die Kabbala auch das Ideal der Polyglossie, der Wechsel vom Jiddischen zum Standarddeutschen sowie die Ambivalenz zwischen einer Säkularisierung des Hebräischen und einer religiösen Nobilitierung des Deutschen. Weiter beschäftigte sich die Arbeitsgruppe mit dem spannungsreichen Verhältnis von Transterritorialität und Ethnifizierung, in dessen Rahmen sich die jüdisch-deutsche Sprachkultur seit der Haskala und verstärkt schließlich unter dem Einfluss des liberalen Reformjudentums einerseits und des Zionismus andererseits bewegte. Die jüdisch-deutsche Sprachkultur erwies sich als kreatives Feld der Aneignung und Verschränkung von Offenbarung und Vernunft, politischen Ordnungsvorstellungen und sozialen Identitätskonstruktionen; dabei ging es immer auch um Mechanismen der Exklusion und um Bedingungen, Möglichkeiten und Grenzen von Inklusion durch Sprache.

»**Jüdisch-deutsche Sprachkultur im Spannungsfeld von Messianismus und Säkularisierung**« lautete das Thema des zweiten Workshops, der vom 9. bis 11. September 2011 ebenfalls am Max-Weber-Kolleg stattfand. Die Wissenschaftler/innen beschäftigten sich nun mit der Frage, wie die seit der europäischen und jüdischen Aufklärung in Gang gekommenen Prozesse der Säkularisierung des Hebräischen, der Sakralisierung des Deut-

schen sowie die Praxis jüdisch-deutscher Bibelübersetzungen, aber auch das messianische Denken im Judentum und Christentum die Sprachreflexionen jüdisch-deutscher Gelehrter geprägt haben. Thema war eine kritische Sichtung des seit dem 19. Jahrhundert verbreiteten Meta-Narrativs von der fortschreitenden Säkularisierung in der Moderne, das sich als ein Deutungsmuster erweist, das im geschichtlichen Kontext der Kulturkämpfe des 19. Jahrhunderts entstanden ist. Im Mittelpunkt stand die Erkundung der Veränderung von jüdisch-deutschen Sprachreflexionen und Sprachpraktiken im Zusammenhang mit der Dynamik und Variabilität messianischer Motive. Erarbeitet wurde, wie im 19. Jahrhundert der jüdische Messianismus, der sich im 16. und 17. Jahrhundert um Personen rankte (Sabbatai Zwi), schließlich immer mehr zu einem messianischen Universalismus geworden ist: Nicht mehr die Erlösung des auserwählten Volkes Zions stand im Mittelpunkt, sondern die Erlösung der Menschheit. Diese Verschiebungen im messianischen Denken ließen sich graduell in der durch das liberale Judentum angestoßenen veränderten Sprachpraxis in der jüdischen Liturgie in den Reformtempeln in Berlin und Hamburg nachweisen. Untersuchungen zu Ursachen, Inhalten und Veränderungen des jüdischen Messianismus eignen sich hervorragend, um Prozesse religiöser Individualisierung im Judentum zu studieren, da sich zeigt, wie sich im messianischen Denken die Verantwortungen und Zurechnungsregeln neu justieren. Diskutiert wurde abschließend auch, welche Rolle diese geschichtlichen Prozesse in der gegenwärtigen Sprachpraxis und Sprachpolitik Israels spielen.

Gelehrte im jüdisch-deutschen Kontext haben sich seit der Haskala und besonders während des 19. Jahrhunderts zu zentralen politischen, sozialen und ethischen Themen geäußert, was nicht nur eine Form der Selbstbehauptung und Selbstvergewisserung gewesen ist, sondern auch an die deutsche Mehrheitsgesellschaft adressiert war und eine politische Grundmelodie hatte; auf dem Boden jüdischer Quellen und auf Basis sprachphilosophischer, religionsphilosophischer, völkerpsychologischer, kulturphilosophischer, anthropologischer und soziologischer Konzepte skizzierten sie sozialetische Grundlagen, auf denen ein kosmopolitisches, weltoffenes Deutschland entstehen sollte. Der Workshop »Jüdisch-deutsche Sprachreflexion und Sprachpraxis im Kontext von Identitätsprozessen und kulturpolitischen Dimensionen« vom 30. März bis 1. April 2012 erkundete die Sprachreflexionen und Sprachpraktiken jüdisch-deutscher Gelehrter dieser Zeit mit drei verschiedenen Akzentsetzungen: Erstens wurde gefragt, wie sich jüdisch-deutsche Gelehrte im Kontext der Entstehung der Wissenschaft vom Judentum zu ihrer doppelten Identität als Wissenschaftler und fromme Juden verhielten und wie sie versuchten, Vernunft und Offenbarung in ihren Theoriebildungen in Einklang zu bringen. Zweitens wurde untersucht, welche Gemeinschaftskonzeptionen und Sozialutopien in den Sprachkonzepten der Gelehrten des liberalen Reformjudentums enthalten sind und welche Modelle des Fremdverstehens sie auf Basis rabbinischer Quellen entwickelt haben. Drittens wurde gefragt, wie die Aneignung von Sprachen und die Praxis des Übersetzens der Heiligen Schrift die jüdisch-deutsche Identitätssuche geprägt haben.

Für den 28. bis 30. September 2012 sind ein weiterer Workshop zum Thema »**Potentialität von Sprache – Grenzen von Sprache. Jüdisch-deutsche Sprachkultur in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts**« in Erfurt und für den 5. bis 7. Mai 2013 eine Abschlusskonferenz »Sprachdenken und politische Theorie. Jüdisch-deutsche Beiträge zur Kultur- und Sozialtheorie« am Van Leer Institute in Jerusalem in Kooperation mit der Tel Aviv University (Gabriel Motzkin) geplant.

Sabine Sander (wissenschaftliche Mitarbeiterin, 1/2011–9/2013). Im Rahmen eines ideengeschichtlichen und wissenssoziologischen Zuschnitts widmet sich das Projekt »Relationalität des Selbst – Hoffnung auf Dialog. Reflexionen über Sprache, Sozialität und Kultur im jüdisch-deutschen Kontext des 19. und 20. Jahrhunderts« anhand der Sprachkonzepte, Selbstmodelle und Kulturtheorien des Generationszusammenhangs jüdisch-deutscher Gelehrter vom zweiten deutschen Kaiserreich über die Weimarer Republik bis zum Vorabend des Nationalsozialismus einer Untersuchung von Prozessen und Erscheinungsformen religiöser Individualisierung im Judentum. Judentum steht dabei als Symbolisierungsmedium für religiöse und soziokulturelle Zusammenhänge – was es zu einem interessanten Forschungsobjekt sowohl für Individuierungs- als auch Individualisierungsprozesse macht. Unter der Perspektive der *entangled history* werden Verflechtungen zwischen der europäischen Aufklärung und der Haskala im Hinblick auf die religiöse Selbstbehauptung und Selbstvergewisserung deutscher Juden untersucht. Gezeigt wird, wie sich eine bestimmte historische Erfahrung – die Gleichzeitigkeit von Gleichberechtigung und Diskriminierung oder von Inklusion und Exklusion – in die Theorieangebote eingeschrieben hat. Die zentrale Frage lautet, wie das Motiv der Seele als einer monadischen Substanz im Kontext der Völkerpsychologie und der dialogischen Philosophie in ein Konzept der Relationalität des Selbst transformiert wurde. Die Relationalität des Selbst kursiert in einer sozialpsychologischen (Ich–Du) und in einer religionsphilosophischen Variante (Ich–Gott) und impliziert eine anerkennungstheoretische Verantwortungsethik und ein Modell der Inklusion des Fremden.

An soziologische Theoriekonzepte anknüpfend, wird zwischen Individuierung und Individualisierung unterschieden: Individuierung bezeichnet den Prozess der Selbstwerdung oder Entwicklung einer personalen Identität und fokussiert das Maß der Eigenleistung an Sinnzuschreibung. Individualisierung ist ein sozialer Prozess, in dessen Folge die Strukturgesetzlichkeit der Lebensführung Änderungen erfährt – was sich an verschiedenen Phänomenen ablesen lässt: (1) Herauslösung des Einzelnen aus historischen und kulturellen Sozialformen, traditionellen Herkunftsgemeinschaften, überkommenen Bindungen oder Selbstverständlichkeiten, (2) Verlust oder bewusster Verzicht auf traditionelle Sicherheiten im Hinblick auf Handlungswissen, herrschende Sitten, Gebräuche oder Normen, (3) Erweiterung von Handlungs-, Entscheidungs- und Gestaltungsspielräumen durch Rollenübernahme und Teilhabe an Netzwerken – mit der Folge, dass sich auch (4) Zurechnungsregeln und Verantwortlichkeiten neu justieren.

Die Theorieangebote der behandelten jüdisch-deutschen Gelehrten sind einerseits explizite Individualisierungstheorien – was den Beitrag jüdisch-deutscher Gelehrter zur Kultur- und Sozialtheorie der Moderne bestätigt: Am Beispiel von Moritz Lazarus, Hermann Cohen, Martin Buber, Franz Rosenzweig oder Georg Simmel lässt sich nachweisen, dass Theoreme der jüdischen Ethik – das Gebot der Nächstenliebe oder die Hochschätzung des Fremden – in allgemeine Konzepte über den Zusammenhang von Individuum und Gesellschaft oder der Konstituierung von sozialer Ordnung transformiert wurden. Zum anderen sind die Theorieangebote Ausdrucksgestalten religiöser Individualisierung, deutlich vor allem in der Aufwertung des Dialogs: Die Dialogik beinhaltet die Vorstellung, dass die Integration des Einzelnen oder die Zugehörigkeit zu sozialen Kreisen durch individuelle Interaktionen ausgehandelt wird. Persönliche Begegnungen, Erfahrungen und performative Akte der handelnden und sprechenden Subjekte sind die Modi der Gemeinschaftsbildung – und nicht (mehr) objektive Merkmale wie Klasse, Rasse, Stand oder territoriale, nationale und konfessionelle Zugehörigkeit. Die behandelten Theorieangebote sind Zeugnis selbstreflexiver, imaginärer Identitäten (Diasporage-meinschaft als *imagined community*). Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass das Habilitationsprojekt zeigt, dass sich jüdisch-deutsche Gelehrte seit der Haskala verstärkt berufen fühlten, eine jüdische Identität und Kontinuität herzustellen, die nicht mehr auf die Halacha oder auf die Abstammung als einigendes Band zurückgreifen wollte. So entwickelten sich individuelle Formen und Spielarten der Aneignung des Religiösen, die jahrhundertealte jüdische Traditionen umgebildet haben – ein Beispiel sind die Neuerungen, die durch das liberale Reformjudentum in der jüdischen Orthopraxie, Liturgie und Ethik eingeführt wurden.

*

Die Ergebnisse dieses Teilprojekts lassen sich unter inhaltlichen, methodischen und strukturellen Gesichtspunkten zusammenfassen. In der Sattelzeit an der Wende zum 19. Jahrhundert kommt es zu massiven gesellschaftlichen Umbrüchen und zu einer veränderten Wahrnehmung von Kontingenz der sozialen Wirklichkeit, in deren Folge sich nicht nur eine Historisierung von Religion und eine Vielfalt individualisierter Kulte und Bewegungen ergab, sondern auch eine deutliche Selbstreflexivierung von Religion wie von Prozessen und Phänomenen religiöser Individualisierung. Im Ergebnis gelang die Infragestellung des Meta-Narrativs vom Christentum als dem prägenden Katalysator religiöser Individualisierung – vielmehr erwies sich gerade das Judentum, obwohl es traditionell die Gemeinschaft und nicht den Einzelnen betont – als höchst fruchtbar für Prozesse religiöser Individualisierung. Diese Implementierung des religionsphilosophischen, sprachphilosophischen und wissenssoziologischen Beitrags jüdisch-deutscher Gelehrtenkultur in die Religionsgeschichtsschreibung stellt eine Herausforderung im kritischen Selbstbewusstsein der Wissenschaften dar und verdeutlicht die umfänglichen

religiösen, sozialen und kulturellen Verflechtungszusammenhänge zwischen der majoritären westlichen Moderne und der weltweiten diasporischen jüdischen Existenz.

In methodischer Hinsicht wurde durch die Workshops, die im Rahmen des DFG-Netzwerks veranstaltet wurden, interdisziplinäre Forschung realisiert, an der internationale Nachwuchswissenschaftler/innen aus den Fächern Philosophie, Geschichte, Religionswissenschaft, Judaistik, Psychologie, Germanistik, Literaturwissenschaften und Kulturwissenschaften beteiligt waren.

Strukturell gelang es diesem Teilbereich, verschiedene Kooperationen innerhalb und außerhalb der Universität Erfurt, im In- und Ausland herzustellen: Zu nennen sind die Zusammenarbeit mit dem Fachbereich Judaistik der Universität Erfurt (Andreas Gotzmann) sowie mit der Professur für europäisch-jüdische Literatur- und Kulturwissenschaft der hiesigen Universität (Bettina von Jagow und Mitarbeiter/innen). Zum anderen gelang im Rahmen des DFG-Netzwerks für Nachwuchswissenschaftler/innen »Sprachdenken und politische Theorie« eine internationale Vernetzung mit dem Van Leer Institute in Jerusalem (Gabriel Motzkin) und mit der Tel Aviv University (Ilit Ferber). Aus dem Netzwerk realisiert sich ferner ein Buchprojekt, das 2014 erscheinen soll. Im Rahmen von Lehrveranstaltungen an der Universität Erfurt wurden einige inhaltliche Gesichtspunkte dieses Forschungsbereichs in den Studienprogrammen der Fakultäten für Philosophie, Staatswissenschaften (Sozialwissenschaften) und Religionswissenschaften (Judaistik) verankert. Die Sichtbarkeit über den akademischen Bereich hinaus gelang durch die Präsentation des Forschungsprojekts von Sabine Sander im Rahmen eines *science slams*, der im Mai 2012 auf dem Hochschulstraßenfest in Erfurt veranstaltet wurde und aus dem Sabine Sander als Preisträgerin hervorging.

Zu den strukturellen Entwicklungen dieses Arbeitsbereiches zählt neben der Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses im Rahmen eines eigenen Netzwerks, das über Erfurt hinaus Forschungskontakte ermöglichte, die Entwicklung einer Forschungs-kooperation zum Thema »Historisierung und Religion« an der Universität Erfurt, die das Forschungszentrum Gotha und Kolleg/inn/en aus Göttingen einschließt und vom Land Thüringen eine Anschubfinanzierung in Form einer Koordinatorenstelle (50% für drei Jahre) erhalten hat.

2.3.9 Religiöse Individualisierung als Herausforderung für die theologische Dogmatik im 19./20. Jahrhundert

(Verantwortlicher: Hermann Deuser)

Das Christentum der Moderne stand unter massivem Veränderungsdruck und hat aufgrund interner Entwicklungen der christlichen Theologien selbst, zumal unter dem Einfluss konfessioneller Differenzenerfahrungen, die Moderne auch entscheidend mitbestimmt. Fraglich ist bis in die Gegenwart und deren Erwartungen für die Zukunft, wie und mit welcher Berechtigung bestimmte Veränderungen stattgefunden haben, provo-

ziert wurden, zu vermeiden oder zu fördern wären. Doch nach welchen Kriterien wären diese Fragen zu beantworten? – Prozesse gesellschaftlicher Individualisierung sind zunächst einmal Anlass und Indikator für Neuorientierungen auch im Wissenschaftsreich, und hier haben die christliche Theologie und Dogmatik die eigenen Fragestellungen zu wahren und Transformationen bewusst zu gestalten versucht. Belege dafür sind vor allem die Integration der historischen Methode in die Theologie (seit dem 18. Jahrhundert), dann auch die des naturwissenschaftlichen Weltbildes (zum Beispiel im Pragmatismus Ende des 19. Jahrhunderts und in der Prozesstheologie im 20. Jahrhundert) und damit verbunden Entwürfe zur religionsgeschichtlichen, kulturtheoretischen, hermeneutischen, anthropologischen, sprachkritischen, wissenschaftstheoretischen Begründung theologischer Lehrstücke. Diesen Theoriebedingungen jeweils entsprechend müssten sich Vor- und Nachteile von Individualisierungsprozessen einordnen und bewerten lassen. Als »Dialektik der Freiheit« könnte die Problemstellung benannt werden, gerade in modernen Emanzipationsbewegungen, um deren Verzerrung durch neue Unterdrückungsmechanismen nicht zu überspielen.

Im Rahmen dieser Thematik wurden eine Tagung durchgeführt (Deuser) und Folgen für eine kulturtheoretische Rechtsbegründung diskutiert (Moxter). Die **Tagung »Religiöse Individualisierung als Herausforderung für die theologische Dogmatik im 19./20. Jahrhundert«** (16. bis 18. November 2010) konzentrierte sich auf folgende Fragestellung:

Das 19. Jahrhundert ist für die evangelische und katholische Theologie (jeweils in ihren gegenwartssensiblen und philosophisch informierten Schulbildungen) die Zeit der Umformung heilsgeschichtlicher Objektivität (der dogmatischen Kategorienbildung) in personale/subjektive Aneignungsformen. Deren Anreiz sind religiöse Erfahrungen, gesellschaftliche Differenzierungen und weltanschaulich-wissenschaftliche Weltbildveränderungen. Wie sind diese Anreize zuerst im nachidealistischen 19. Jahrhundert verarbeitet worden (maßgeblich in der Rezeption Schleiermachers), wie entstehen die Disziplinen der Religionspsychologie, -soziologie, -philosophie und theologischen Hermeneutik, und wie wurden diese im 20. Jahrhundert systematisch weiterentwickelt?

Die Tagung wurde ökumenisch geplant und am Max-Weber-Kolleg durchgeführt (gemeinsam mit Saskia Wendel, Universität zu Köln). Die einzelnen Beiträge konnten thematisch in mehreren Einheiten so angeordnet werden, dass zugleich die beiden konfessionellen Traditionen der katholischen bzw. protestantischen Dogmatik im Gespräch waren. Die spezifische Fragestellung der Fachtagung problematisierte damit eine Voraussetzung, die auch die Systematische Theologie in Deutschland in der Regel teilt: Gesellschaftliche Individualisierung bedeutet auch religiöse, theologische und kirchliche Individualisierung – und umgekehrt. Doch ist damit ein kontinuierlicher Prozess gemeint? Sind nicht eher Epochenschübe anzunehmen, und was genau geschah unter diesem Aspekt im 19./20. Jahrhundert? Wie kreativ oder destruktiv waren hier die Individualisierungsprozesse und ihnen korrespondierend vielleicht neue Kollektive? Wie und warum haben die konfessionellen Dogmatiken unterschiedlich reagiert? Haben sie überhaupt

selbständig agieren können, und was bedeutet die inzwischen geradezu neben den Dogmatiken sich ausbreitende Intensität von Religionstheorie und religiösem Interesse innerhalb wie außerhalb der Kirchen?

Religionsphilosophisch und fundamentaltheologisch gesehen ist seit dem 19. Jahrhundert, genauer: seit dem deutschen Idealismus die Philosophie/Theologie der Subjektivität zu einem progressiven Denkmodell avanciert. Das haben die Beiträge von E. Gräb-Schmidt, G. Essen und D. Korsch ausführlich analysiert. Im Gefolge des wachsenden Kontingenzbewusstseins reagieren die nach-idealistischen Christentumsapologien, zum Teil schon bei Schleiermacher (Gräb-Schmidt), dann jedenfalls bei Kierkegaard (H. Schulz). In der katholischen Dogmatik ist es vor allem die Tübinger Schule des 19. Jahrhunderts, in der sich entsprechende Reaktionen nachzeichnen lassen, wenn diese auch von der Antimodernismusproblematik überlagert erscheinen (G. Essen); im 20. Jahrhundert sind es die Reformimpulse zumal der französischen Theologie, etwa durch H. de Lubac, die neue Orientierungen der Dogmatik versprechen (S. Wiedenhofer). Wie aber steht es um die Umsetzungsmöglichkeiten oder das Wechselverhältnis zwischen akademischer Theologie und den Frömmigkeitstraditionen in den Kirchen bzw. im kirchendistanzierten Christentum? Das moderne Wissenschaftsbewusstsein prägt auch die Intensität der Subjekterfahrung und damit eine personalistische Gegenbewegung: im 19. Jahrhundert exemplarisch bei W. Herrmann (D. Korsch), im 20. Jahrhundert bei K. Rahner (K. Wenzel) und D. Bonhoeffer (K. Busch Nielsen). Doch der Sensibilität für Individualisierung entspricht auch der Rückgang bzw. die Neuentdeckung von (problematischen) Ganzheiten und Gemeinschaften (M. Moxter), zumal in der Perspektive von Ekklesiologie und Eschatologie (W. Jeanrond).

Die Tagungsbeiträge sind im Mai 2012 erschienen als Band 63 der Reihe »Religion in Philosophy and Theology« (Tübingen: Mohr Siebeck), herausgegeben von H. Deuser und S. Wendel.

Hermann Deuser (Fellow, seit 2008). Die Fragestellungen der Tagung gehören in den Rahmen des Projekts »Veränderungen der theologischen Dogmatik in der Religionsentwicklung der Moderne«. Die europäische Moderne um 1800 lebt bereits von dem etablierten Motiv der Entscheidung gegen eine *via antiqua* und für eine wissenschaftlich besser begründete *via moderna*; Renaissance, Humanismus und Reformation hatten dazu ihre spezifischen Beiträge geleistet. Neu aber ist jetzt im 18. und 19. Jahrhundert die universale Instanz vernünftiger, empirischer, überprüfbarer Begründungen in den Wissenschaften wie im Blick auf Institutionen der Gesellschaft. Für Kirche und Theologie bedeutet dies bis heute die Herausforderung, diesem Forum zu entsprechen – oder aus guten Gründen und aufgrund der Dialektik der Aufklärung auch zu widersprechen. Es sind diese Linien von Tradition, Moderne und Gegenwart, denen weiter nachgegangen werden soll. Deshalb gilt die weitere Forschungsarbeit der Präzisierung des Verständnisses von »Individualisierung« durch den Begriff des »Selbst« als Brennpunkt der Ablöse-

und Veränderungsprozesse bezüglich Seelenlehre und Subjektivitätstheorie in der Moderne (vgl. Deuser, *Religionsphilosophie*, §18.1). Hierzu werden zwei unterschiedliche, aber korrespondierende Wege eingeschlagen: Gefragt wird zum einen nach der (1) Anthropologie des Selbst (vgl. hierzu die Kierkegaardforschung im Rahmen der Kierkegaard-Forschungsstelle am Max-Weber-Kolleg und das Kierkegaard-Dissertationsprojekt zur »Innerlichkeit« von Matthias Engmann): der anthropologische Strukturbegriff der Relationalität und die gesellschaftliche Resonanz der individuellen Religiosität (vgl. hierzu die Tagungsplanung, gemeinsam mit Magnus Schlette und Markus Kleinert: *Metamorphosen des Heiligen. Vergemeinschaftung durch Sakralisierung der Kunst*, November 2012). Untersucht wird zum anderen die (2) Kosmologie des Selbst: weltbildliche Rahmenbedingung (Ch. Taylors These bezüglich Säkularität) in der naturwissenschaftlichen Moderne, Fraglichkeit der Schöpfungstheologie, Vermittlungsleistung des Pragmatismus vor allem in C.S. Peirces Relationsbegriff (des Selbst) und seiner »evolutionären Metaphysik«.

Michael Moxter (Fellow, 4–7/2011). Das Projekt von Michael Moxter zur »Kulturtheologie des Rechts« konnte während des viermonatigen Aufenthalts in der Kolleg-Forschergruppe um ein Kapitel zum Rechtspositivismus erweitert werden, der theologisch in der Regel unterschätzt und mit unzureichenden Mitteln kritisiert wird, aber in der von Kelsen vertretenen sinntheoretischen Zuspitzung strukturelle Affinitäten zu einem reflektierten Selbstverständnis des Protestantismus aufweist. Es gehört zur Deutungsformel des positiven Rechts, niemals nur Normsetzung, sondern immer auch Verfahrensgebung zu sein. Weil die Differenz von Rechtsnormen und Rechtsprinzipien hervortritt, sobald auf diesen Sachverhalt reflektiert wird, stellen sich der Rechtswissenschaft wie der evangelischen Theologie Aufgaben einer systematischen Hermeneutik. Eine kleine Studie zum Religionsbegriff im Horizont kulturphilosophischer Perspektiven ist ebenfalls in Erfurt entstanden, begleitet von intensiven Gesprächen mit den Fellows Thomas M. Schmidt und Hermann Deuser, mit denen weitere gemeinsame Projekte verabredet und vorbereitet zu haben ein produktiver Nebeneffekt der konzentrierten Zeit in Erfurt gewesen ist.

Thomas M. Schmidt (Fellow, 4/2011–9/2012). Das Forschungsprojekt »Subjektive Glaubensgewissheit und intersubjektive Rechtfertigung. Zum normativen und epistemischen Status religiöser Überzeugungen unter postsäkularen Bedingungen« geht von der Annahme aus, dass die Frage nach dem Status religiöser Überzeugungen in modernen pluralistischen Gesellschaften eine erkenntnistheoretische Dimension besitzt. Im Kern geht es um die Frage, wie sich subjektive Glaubensgewissheit mit intersubjektiven Verfahren der epistemischen Rechtfertigung und der Normenbegründung in Einklang bringen lässt. Eine vollständige Antwort auf diese Frage lässt sich aber auf dem Gebiet der theoretischen Philosophie allein nicht formulieren. Bereits innerhalb der Philosophie ver-

schränken sich angesichts der Frage nach dem Verhältnis von individueller Glaubensgewissheit und intersubjektiver Rechtfertigung die Perspektiven der Erkenntnis- und Rationalitätstheorie mit denen der politischen Philosophie und der Religionsphilosophie. Es müssen normative Prinzipien formuliert werden, die religiösen wie säkularen Bürgern einleuchten können. Rawls zufolge können die Gründe für eine solche gemeinsame Zustimmung zu einer allgemeinverbindlichen Rechtsordnung bei den verschiedenen ethischen und religiösen Gruppen ganz unterschiedlich beschaffen sein. Entscheidend ist, dass sich ihre Perspektiven in dem Fluchtpunkt einer allgemeinen politischen Konzeption der Gerechtigkeit treffen. Der moralische Wahrheitsanspruch, der mit bestimmten politischen Optionen verbunden ist, bleibt hingegen vollkommen in religiöse und metaphysische Weltbilder eingebettet, die selbst nicht mehr durch öffentlichen Vernunftgebrauch gerechtfertigt werden können. Daher ist ein philosophisches Konzept erforderlich, das zeigen kann, warum religiöse Bürger in bestimmten politischen und rechtlichen Fragen verpflichtet sind, ihre Überzeugungen so zu rechtfertigen, dass sie im Licht allgemeiner vernünftiger Gründe beurteilt werden können. Zugleich muss diese rationale Begründungspflicht epistemologisch so ausgestaltet sein, dass die religiöse Person nicht befürchten muss, dass ihr das Recht auf eine religiös integrierte Existenz bestritten wird.

Vom 16. bis 17. April 2012 wurde gemeinsam mit Jörg Rüpke eine Werkstatt zu dem in Frankfurt bearbeiteten Handbuch »Säkularisierung« veranstaltet; Beiträge Frankfurter Autor/inn/en wurden von diesen vorgestellt und von Mitgliedern der Kolleg-Forschergruppe kommentiert oder durch selbständige Beiträge religionshistorisch bereichert.

Matthias Engmann (Doktorand, seit 10/2011). Innerlichkeit ist ein zentrales Motiv Kierkegaardscher Philosophie, in dem im umfassendsten als auch konkretesten Sinne das Verhältnis des Menschen zu sich selbst als auch das Verhältnis zu Gott seinen Ausdruck findet. Ziel meines Dissertationsprojekts »Konzeption der Innerlichkeit des frühen und mittleren Kierkegaard mit besonderer Berücksichtigung der *Erbaulichen Reden* von 1843 bis 1847« soll es sein, die Argumentationsstrukturen, systematischen Voraussetzungen, hermeneutischen Konstituenten, Erscheinungsweisen, Vermittlungsstrategien und die Bedeutung der Innerlichkeit innerhalb des Kierkegaardschen Frühwerks, vor allem in den *Erbaulichen Reden*, zu analysieren. Innerlichkeit gestaltet sich bei Kierkegaard als eine philosophisch-theologische Konstruktion, die, gerade weil sie das gesamte Œuvre des Dänen durchzieht, verschiedenste Ausformungen erfährt. So bedeutet Innerlichkeit bei Kierkegaard nicht nur – wenn auch vorrangig – ein Verharren des Individuums in Immanenz, sondern auch das Heraustreten aus sich selbst, um ethisch zu handeln. Es geht nicht nur um eine subjektimmanente Individuation, sondern auch um Lebensgestaltung. Dass die Innerlichkeit bisher in expliziter Weise nur wenig verhandelt wurde, lag unter anderem an der kaum vorhandenen Auseinandersetzung mit den *Erbaulichen Reden*. Doch gerade in diesen homiletischen Schriften, neben der »Unwissenschaftlichen Nachschrift«, kommt die Innerlichkeit in aller Reflektiertheit zum Vorschein. Da der

Schwerpunkt meiner Arbeit auf dem Philosophischen liegt, ist eine Abhandlung über die *Erbaulichen Reden*, im Gegensatz zu den späten genuin christlichen Reden und Schriften (ab 1847), besonders lohnenswert. So wird in den *Erbaulichen Reden* anhand des Mensch-Welt-Verhältnisses nach den ontologischen und anthropologischen Konstituenten des Menschseins gefragt, hinter denen ein Grund für alle Menschen waltet: Gott. Innerlichkeit gestaltet sich als das Wesensmerkmal, das alle Menschen eint. Die *Erbaulichen Reden* sind daher nicht nur philosophisch-theologische Abhandlungen, die Kierkegaard als Denker, der vom Religiösen her denkt, charakterisieren, sondern auch Schriften, die das Allgemein-Menschliche in den Blick nehmen. Das Konzept der Innerlichkeit hat in der philosophischen und theologischen Ideengeschichte vielfach Ausprägung erfahren. Die Kierkegaardsche Innerlichkeit ist Ausdruck von Streben, Scheitern und Hoffen und umspannt des Menschen Situation als weltzugehöriges Wesen, wie sie seit Platon in der Philosophie betrachtet wird.

2.3.10 Religiöse Individualisierung und Modernisierung in Europa und Indien – Rekonzeptualisierungen und Perspektivierungen

(Verantwortliche: Hans Joas und Martin Fuchs]

In diesem Arbeitsfeld geht es einerseits um den Individualisierungsschub in den 1960er Jahren im westlichen Raum und seine Bedeutung für die Religionsentwicklung. Besonders instruktiv ist in dieser Hinsicht der europäisch-amerikanische Vergleich. Während in den meisten europäischen Gesellschaften die explosionsartige Verbreitung expressiv-individualistischer Wertorientierungen in dieser Zeit säkularisierende Konsequenzen hatte – insbesondere auch in Hinsicht auf Frauen, die vorher oft Widerstand gegen säkularistische Tendenzen von Männern geleistet hatten –, verändern ähnliche Individualisierungsprozesse in den USA eher die Struktur der Religionsgemeinschaften und das Verhältnis der Individuen zu diesen (vgl. die Forschungen Paul Lichtermans im Sommersemester 2009, siehe unten). Es entsteht auch eine Sakralisierung des Körpers und der Erotik sowie eine verstärkte Rezeption (wie immer missverstandener) ost- und südasiatischer Religionen. In Anlehnung an die vorbildlichen Forschungen Hugh McLeods konnte hier noch Neuland erschlossen werden.

Über den europäisch-amerikanischen Vergleich hinaus sollte andererseits am Beispiel Indiens untersucht werden, wie eine traditionell pluralistische religiöse Landschaft im Rahmen kolonialer Herrschaft und der Formierung neuer Öffentlichkeiten im 19., 20. und frühen 21. Jahrhundert Spielräume religiöser Individualisierung veränderte (einschränkte, verlagerte oder erweiterte). Insbesondere soll/te der Verbindung von Traditionen religiöser Individualisierung und neuen Formen emanzipativer sozialer Bewegungen nachgegangen werden.

Diese Themen wurden neben den Einzelprojekten im Rahmen von zwei Konferenzen – einer zu Prozessen religiöser Individualisierung in Europa und einer zu Prozessen der Neupositionierung indischer Religionen – bearbeitet.

Die erste **Konferenz** fand zum Thema »**Secularization or Religious Change? The 1960s as a Turning Point in the History of Religion – On Hugh McLeod's *The Religious Crisis of the 1960s***« vom 9. bis 10. Juni 2011 am Max-Weber-Kolleg unter Leitung von Hans Joas und Andreas Pettenkofer statt. Die Frage, wie der Prozess der Säkularisierung – des öffentlichen Bedeutungsverlusts von Religion und der Lockerung je individueller Bindungen an Kirchen – zu erklären ist, bleibt ein zentrales Problem der Religionsgeschichte und der neueren Geschichte überhaupt. Für eine Bearbeitung dieser Frage ist entscheidend, dass Säkularisierung, anders als lange angenommen, kein kontinuierlicher Prozess ist. Vielmehr lassen sich zeitlich klar abgegrenzte Schübe der Säkularisierung benennen: ein erster Schub von 1791 bis etwa 1803, der seinen Ausgangspunkt in der Französischen Revolution hat; ein zweiter, der in der Folge der Industrialisierungs- und Urbanisierungsprozesse im Europa des 19. Jahrhunderts auftritt; und ein dritter, der sich – in Westeuropa – in den Jahren 1969–73 vollzieht. Jeder Versuch, Säkularisierung zu erklären, muss bei diesen Schüben ansetzen. Anders als die ersten beiden ist der dritte Säkularisierungsschub noch wenig erforscht.

Hugh McLeod (Birmingham), einer der international führenden Religionshistoriker, hat dazu ein Buch über *The Religious Crisis of the 1960s* vorgelegt (Oxford University Press 2007). Die Leistung des Buchs liegt zunächst darin, die Vielzahl der hier wirksamen Teilursachen zu benennen und einen Vorschlag zur Integration ganz unterschiedlicher Erklärungsvorschläge zu entwickeln, die in der religionshistorischen Diskussion kursieren. McLeod vertritt aber auch eine starke eigene These: Er versucht zu zeigen, dass die unter dem Stichwort »Säkularisierung« diskutierten Phänomene weithin auf interne Dynamiken der religiösen Sphäre zurückzuführen sind, statt auf eine Überwältigung dieser Sphäre durch äußere Einflüsse. Diese Perspektive lässt McLeod den Prozess, der anderen Beobachtern als schlichter Niedergang des Religiösen erscheint, stärker als religiösen Wandel begreifen; darum sieht er hier – so könnte man sagen – nicht nur Individualisierungsprozesse, die eine Herauslösung aus der religiösen Sphäre bedeuten, sondern auch Prozesse einer religiösen Individualisierung. Allerdings wird bei der Lektüre des Buchs Klärungsbedarf deutlich: McLeod begrenzt seine Darstellung weitgehend auf England, die USA sowie Frankreich. Unter den europäischen Ländern kommen die Niederlande und Deutschland kaum vor; fast vollständig ausgeblendet werden nicht nur die realsozialistischen Staaten, sondern auch Irland und Italien, die für eine Säkularisierungsthese wichtige abweichende Fälle bilden könnten. Da es McLeod um die Erklärung eines essentiell transnationalen Prozesses geht, wirft sein Buch die Frage auf, wie sich seine Argumente an diesen nicht berücksichtigten Fällen bewähren und welche Differenzierungen seines Erklärungsansatzes durch diese Fälle nahegelegt werden.

Im Rahmen der Tagung wurden unter anderem detailreich fünf nationale Fälle betrachtet, die in McLeods Buch nur am Rande erwähnt werden: Andrea Maccarini (Padua) argumentierte, dass Italien aus der Perspektive einer Säkularisierungstheorie als Sonderfall betrachtet werden sollte. Louise Fuller (Maynooth) zeigte, dass sich in diesem Zeitraum selbst in Irland eine Entwicklung zum »À-la-carte-Katholizismus« beobachten lässt. James Kennedy (Amsterdam) zeigte für die Niederlande und Carl Reinhold Bråkenhielm (Uppsala) für Schweden, dass auch die Entwicklung der oft als hochsäkularisiert geltenden Staaten ambivalenter war, als sie zunächst erscheinen kann. Zum Abschluss nahm sich Hugh McLeod ausgiebig Zeit, um auf die Vorträge einzugehen und einzelne Aspekte zu kommentieren. Die wichtigsten Beiträge werden ergänzt um eine Einleitung von Hans Joas und Andreas Pettenkofer und eine Replik von Hugh McLeod im *Journal of Religion in Europe* in einer Sonderausgabe publiziert werden.

Bezüge zur Säkularisierungsdebatte, diesmal mit Blick auf Indien, ergaben sich auch auf der **Konferenz »Modernity, Diversity and the Public Sphere. Negotiating Religious Identities in the 18th–20th Century India«**, die vom 23. bis 25. September 2010, organisiert von Vasudha Dalmia (University of California, Berkeley) und Martin Fuchs, stattfand. Die Konferenz vereinte ausgewiesene Spezialisten aus den Sozial-, Religions-, Geschichts- und Literaturwissenschaften, der Indologie, der Islamwissenschaft und der Evangelischen Theologie aus Westeuropa, Indien und Nordamerika, die sich in ihren Forschungen mit dem breiten Spektrum an religiösen Strömungen auf dem indischen Subkontinent seit dem 17. Jahrhundert, schwerpunktmäßig mit der Zeit des späten 18. bis Mitte des 20. Jahrhunderts, befassen. Zu diesen Strömungen zählen unterschiedliche Formationen des Hinduismus, Islam, Buddhismus, Sikhismus und des Christentums. Die Konferenz ist Teil eines auf einen längeren Zeitraum hin angelegten Arbeitszusammenhangs, der die Veränderungen der religiösen Landschaft auf dem indischen Subkontinent seit der Mogul-Zeit bis in die nachkoloniale Epoche als multifaktoriellen Prozess erörtert und ein breites Spektrum an Akteuren und Subjektpositionen einzubeziehen sucht. Zunächst ging es darum, die noch immer weitgehend getrennt verlaufende Erforschung der einzelnen religiösen Traditionen in ein intensiveres Gespräch zu bringen, vor allem durch die Entwicklung eines gemeinsamen Problembewusstseins. Nur auf diesem Wege erscheint es möglich, das soziale, politische wie geistige Bezugsfeld der verschiedenen religiösen Akteure und ihrer sehr unterschiedlichen Praktiken, Strategien und Entwürfe zu erschließen, die einzelnen Bewegungen sinnvoll zu vergleichen sowie die Interaktionen untereinander wie auch mit den verschiedenen Öffentlichkeiten und einzelnen staatlichen Organen zu durchleuchten. Nach einer Phase der Forschung, in der die kolonialen Eingriffe im Mittelpunkt gestanden hatten – Eingriffe, die auch die in Indien zur Geltung kommenden religiösen und sozialen Koordinaten betrafen –, hat es sich als dringend erwiesen, den Dynamiken innerhalb der indischen Gesellschaft selbst und der Rolle der unterschiedlich positionierten religiösen Akteure in neuer Weise Rechnung zu tragen. Damit soll die Bedeutung des kolonialen Eingriffs nicht heruntergespielt, sondern

kontextualisiert und in ein neues Licht gerückt werden. Erst vor diesem Hintergrund lassen sich sowohl neue Formen wie auch die Kontinuitäten alter Formen religiöser Individualisierung in Indien angemessen verstehen.

Den Teilnehmern der Konferenz erschien es insbesondere wichtig, die religiösen Monolithen – Hinduismus, Islam etc. – aufzubrechen und im Einzelnen aufzufächern und dadurch den sehr verschiedenen religiösen (und oft gleichzeitig gesellschaftspolitischen) Initiativen, Projekten und Konzepten besser gerecht zu werden. Die Konferenz war bewusst auf intensive Diskussion hin ausgelegt. Zu den wichtigen, manchmal kontrovers diskutierten Punkten gehörten die Frage der Beziehung von (dogmatischen) Texten und religiösen Praktiken; das Phänomen multipler religiöser Zugehörigkeit und die unterschiedlichen Modalitäten von Inklusion und Exklusion; die neue Relevanz ethischer Gesichtspunkte; Änderungen im Rollenverständnis von *samnayasins* (renouncer); institutionelle Veränderungen in den einzelnen religiösen Traditionen; die Motive und Dynamiken von Konversion; und die Diskussion um die Idee einer »frühen Moderne«. Den Reaktionen aller Teilnehmer/innen nach zu urteilen, wurde die Konferenz als ausgesprochen fruchtbar und nachhaltig empfunden. Eine thematisch fokussierte Publikation der Konferenzergebnisse erscheint bei Oxford University Press (New Delhi) unter dem Titel *Religious Interactions in Modern India*; eine Fortführung der Diskussionen in ähnlichem Format ist beabsichtigt.

Hans Joas (Sprecher, 7/2008–9/2013). Das monographische Projekt von Hans Joas beschäftigt sich mit einer soziologischen Analyse der Grundstrukturen von Religion unter Bedingungen hoher Kontingenz und gestiegenen Kontingenzbewusstseins. Als hohe Kontingenz wird dabei eine Zunahme individueller Handlungsoptionen bezeichnet (etwa in der räumlichen Mobilität, aber auch bei der Entscheidung für Liebespartner oder Weltanschauungen/Religionen). Die Zunahme solcher Optionen macht keineswegs die Ausbildung fester Bindungen unmöglich; sie verändert allerdings den Charakter dieser Bindungen in Richtung Prozeduralisierung, Wertegeneralisierung und funktional erforderlicher Empathie (vgl. dazu Hans Joas, *Braucht der Mensch Religion?*, Freiburg 2004). Die Steigerung des Kontingenzbewusstseins äußert sich im generellen Glaubwürdigkeitsverlust teleologischer und evolutionistischer Geschichtsvorstellungen. Speziell auf dem Gebiet der Religion zeigt sie sich im gleichzeitigen »Tod« der These, Modernisierung führe notwendig zur Säkularisierung, wie der Befürchtung, unter radikal säkularisierten Bedingungen sei keinerlei moralisches Handeln stabilisierbar.

Die inzwischen abgeschlossene Monographie verfolgt über den religionsdiagnostischen Zweck hinaus die eher sozialwissenschaftlich-theoretische Absicht, problematische Vorstellungen von »Modernisierung« und »Moderne« in Frage zu stellen und die alternative Konzeption einer kontingenzsensibleren Theorie sozialen Wandels in ihren Grundzügen zu erleichtern.

Das im Juni 2012 bei Herder in Freiburg erschienene Buch *Glaube als Option. Zukunftsmöglichkeiten des Christentums* besteht aus zehn Kapiteln: In den ersten beiden Kapiteln wird den beiden Fragen genauer nachgegangen, ob Modernisierung denn notwendig zur Säkularisierung und ob Säkularisierung zwingend zu Moralverfall führe. Das dritte Kapitel skizziert eine zur sogenannten Säkularisierungstheorie alternative Erklärung tatsächlicher Säkularisierungsprozesse. In dieser Skizze sollte schon deutlich werden, wie unzureichend die Begriffe »Moderne« und »Modernisierung« sind, wenn es um ein Verständnis der religiösen Lage der Gegenwart geht. Im vierten Kapitel wird gezeigt, wie ein spezifisches Selbstverständnis des Protestantismus – nicht also das protestantische Christentum schlechthin – aus einer Sicht der Reformation und ihrer Wirkungen als Fortschritt heraus eine Denkstruktur entwickelte, die für die Vorstellungen über Modernisierung höchst folgenreich wurde. Aus den oft unbemerkt bleibenden Zwängen des Vokabulars von »Modernisierung« führt nur ein Weg heraus, der Prozesse sozialen Wandels in einer alternativen, kontingenzbewussteren Weise beschreibt. Dazu machen die beiden folgenden Kapitel einen Versuch, vor allem das fünfte Kapitel, welches das variable Verhältnis der angeblich eng miteinander verkoppelten Dimensionen von Modernisierung aufzuweisen unternimmt. Darüber hinaus geht es dort und im sechsten Kapitel um die möglichen und die beobachtbaren Folgen der Vermehrung von Handlungsoptionen für individuelle Orientierung, auch auf dem Gebiet der Religion. In den Kapiteln sieben und acht geht es dann um zwei Probleme, die sich in der öffentlichen Diskussion über Religion heute unweigerlich stellen: die Chancen und Probleme interreligiöser Verständigung und die angeblich oder wirklich gewaltfördernde Rolle religiöser Überzeugungen. In den Kapiteln neun und zehn wird dann der Blick in die Zukunft des Christentums (nicht die aller Religionen) gerichtet, zunächst eher im soziologischen Sinn, also bezüglich voraussagbarer Trends der Entwicklung, dann im Sinn einer nicht an eine bestimmte wissenschaftliche Disziplin gebundenen Identifikation der intellektuellen Herausforderungen, denen sich ein in der Gegenwart »satisfaktionsfähiges« Christentum gegenüber sieht.

Obwohl dieses Buch auf Gegenwart (und Zukunft) zielt, ist die methodische Perspektive, aus der es verfasst wurde, von einer Kombination historistischer und pragmatistischer Annahmen gekennzeichnet. Gerade weil sich die genannten Geschichtsphilosophien erschöpft haben, hilft nur eine geschichtliche Analyse der Entstehung der Gegenwart weiter. Mit der Überwindung unhaltbarer Begriffe von »Moderne« verschwindet die Möglichkeit der Beschränkung auf diese und des Ausschlusses angeblich vormoderner Formen. Das Buchprojekt ist deshalb zwar in seinem Gegenstand nicht historisch, aber in seinem methodischen Zugriff sehr wohl.

Martin Fuchs (Professur für indische Religionsgeschichte, seit 11/2009). Das Projekt »Individualisierung im innerzivilisatorischen Dialog. Antihierarchische Individualisierungsprojekte in Indien« möchte die Rolle von Traditionen religiöser Individualisierung in

Indien im 19. und 20. Jahrhundert untersuchen. Dies geschieht vor dem Hintergrund einer notwendigen Neuevaluation der Modernisierungstheoreme, hier mit Blick auf die koloniale Moderne. Es sollen Kontinuitäten mit älteren, vorkolonialen kulturellen und zivilisatorischen Interpretations- und Handlungsmustern herausgearbeitet und gleichzeitig die Dynamiken der Rekonfiguration von Individualität und Sozialität unter Bedingungen kolonialer wie postkolonialer Moderne untersucht werden. Indische Religionen wurden im 19. Jahrhundert in einen neuen Bezug zur Gesellschaft gestellt: als gestaltende Kräfte neuer sozialer Beziehungen. Sie agierten dabei in einem Spannungsverhältnis mit kolonialen Strukturen und Diskursen und standen im Wettbewerb mit säkular-rationalistischen indischen Strömungen wie auch in Konkurrenz untereinander. Besonders aktiv waren die sogenannten sozio-religiösen Reformbewegungen, die primär die städtischen Mittelklassen und Angehörige höherer Statusgruppen ansprachen. In der Forschung standen diese bisher im Vordergrund. Davon weitgehend getrennt agierten religiöse Reform-, Protest- und Selbstbehauptungsbewegungen, die von Angehörigen der unteren Kasten und unterprivilegierten Gruppen getragen wurden. Diese rückten erst in den letzten Jahrzehnten verstärkt ins Licht der Forschung. Nicht alle Motive für religiöse Selbstbesinnung und Neubestimmung wie auch die verschiedenen Versuche, zurückzukehren zu dem, was als »orthodox« gelten konnte, sind auf die kolonial-christliche Herausforderung allein zurückzuführen, es finden sich ebenso »interne« Beweggründe. Es ging nicht nur darum, sich im kolonialen Kontext und in der kolonialen Moderne neu zu formieren, neue Stärke gegen äußere Kräfte aufzubauen und die eigenen Traditionen gegen christliche und koloniale Kritik zu verteidigen und so wieder Subjekt der eigenen Geschichte zu werden. Es ging ebenfalls darum, sich im innerzivilisatorischen Dialog zu behaupten und für das eigene Konzept von Sozialität und Individualität zu kämpfen.

Die Erforschung der sozialetischen und teilweise sozialkritischen religiösen Strömungen der breiteren sozialen Schichten, die erst mit großer Verspätung in den letzten Jahren richtig einsetzte, hat immer neue Belege für die historische Kontinuität einer indischen Suche nach Respekt, Gleichheit und Menschenwürde erbracht. Die soziale Resonanz einerseits, andererseits die gesellschaftliche Wirkungsmacht dieser egalitären Alternativen waren jedoch in früheren Epochen anders konfiguriert als im 19. und 20. Jahrhundert. Formen starker individueller Religiosität finden sich heute – bis in die Gruppe der städtischen Armen hinein – Seite an Seite mit den politischen und ethnizistischen kollektiven religiösen Bewegungen. Ziel dieses Projektes ist es, zum einen die Veränderung der Begriffe von Individuum und Gesellschaft/Gemeinschaft sowie ihrer Beziehung innerhalb signifikanter Religionen in Indien zu verfolgen, zum anderen die Kontinuitäten und Brüche mit früheren religiösen Strömungen herauszuarbeiten. Das Projekt hat einen allgemeinen und einen spezifischen Aspekt.

Auf spezieller Ebene soll es auf die religiösen Projekte der Humanitätsfindung (*manuski*) auf Seiten unterer Kasten und anderer unterprivilegierter Schichten in Indien fokussieren. Auf allgemeiner Ebene soll es einen Beitrag zur Analyse der religiösen Dy-

namik in der indischen Moderne leisten und mit dazu beitragen, das Weiterwirken kulturspezifischer interpretativer und interaktiver Mechanismen zu verstehen. Die allgemeine Ebene setzt den Rahmen für die speziellere Betrachtung. Das Projekt möchte nicht nur die Auseinandersetzung mit »der« (kolonialen) Moderne durch einen Akzent auf kultur- und zivilisationsspezifische Dimensionen und Ausformungen der Moderne ergänzen und relativieren, sondern gleichzeitig dazu beitragen, die Aufspaltung von religiösen Bewegungen und Entwicklungen in Indien/Südasiens in segmentierte Forschungsbereiche zu überwinden. Dabei gilt es, die Lücke zwischen der prominenten textwissenschaftlichen Forschung (Indologie, *comparative literature*, *history of ideas*) und den klassisch-strukturtheoretischen sozialwissenschaftlichen Ansätzen mit ihrem Akzent auf Klasse und Kaste, die einen weitgehend starren, wenn nicht reduktionistischen Rahmen geschaffen haben, zu explorieren und langfristig zu schließen und die soziale Religionsgeschichte in ein interaktives, prozessuales Konzept zu überführen. Eine spezielle Frage für die hier konzipierte Forschung ist der Zusammenhang von religiösem Universalismus und Individualismus als Element alltäglicher Diskurse.

Im Zentrum stand bisher eine pragmatistisch-sozialphänomenologische Analyse von religiösen Konzeptionen des Selbst und seiner inter- wie transsubjektiven Relationen, die Methoden historischer Anthropologie mit einbezieht. Bearbeitet wurden insbesondere Muster der Selbst-Erfahrung in verschiedenen Strömungen der *bhakti* (persönlicher Hinwendung zu Gott). Die These ist, dass es solche Individualisierungs- und darauf gründende Sozialisierungsmuster waren, die es gerade den Menschen, die gravierende Erniedrigung erfahren hatten, ermöglichten, den Kampf gegen die sie erdrückenden Bedingungen und für soziale Anerkennung aufzunehmen. Die Arbeit an diesem Projekt wird fortgeführt.

Paul Lichterman (Fellow, 6/2009). Vom 2. bis 19. Juni 2009 war Paul Lichterman von der University of Southern California als Gastwissenschaftler in der Kolleg-Forschergruppe tätig. Er hat hier ein Projekt bearbeitet, in dem es um die Frage des sozialen Kapitals geht – ein Begriff, der von Robert Putnam auf der Basis von quantitativen empirischen Untersuchungen (zunächst in Italien, dann in den USA) in die Diskussion gebracht wurde. Putnam hatte eine Abnahme der Beteiligung von Bürgern in freiwilligen Vereinigungen festgestellt und daraus auf eine Erosion des bürgerschaftlichen Engagements und der Demokratie in Amerika geschlossen. Putnam vertritt demnach eine Individualisierungsthese, die mit Modernisierungsprozessen einhergeht und moderne Gesellschaften – inklusive ihre religiösen Organisationen – gefährdet. Lichterman hat ebenfalls das Engagement in Organisationen untersucht, allerdings nicht quantitativ, wie dies Putnam getan hat, sondern qualitativ durch teilnehmende Beobachtungen in einer Fülle von Organisationen und Vereinigungen religiöser Prägung in den USA. Dabei kommt er zu sehr differenzierten Ergebnissen bezüglich der Individualisierungsprozesse in religiösen Organisationen. Von zentraler Bedeutung sind die habitualisierten Gruppenstile, die sich in den

Organisationen entwickeln. Sie sind entscheidend dafür, ob soziale Bindungskräfte und Vertrauen, die Demokratien benötigen, entstehen oder nicht. Aus dem Aufenthalt ergab sich eine fortgesetzte Kooperation mit Jörg Rüpke, um Fragen von sozialem Kapital und »group styles« komparativ für die Antike und Gegenwart zu bearbeiten.

Antonius Liedhegener (Fellow, 9/2011–2/2012). Spätestens seit den Ereignissen des Jahres 2001 hat das Verhältnis von Politik und Religion eine enorme Revitalisierung erlebt. Dies hat sich national wie international in breiten öffentlichen Debatten und einer Wiederkehr der Religionspolitik auch in demokratischen Staaten sowie in der Folge in vielen, mittlerweile rasch anwachsenden wissenschaftlichen Aktivitäten niedergeschlagen. Beispielhaft sei hier an einige Schlüsselereignisse und Entwicklungen erinnert: Vor allem durch die islamistischen Terroranschläge in den USA sind Fragen nach der Friedfertigkeit oder Gewalttätigkeit von Religionen ins Zentrum des öffentlichen Interesses gerückt. Zahlreiche Hinweise auf eine tatsächliche oder vermeintliche Wiederkehr der Religionen bzw. des Religiösen rund um den Globus haben das über Jahrzehnte dominierende Bild vom allmählichen Verschwinden der Religion aus Politik und Gesellschaft – im Sinne eines mehr oder weniger linearen Säkularisierungsprozesses – nachhaltig in Frage gestellt. Im europäischen Kontext belegen etwa die lebhaften Kontroversen um einen Gottesbezug bzw. eine Berücksichtigung des Christentums in einer Europäischen Verfassung und die quer durch Europa auszumachenden Auseinandersetzungen islamischer Glaubensgemeinschaften die immer noch bestehende bzw. wieder stärker hervortretende Konflikthaftigkeit des Verhältnisses zwischen Politik und Religion und insbesondere zwischen Staat und Kirchen bzw. Religionsgemeinschaften. Diese mit der religiösen Pluralisierung einhergehende neue Konflikthaftigkeit von Religion hat in Ländern wie der Bundesrepublik Deutschland, Frankreich oder der Schweiz Formen einer neuen Religionspolitik hervorgebracht, in der Religion Gegenstand parlamentarischer Mehrheitsentscheidungen und damit zunehmend auch des politischen Wettbewerbs der Parteien und der organisierten Interessen wird. Fragen nach der Zukunft der Religionsfreiheit und damit nach einem Fundament verfassungsstaatlicher Demokratien stellen sich neu und dringlich.

Das Buch *Politik und Religion. Eine politikwissenschaftliche Einführung mit transdisziplinärer Ausrichtung*, an dem ich durch die Fellowship am Max-Weber-Kolleg dankenswerterweise konzentriert arbeiten konnte, wird für den deutschsprachigen Raum erstmals eine den Stand der geistes- und sozialwissenschaftlichen Forschung reflektierende Überblicksdarstellung der vielfältigen Beziehungen zwischen Politik und Religion in der jüngeren Vergangenheit und Gegenwart liefern. Entsprechend dem Konzept der vom Schöningh-Verlag veröffentlichten Reihe »Studienschwerpunkt Politikwissenschaft«, das auf die Kooperation von Wissenschaftler/inne/n in monographischen Studien setzt, entsteht das Werk in Zusammenarbeit mit dem Leipziger Politikwissenschaftler und Religionssoziologen Gert Pickel. Unser Buch wird zuerst die grundlegenden theoretischen

Überlegungen und Konzepte, die zentralen Begriffe sowie die aktuellen politikwissenschaftlichen Ansätze zur Analyse und Bestimmung des Verhältnisses zwischen Politik und Religion darlegen. In Abgrenzung zum Konzept einer eigenständigen »Religionspolitologie« wird der Ansatz vertreten, Religion als eine Querschnittsaufgabe politikwissenschaftlicher Analyse aufzufassen, die alle klassischen Teilbereiche der Politikwissenschaft betrifft und in einer transdisziplinären Ausrichtung auch die Erkenntnisse von Nachbar-disziplinen wie der Religionswissenschaft, den Theologien und der Religionssoziologie einschließen muss. Die Integration dieser Ansätze und Kenntnisse soll auf der Basis eines erweiterten strukturell-funktionalen Politikmodells geleistet werden, das auf den grundlegenden Arbeiten von David Easton und Gabriel Almond aufbaut. Um diesen Ansatz verständlich zu machen und ihn in verschiedene kulturelle Kontexte einordnen zu können, werden die wichtigsten historischen Stationen und Weichenstellungen des Verhältnisses von Politik und Religion für die Geschichte Europas skizziert und die zentralen Referenzpunkte der ideengeschichtlichen Debatte und religiöser bzw. theologischer Konzepte vorgestellt. Die anschließende, stärker empirisch ausgerichtete Analyse des Verhältnisses von Politik und Religion vor allem in liberalen Demokratien verlangt sowohl die Betrachtung der institutionellen Verknüpfungen zwischen beiden Bereichen als auch die Darlegung des Einflusses, den Religionen oder religiöse Überzeugungen auf das politische Handeln der Bürger ausüben. Dargestellt werden die Legitimationsfunktion von Religion für Politik und politische Herrschaft, die Position der Religion in modernen demokratischen politischen Systemen sowie ihre Rolle in der politischen Kultur dieser Systeme. Ein weiterer Schwerpunkt gilt der internationalen Rolle von Religion als Konfliktverursacher oder Friedensstifter. Und schließlich gilt es, auch die Rückwirkungen des veränderten Verhältnisses von Politik und Religion auf die Entwicklung von Religion und Religiosität zu beleuchten, um die veränderten Kausalitäten im Wechselverhältnis von Politik und Religion in der Gegenwart erkennen zu können.

Kalpana Ram (Fellow, 10–11/2011). The stay at the Kolleg was used to finalize the book *Fertile Disorder: Spirit Possession and Its Provocations of the Modern*, due to be published in 2012 (University of Hawai'i Press). It is empirically located among the Hindu agricultural and Catholic fishing communities of Tamil Nadu in south India, where spirit possession is a highly contested practice. Possession is explicitly opposed as "superstition" by a number of non-government organisations, who seek to replace it with discourses of mental illness and modern medicine. It is regarded with suspicion and hostility by the Catholic church's parish priests and higher level clergy, not only because of Christian attitudes toward possession as exclusively "demonic", but because the local versions of possession fall outside such a range of meaning. Possession among Catholics in this part of south India also allows people to heal, cure and give oracular advice while possessed by positive spirits such as the Virgin Mary and the saints. Many within the church would like to close down shrines where possession and healing is conducted. In addition, the

region's political history includes a strongly rationalist movement that opposed all religion and in turn gave rise to the political party, the DMK, which has (along with its breakaway factions) dominated state government in the region since the 1950s. Although the movement's philosophy has been largely abandoned by party leadership, I have traced its many effects among activists in rural areas. What circulates most readily, in popular media as elsewhere, is a general Tamil discourse about "debunking" superstitious beliefs. Even where spirit possession is not explicitly denounced, it is implicitly contested by the modern nation state, which backs not only recognizably "modern" projects such as modern education in schools, but also legitimizes and institutionally supports particular versions of "tradition" such as "classical" music, dance, art, as well as particular versions of what a "Hindu" tradition consists of. The textual records indicate that spirit possession has been integral to many versions of "tradition". In the regional traditions of Tamil Nadu, it has been valued positively, as a way of intimately experiencing divinity in one's own body, but also affording others a way of gaining an embodied experience of divine presence. The value placed on possession continues to inform many ritual performances in Tamil Nadu and elsewhere in India. But equally, possession has eluded fixed meanings – it appears as much as a form of illness as it does as a form of cure. Love of the divine can itself be experienced as being claimed by the divine, and this is occasionally indistinguishable from a form of illness. Love, too, shifts in meaning between love of the divine and ordinary erotic human love.

In my research, I try to move outside the frame of ritual studies, in order to see how possession, as part of this rich set of inherited frameworks of meaning, continues to inform individual experiences – of illness, of healing, as well as (for a few), as a movement from illness to becoming mediums and oracles of divinity that will help to heal and to dispense justice for others. The fact that much of my ethnography is located among the poor and among communities regarded as lowly in terms of caste, adds further texture and drama to the phenomenon – for in possession, Dalit and lower caste women become oracular divinities. I therefore pursue questions of the performativity of such a transformation, one that must convince in order to be efficacious. Possession provides fertile provocations of our assumptions in the social sciences, and I propose to apply them to new areas, such as the vital role played by performance and aesthetics in the constitution of "tradition". I propose also to follow the lead given by possession in alerting us to the central role of the emotions in social life. Possession "works" very centrally through the medium of heightened emotions. People singly or collectively bear witness to the drama of ghosts, which have been produced by different forms of injustice of lives cut short in untimely and violent ways.

Sarbeswar Sahoo (Postdoktorand, 9/2011 – 12/2013). My project, funded by a Humboldt fellowship, deals with "Poverty, Religious Violence and the 'Developmental State' in India". Poverty is considered as one of the most important development challenges today

leading to corruption, crime, terrorism and political violence. Social science research has very well demonstrated the correlation between high levels of poverty and high levels of violence. The solution, it is therefore assumed, is the reduction of poverty, which will result in peace, prosperity and good governance. Poverty has thus assumed a central place in the UN Millennium Development Goals. The World Bank and other international donor agencies of the industrialized West have been spending a large amount of their budget toward poverty reduction in countries in Africa, Asia and Latin America. This research, however, aims to understand the relationship between declining poverty and increasing violence, especially religious violence in the socio-cultural context of Rajasthan, a state in the north-western part of India. The central question that is asked here is: Why has religious and political violence, despite a significant decline in poverty level, increased in Rajasthan in the last two decades? Building on ethnographic fieldwork and historical analysis, my research examines the complex and contingent nature of the state and its relationship with religion, violence and developmental politics in a society that is experiencing rapid socio-economic transformation following the policies of neo-liberal globalization. Given that violence marks many multiethnic societies, this research will have great practical meaning in understanding the ambiguous relationship between ethnic identity, religious pluralism and democratic culture in Indian society and might contribute to the problem of de-individualization.

Matthias Bornemann (Doktorand, seit 10/2011). Das Dissertationsprojekt »Religiöse Subjekte – Bekenntnis durch Teilnahme« beschäftigt sich mit religiösen Subjekten im Katholizismus nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil. In der öffentlichen Diskussion – und zum Teil auch in der wissenschaftlichen – ist, wenn man sich für die Entwicklungen des Christentums in der Moderne interessiert, vor allem eine Denkrichtung dominant. Das letzte Jahrhundert wird vor allem als eine Epoche der Säkularisierung interpretiert und wahrgenommen. Zum einen büßen die Kirchen Einfluss und Macht in öffentlichen Debatten und Diskursen ein. Zum anderen verlieren die Kirchen offenbar die entscheidende Substanz für ihren Weiterbestand: die praktizierenden Gläubigen, die Kirchgänger.

Diese Feststellungen sollen nicht grundlegend angezweifelt werden. Jedoch sollte der Fokus nicht bei diesen Problemstellungen verharren. Denn die Säkularisierung bedeutet trotz allem keine Auflösung von Kirche, kein Ende von Gottesdienst und Liturgie. Mediale dominieren zwar vor allem Liturgien mit Event-Charakter, wie der neuerliche Besuch des Papstes in Deutschland gezeigt hat. Doch auch alltägliche – oder besser: sonntägliche – Liturgien werden weiterhin gefeiert. Die Frage ist dann, wie sich diese fundamentale Form der Glaubensversicherung unter dem Einfluss der oben genannten Phänomene verändert hat. Es gab in der katholischen Kirche ein Ereignis, das von besonderer Bedeutung und Tragweite für die Praxis des Gottesdienstes war: Mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil fand Mitte des 20. Jahrhunderts eine Reformierung des Gottesdienstes statt,

die in der religionssoziologischen Forschung nur sehr zögerlich aufgenommen und verarbeitet wurde. Zentrales Element der Liturgiereform war hierbei der Ansatz der »aktiven Teilnahme«. Die Anwesenden sollten in der Folge zu Mitfeiernden gemacht werden, das Geschehen im Gottesdienst sollte sich daran orientieren, dass jeder »aktiv teilnehmen« kann. Dies hatte weitreichende Änderungen zur Folge, von der Praxis des Gottesdienstes selbst bis hin zur Architektur neuer Kirchengebäude. In der Theologie wie auch unter religiösen Laien ist diese Reform nach wie vor stark diskutiert und umstritten. Umso lohnenswerter scheint es, die Liturgie und deren Reform auch soziologisch zu analysieren, zumal die Veränderungen wohl nicht ohne Auswirkungen auf das Glaubensverständnis der mithin »Teilnehmenden« sind. Umgekehrt wurde in der Liturgiereform auch ein neues Glaubensverständnis aufgenommen und fortgeführt. So wird zu überprüfen sein, inwiefern die religiöse Individualisierung Einfluss nimmt auf das Geschehen im Gottesdienst – und wie das Geschehen im Gottesdienst die religiöse Individualisierung fortschreibt. Durch eine qualitative Untersuchung der Liturgie, die sich auch ethnographischer Methoden bedient, sowie einer Analyse des theologischen Diskussionsstandes soll diesen Fragen intensiv nachgegangen werden. Eine grundlegende Aufarbeitung der christlich-liturgischen Praxis und deren Transformation in der Moderne scheint wesentlich zu sein für eine Religionssoziologie, die sich lösen will von der bloßen Feststellung eines religiösen Diffusionsprozesses.

Julien Winandy (Doktorand, 6/2009–5/2012). Das Dissertationsprojekt mit dem Titel »Normativität im Konflikt. Zum Verhältnis von religiösen Überzeugungen und politischen Entscheidungen« beschäftigt sich mit dem Zusammenhang von individuellen religiösen Überzeugungen und politischen Entscheidungen. Religion und Politik sind in den letzten Jahren nicht nur in akademischen Zirkeln zunehmend diskutiert worden. Spätestens seit den religiös motivierten Angriffen islamistischer Terroristen auf das World Trade Center am 11. September 2001 ist das Interesse an Religion und ihrem Verhältnis zur Politik auch in der politischen und gesellschaftlichen Öffentlichkeit massiv gestiegen. Während durch den Schock über ein derart gewaltbereites Verständnis von Religion vor allem der islamistische Fundamentalismus in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit gerückt ist, hat sich in den letzten Jahren das Bewusstsein für ein politisches Engagement religiöser Gruppierungen und Individuen auch in anderen Bereichen erhöht, die – zumindest in Europa und den USA – vor allem von den christlichen Spielarten der Religion geprägt werden, so zum Beispiel in den Diskursen über Stammzellenforschung, Bioethik und Homo-Ehe und schon seit Jahren bei der Frage nach der Zulässigkeit von Abtreibungen und der Vorbeugung von AIDS-Infizierung in Afrika.

In den aktuellen Debatten wird diesen religiösen Gruppen oder Individuen oftmals die Rolle des reaktionären Akteurs unterstellt, der versucht, archaische Relikte auf Kosten eines aufgeklärten Weltbildes in die Moderne zu retten, die dort längst nichts mehr zu suchen haben. Somit stellt sich erneut die Frage, welche angemessene Rolle religiöse

Überzeugungen in den aktuellen politischen Diskursen und Entscheidungsfindungsprozessen westlicher, säkularer Gesellschaften spielen sollten. Auch in den Bereichen der politischen Theorie und der Moralphilosophie ist diese Frage in den letzten Jahren und Jahrzehnten intensiv erörtert worden. An diese Diskussionen möchte ich mit meiner Dissertation anknüpfen, allerdings aus einem bislang viel zu wenig berücksichtigten Blickwinkel. Mein Ziel ist es nicht, eine weitere Theorie staatsbürgerlicher Tugend in den Diskurs einzubringen, die den genauen Ort religiöser Überzeugungen normativ beschreiben soll. Ich möchte vielmehr durch die Analyse eines konkreten Fallbeispiels herausfinden, welcher Art die Zumutungen sind, denen ein religiöser Mensch sich in säkularen Gesellschaften ausgesetzt sieht und ob und wie er sie aushalten kann. Anhand der Fallanalyse möchte ich die These vertreten, dass unterschiedliche Vorstellungen von Normativität dabei in Konflikt geraten, dieser aber nicht per se unlösbar ist. Wie ist das Vertreten einer religiösen Überzeugung mit einer bestimmten Form von Absolutheitsanspruch einerseits mit der Verpflichtung zu einem säkularen Verständnis von Politik, einer staatsbürgerlichen Tugend andererseits vereinbar? Was bedeutet es, unter den Bedingungen eines säkularen Staates ein religiöses Leben zu führen, dessen Anspruch weiter geht, als nur eine »private Angelegenheit« zu sein? Welche Autorität kann der Gottesbezug für das tatsächliche politische Handeln und Entscheiden der Menschen noch beanspruchen? Welche Konsequenzen zeitigt der Bezug auf das Absolute für den Gläubigen? Wie und wo geraten Werte und Normen in diesem Kontext in Konflikt, und wie ist dieser Konflikt aufzulösen?

Das Projekt analysiert einen Fall, in dem die geforderte Kontextvirtuosität – also die Forderung danach, genau abzuwägen, in welchem Kontext religiöse Überzeugungen und Argumente angebracht sind und wo nicht – meinem Verständnis nach erfolgreich erreicht wurde. Es handelt sich dabei um die in den letzten rund fünf Jahren heftig geführte Debatte um die Legalisierung der gleichgeschlechtlichen Ehe in den USA. Wie wird dort von Seiten der Kirchen, wie von Seiten religiöser Bürger argumentiert? Auf welchen normativen Mustern beruhen dort die politischen Entscheidungen? Wie ist das Verhältnis von Normen und Werten? Dies ist insofern relevant, als die Perspektive des religiösen Bürgers bislang in der Debatte viel zu wenig berücksichtigt wurde. Ich möchte also gewissermaßen den gläubigen Menschen an der Debatte beteiligen, ihn erzählen lassen, wie er mit dem Dilemma umgeht, einerseits seinen religiösen Glauben an eine absolute Wahrheit zu vertreten, sich gleichzeitig aber als verantwortlicher Staatsbürger in einer säkularen Gesellschaft verstehen zu müssen.

*

Der von der Kolleg-Forschergruppe verfolgte Ansatz, stereotype Begrifflichkeiten neu zu beleuchten und zu kontextualisieren, ermöglicht und erzwingt zugleich eine neue Auseinandersetzung mit Prozessen und Konzepten der Moderne und der auf diese bezogenen

Argumentationsfiguren (neben Individualisierung selbst insbesondere Säkularisierung). Besonders ergiebig war die gleichzeitige Betrachtung paralleler, aber zum Teil auch miteinander verwobener Prozesse in den Regionen, die als klassische Orte der Moderne und als leitend in der Modernisierung begriffen werden (Europa), und einer Großregion, die als Exemplar einer kolonialen und insofern derivativen Moderne und Modernisierung gilt (Indien). Auf beiden Seiten zeigt sich ein neuer Akzent auf ethischen Fragen sowohl im Blick auf den Einzelnen als auch im Blick auf neue Formen von Intersubjektivität. Als außerordentlich fruchtbar erwies es sich, Strukturformierungen und langfristige Prozesse unter dem Vorzeichen der Kontingenz zu betrachten und dadurch realisierte wie (noch) nicht realisierte Handlungsoptionen und zugleich das (neu sich bietende oder bereits historisch entwickelte) Spektrum an religiösen Optionen, aber auch die wechselwältigen Verhärtungen und die sich daraus ergebenden Handlungseinschränkungen in den Vordergrund treten zu lassen. (Der Aspekt der Interreligiosität berührt sich dabei mit dem nachfolgenden Teilbereich.) Sehr deutlich sichtbar wurde zugleich, dass das Weiterwirken sogenannter vormoderner Religions- und Sozialformen unter modernen Bedingungen einer neuen und – historisch wie sozialtheoretisch – vertieften wie diversifizierten Erörterung bedarf. Die wechselseitige Öffnung der Europa- und der Indienzentrierten Forschung im Rahmen der Kolleg-Forschergruppe ist ein wichtiger Fortschritt und wäre im zweiten Förderungsabschnitt zu verstetigen.

Strukturell gelang es durch die Forschergruppenprofessur, indische Religionsgeschichte als zentralen Bestandteil der Arbeit der Kolleg-Forschergruppe, aber auch als Gegenstandsbereich in Studienprogrammen der Philosophischen und Staatswissenschaftlichen Fakultät zu verankern.

2.3.11 Religiöse Individualisierung und Interkulturalität in der »Moderne« – Religiöse Spannungen und Fusionen – Beispiel »Mission«

(Verantwortliche: Martin Fuchs und Cornelia Haas)

Wie die ersten und der vorhergehende Teilbereich untersucht auch der Teilbereich »Religiöse Individualisierung und Interkulturalität in der Moderne« Entwicklungen, die über die europäische Religionsgeschichte weit hinausgehen, gleichzeitig jedoch Verbindungen zu dieser aufweisen. Projekte in diesem und dem vorhergehenden Teilbereich überlappen teilweise. Im Mittelpunkt dieses Teilbereichs stehen Fragen interreligiöser und interkultureller Begegnung – einerseits die Formen christlicher Mission in verschiedenen Teilen der Welt, der Reaktionen darauf und ihrer Artikulation im Umgang mit nicht-christlichen Religionen, andererseits die Interrelationen von speziell südasiatischen Religionen und Christentum anhand ausgewählter Beispiele. Zum religiösen »entanglement« tritt die Verbindung mit »transkultureller Ideengeschichte« hinzu.

Zur Bearbeitung des ersten Fragenkomplexes wurde eine sehr groß angelegte Tagung im April 2012 durchgeführt. Außerdem fand ein Workshop zur Theosophie in Indien statt. Darüber hinaus arbeiten Cornelia Haas und Vera Höke an spezifischen Projekten zu Phänomenen von Interreligiosität und Interkulturalität und deren Implikationen für religiöse Individualisierung; im Vordergrund stehen dabei Bezüge zwischen Christentum, Hinduismus und Buddhismus, die nun durch die Arbeiten von Martin Mulsow zu Christentum und Islam noch bereichert werden.

Die **Tagung »Religiöse Individualisierung durch christliche Mission?«** fand vom 25. bis 28. April 2012 statt. Sie wurde organisiert von Wolfgang Reinhard, Fellow des Max-Weber-Kollegs in der Initialisierungsphase der Kolleg-Forschergruppe, Antje Linkenbach-Fuchs und Martin Fuchs. Ausgangspunkt für die Fragestellung der Tagung war die der christlichen Lehre zugrunde liegende Sorge um das individuelle ewige Heil aller menschlichen Einzelseelen. Unter dieser Voraussetzung müsste eine erfolgreiche Missionstätigkeit mit Notwendigkeit einen Individualisierungsschub in den missionierten Gesellschaften ausgelöst haben und den Menschen die Freiheit von restriktiven Gemeinschaftsbindungen gebracht haben. Nicht zuletzt die Lage der Frauen sollte sich verbessert haben, die in Europa infolge der Gleichheit der Menschen vor Gott – trotz Diskriminierung – immer noch besser gewesen sein soll als in manchen anderen Kulturen. Maßgebende Protagonisten wären unter derselben Prämisse die christlichen Missionare gewesen, so dass die Untersuchung der christlichen Mission sich hervorragend zur kritischen Prüfung dieser zentralen These einer globalen Kulturgeschichte eignen sollte.

Kritische Prüfung ist deswegen notwendig, weil die These so stark in Frage gestellt wird, dass sie überzeugten Gegnern der globalen Hegemonie des Westens längst als falsifiziert gilt. Denn sie ist erstens Ausdruck des universalistisch maskierten europäischen Überlegenheitsbewusstseins und Teil der kolonialistischen Legitimationsideologie vom Fortschritt durch Kolonialherrschaft. Zweitens fragt sich, ob Missionare ihre Bekehrungsanstrengungen überhaupt in diesem Sinn ausgerichtet und nicht vielleicht in der Praxis ganz andere Prioritäten gesetzt haben. Außerdem dürfte es erhebliche Unterschiede zwischen verschiedenen Missionaren und Missionsträgern gegeben haben. Drittens dürften sich auch die Kulturen der »Missionierten« erheblich voneinander unterscheiden und durchaus Spielräume für Individuen geboten haben, die sich aber der abendländischen Etikettierung entziehen. Viertens stellt sich sogar die Frage, ob Kierkegaards These nicht bereits binnenchristlich eine einseitige und korrekturbedürftige Formulierung der christlichen Botschaft darstellt. Da es auf der anderen Seite aber auch nicht an glaubwürdigen Hinweisen auf die befreiende Wirkung des Evangeliums fehlt, war eine groß angelegte vergleichende Untersuchung der christlichen Mission mit dieser Fragestellung längst ein Desiderat nicht nur der Geschichte des Christentums, sondern auch der postkolonialen Globalgeschichte.

Die von der Gerda-Henkel-Stiftung mitgeförderte umfangreiche Konferenz hatte ausgesprochen interdisziplinären und internationalen Charakter. Neben den Historikern,

Anthropologen/Ethnologen und Theologen verschiedener christlicher Konfessionen, waren neun weitere Fächer vertreten: Altamerikanistik, Genderforschung, Indologie, Islamwissenschaft, Japanologie, Koreanistik, Literaturwissenschaft, Religionswissenschaft, Soziologie. Fast die Hälfte der insgesamt 85 Teilnehmer aus 14 Ländern waren Frauen. Aus Australien und Indien kamen je sieben Personen, aus Großbritannien fünf. Daneben waren mit einem oder mehreren Teilnehmern vertreten: Dänemark, Israel, Kanada, Mexiko, Neuseeland, die Niederlande, Norwegen, Österreich, die Schweiz und die USA. Konferenzsprachen waren Deutsch und Englisch. Allerdings gelang es trotz aller Anstrengungen der Veranstalter nur im Falle Indiens, Experten eines ehemals »missionierten« Volkes für die Teilnahme zu gewinnen. Von hier kam dann erwartungsgemäß auch die schärfste Kritik der zu prüfenden Ausgangshypothese.

Die 53 Beiträge wurden in neun Sektionen vorgetragen und diskutiert, in vier allgemeinen (1 Perspektiven, 2 Alternativen, 3 Missionare, 4 Frauen und Mission) und fünf regionalen (5 Amerika, 6 Indien, 7 Ostasien, 8 Afrika, 9 Australien und Pazifik). Dazu kamen zwei Podiumsdiskussionen zum Islam und zur fortschreitenden Christianisierung Afrikas sowie eine zusammenfassende gemeinsame Schlusssitzung. Aus dem Teilnehmerkreis war zu vernehmen, dass die Tagung »viele interessante Leute und noch mehr Ideen zusammengebracht hat. Sie hat die interdisziplinäre Thematik ein gutes Stück vorgebracht und wird gewiss weitere Forschungen auf dem Gebiet anregen.«

Sektion 1 *Perspektiven* mit fünf Referaten sollte der Konferenz den Weg weisen. Ein Anthropologe, zwei Theologen, ein Literaturwissenschaftler und eine Entwicklungshelferin machten übereinstimmend deutlich, dass das Verhältnis von Individualität und Gemeinschaftsbindung nicht auf ein binäres »entweder–oder«, sondern auf ein multiples »sowohl–als auch« hinausläuft, außerdem, dass Individualität nicht eindeutig der Mission, Gemeinschaftsbindung dagegen den Missionierten zuzuweisen ist. Eindeutigkeiten verschwimmen. Wir haben damit zu rechnen, dass Missionare ihren Glauben bringen wollten, aber vor allem westliche Bildung und neue soziale Chancen gebracht und damit dialektisch die Dekolonisation vorbereitet haben.

Sektion 2 *Alternativen* mit vier Vorträgen sollte – zusammen mit der Podiumsdiskussion am Abend – klarmachen, dass die christliche Mission Lateineuropas in der Neuzeit einerseits im Kontext anderer christlicher Missionen stand, andererseits mit den »missionarischen« Weltreligionen Buddhismus und Islam verglichen werden kann. Allerdings gab es in der Antike und im frühen Buddhismus keine Mission im strengen Sinn, sondern »kapillare Diffusion«. Hingegen gibt es eine beträchtliche Kontinuität der neueren christlichen Mission zur mittelalterlichen lateinischen und der vielgestaltigen orthodoxen.

Die Podiumsdiskussion »Islamische Mission, muslimische Bekehrungsresistenz und religiöse Individualisierung« mit drei Islamwissenschaftler/innen konzentrierte sich auf das Problem Konversion, die unterbleibt, wo der Islam als perfekte Religion aufgefasst wird, hingegen unter bestimmten Umständen durchaus stattfinden kann, erstaunlicher-

weise sogar im Iran. Der Islam kennt den Wert des Individuums – aber des gemeinschaftsbezogenen Individuums – er lehnt den modernen Individualismus ab.

Sektion 3 *Missionare* mit drei Beiträgen zu evangelischen Kirchen und einem zu katholischen Orden erbrachte bemerkenswerte Übereinstimmungen. Denn die Akteure haben selbst hochgradige persönliche oder institutionalisierte Individualisierungsprozesse durchlaufen (Erweckung, Noviziat und dergleichen) und waren stets vergemeinschaftet. Diese zugleich individualisierte und »sozialisierte« Herkunft prägte auch die Mission als Einzelbekehrung (Konversion) und Kirchenbildung (Plantation), die nach dem Muster der eigenen Erfahrungen strukturiert wurden. Ungeachtet negativer Heterostereotype (»Heide«, »Barbar«) brauchte Bekehrung aber nicht auf kulturelle Exkommunikation hinauszulaufen.

Sektion 4 *Frauen und Mission* behandelte ihr Thema in sieben Fallstudien aus sechs Ländern und allen Perioden der Missionsgeschichte. In jedem Fall lösten christliche Missionen in ihren Zielgesellschaften Konflikte in der Genderideologie wie der Genderpraxis aus. Frauen und Männer hatten nach Geschlecht und Status aber höchst unterschiedliche Möglichkeiten, daraufhin neue Genderideologien und -praktiken auszuhandeln. Dabei ist zu beachten, dass die Missionare meistens Männer waren und das weibliche Missionspersonal sorgfältig bei den von ihm erwarteten Genderrollen blieb. Nichtsdestoweniger hat die Mission in manchen Fällen nachweislich zur Verbesserung der Lebensumstände von Frauen beigetragen.

Die folgenden fünf Sektionen zu großen Weltregionen lassen sich nur schwer auf einheitliche Ergebnisse reduzieren, weil in ihren Fallstudien insgesamt die verschiedensten Aspekte des Themas angesprochen wurden. Die Sektion 5 *Amerika* umfasste je zwei Beiträge zu Nordamerika, zu den afroamerikanischen Ex-Sklav/inn/en Nordamerikas und der französischen Karibik sowie zu Hispanoamerika. Es wurden bemerkenswerte Individualisierungsphänomene beobachtet, wobei aber nicht immer klar war, ob die Bekehrung deren Hauptursache war. Denn es gab nicht nur Umfunktionieren des missionarischen Individualisierungsangebots, sondern sogar Individualisierungsverweigerung. Auf der anderen Seite erwiesen sich die angeblich von den Jesuiten entmündigten Guaraní aber durchaus zu individuellen Leistungen fähig.

Sektion 6 *Indien* mit seiner pluralen religiösen Tradition war mit zehn Referaten vertreten. Gegenüber den in indischen Religionen entwickelten Formen der Selbstverwirklichung bot das Christentum, so wurde argumentiert, nur eine weitere Möglichkeit. Eine selbständige Option für das Christentum auf dieser Grundlage wurde insofern paradoxerweise von den Missionaren nicht gerne gesehen. Mehrere Redner riefen dazu auf, zwischen Christentum und Individualisierung zu trennen, das Christentum wie andere Religionen auch von außen zu betrachten und statt des westlichen Universalismus indische universalistische Perspektiven auf die christliche wie andere Religionen anzuwenden. Darüber hinaus wurde die ganze Vieldeutigkeit von Konversion diskutiert, einschließlich der möglichen nicht-religiösen Motive.

Sektion 7 *Ostasien* nahm das Thema mit vier Vorträgen stark von der politischen Ideengeschichte her in Angriff. Denn das Christentum galt als Grundlage westlicher Nationalstaatsbildung. Es gab ein großes Interesse an christlichen Ritualen, die mit traditionellen Ritualen zusammenzuhängen schienen, wohingegen praktizierte neue moralische Verantwortlichkeit viel schwieriger nachzuweisen ist. Die Missionare mussten sich damit abfinden, dass traditionelle religiöse und rituelle Praktiken neben dem neuen Glauben beibehalten wurden.

Sektion 8 *Afrika* umfasste drei Beiträge zu West- und je zwei zu Ost- und Südafrika, wobei die Leitfrage nach der Individualisierung höchst unterschiedlich beantwortet wurde. Oft genug waren Missionare eher indirekt dafür maßgebend, so in Togo. Auch im südafrikanischen Highveld konstruierten Bibelschüler ihre christliche Individualität selbst durch Verdrängen ihrer Vergangenheit. Die britische Kolonie Natal in Südafrika war vielleicht das am stärksten »missionierte« Land der Welt – mit dem Ergebnis, dass Aufsteiger durch Bekehrung und vor allem afrikanische Kirchengründer als politische Bedrohung bekämpft wurden.

Sektion 9 *Südpazifik* mit sieben Referaten zu fünf Inselgruppen war stark anthropologisch orientiert und daher teilweise theoretischen Auseinandersetzungen gewidmet, einschließlich der Genderproblematik. Vor allem ging es um das semantische Feld »Individuum«, hier angereichert um die Neukreation »Dividuum« (*dividual*), dann um die Frage, ob Marktwirtschaft oder Christentum für die beobachteten Individualisierungsprozesse verantwortlich waren. Denn das Christentum hat anscheinend demgegenüber sogar neue Formen von Kollektivismus angeregt wie die Vorstellung vom eigenen Dorf oder Land als Heilsgemeinschaft. Außerdem ging es um Bedeutungswandel in einheimischen Sprachen.

Die Podiumsdiskussion »Africa – Christian Continent?« war mit fünf Experten hochkarätig besetzt. Es gelang aber nicht, die politisch sensiblen Fragen zu beantworten, die sich aus der eindrucksvollen christlichen Präsenz südlich der Sahara ergeben, Fragen wie: Was ist christlich und wer befindet darüber? Oder: Warum schlachten sich in Ruanda Christen in Kirchen unter Mitwirkung von Geistlichen gegenseitig ab?

Als Ergebnis bestand weitgehend Einvernehmen darüber, dass christliche Mission überwiegend im Kontext des Kolonialismus verstanden werden muss. Sie war mit einschlägigen sozialen und politischen Hierarchien verknüpft, die sie ganz und gar nicht in Frage stellte, oft genug bis hin zum Rassismus oder zumindest der Konstruktion des Eingeborenen als des radikal Anderen. Dazu kamen Zusammenhänge mit Modernisierungsprozessen wie der Einführung der westlichen Marktwirtschaft.

Als produktiv erwies sich die klare Unterscheidung zwischen Individuum und Individualität – Individualisierung – Individualismus. Individualität gibt es in allen Gesellschaften und Kulturen. Menschen sind als soziale Wesen zwar in ein soziales Umfeld eingebettet, können sich aber als bewusst handelnde Personen vorübergehend oder für immer von der Gesellschaft mit ihren Bindungen und Zwängen lösen. Diese Art der

Individualität hängt mit bestimmten sozialen Rollen, mit Status und oft genug mit Geschlecht zusammen. Individualisierung ist ebenfalls nicht an die Moderne und an das Christentum gebunden. Auch nicht-christliche Religionen haben verschiedene Arten von Selbstverwirklichung entwickelt, einschließlich selbstreflexiven intellektuellen Engagements für andere religiöse Optionen. Individualismus tritt einerseits als Bestandteil der Moderne auf, als das aufgeklärte Konzept von freiem Willen, Autonomie, Rationalität, Freiheit von sozialen Zwängen sowie als »possessive individualism« und Egoismus, der mit dem Kapitalismus, der Marktwirtschaft und der Lohnarbeit verbunden ist, andererseits aber auch als Ergebnis der christlichen Vorstellungen von der unsterblichen Einzelseele, vom Individuum als Basiseinheit der Heilsgeschichte, vom Einzelmenschen in der Nachfolge Christi. Historisch dürfte beides allerdings zusammenhängen. Da es sich dabei um ein Ergebnis der europäischen Geschichte handelt, fällt damit neues Licht auf den fast notwendigen Zusammenhang von Mission und Kolonialismus.

Schließlich zeigte sich, dass es kein einheitliches Verständnis von Christentum bei den verschiedenen Missionaren gab, so dass es sich empfiehlt, eher über »Modelle von Christlichkeit« (*models of Christianity*) zu sprechen. Diese Modelle müssen sich nicht wechselseitig ausschließen. Sie können in Spannung zueinander stehen. Sie können nacheinander in verschiedenen Phasen eines Bekehrungsprozesses eine Rolle spielen. Verschiedene Konfessionen können sich auf ihre je verschiedenen Modelle beziehen und sogar die Missionare auf das eine, die Missionierten auf ein anderes. Die folgende Liste der angesprochenen Modelle kann demnach keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben: Das atomistische Modell betont die Autonomie des einzelnen Gläubigen und seine individuelle Verantwortlichkeit für sein Heil. Das partizipatorische oder Gemeindemodell stellt nicht die Individualität des Gläubigen in den Vordergrund, sondern seine Teilhabe am Leib Christi, an der Kirche, an der Gemeinde. Das Modell Liebe und Licht betont darüber hinaus Solidarität, Brüderlichkeit, Sorge für Andere und Erleuchtung. Stärker einbezogen werden sollten in die Analyse der christlichen Mission auch die Aspekte von Hierarchie, Institutionalisierung und Macht innerhalb des Christentums.

Nachdrücklich wurde die Vorstellung in Frage gestellt, Konversion müsse auf einen radikalen Bruch mit dem traditionellen kulturellen Kontext, seinen Werten, Normen und Praktiken hinauslaufen. Konvertiten müssen keineswegs unbedingt ihre bisherige Gemeinschaftsbindung aufgeben. Das Modell, bei dem Dekulturation von Enkulturation in einen neuen Kontext abgelöst wird, ist zu einfach. Stattdessen wurde für folgende alternative oder kombinierte Lösungsmöglichkeiten argumentiert: selektive und kreative Verschmelzung und Synthese christlicher und vorchristlicher Kontexte und Deutungen; Synkretismus; multiple Identitäten und entsprechendes Identitätsmanagement; doppelte Zugehörigkeit: ein Weg zwischen den Welten; Lokalisierung und Indigenisierung des Christentums; Profit vom »Mana« (Statusgewinn) christlicher Namen und von christlicher Erziehung; Bereicherung des »kulturellen Werkzeugkastens«; Widerstandskraft gegen kolonialistische Überwältigung dank neuen Wissens und neuer Chancen.

Als Forschungsdesiderat ergab sich, dass die geschlechtergeschichtliche Fragestellung geeignet wäre, bei vielen Themen zusätzliche Erkenntnisse zu beschieren. Schließlich waren die meisten Missionare Männer, in der Vormoderne und in maßgeblichen Positionen sogar ausschließlich. Wichtigste Aufgabe zukünftiger Forschung ist die diskursanalytische Entzifferung der kolonialen Archive, einerseits im wörtlichen Sinn der archivalischen Überlieferung der Missionen und der Kolonialmächte, andererseits im übertragenen Sinn der Hinterlassenschaft an Bildern und Symbolen, Ritualen und Traditionen, unter der Frage: Wer spricht wann wie zu wem? Die Tagungsergebnisse sollen beim Verlag Harrassowitz veröffentlicht werden.

Rund um das Thema »Theosophie in Indien« drehten sich am 5. November 2010 Vorträge und Diskussionen eines kleinen Workshops im Rahmen des DFG-Projekts »Die United Lodge of Theosophists India und das Indian Institute of World Culture – Transkontinentale Neudefinition indischer Geistesgeschichte und ihre Wirkung auf den Wirtschaftsstandort Bangalore«, den Cornelia Haas in Zusammenarbeit mit der Kolleg-Forschergruppe organisierte und zu dem Experten verschiedener Disziplinen (Modern South Asian Studies, Religionswissenschaft, Musik, Theologie, Indologie) und Gäste aus Deutschland, Österreich, der Schweiz, den Niederlanden und Frankreich eingeladen waren.

Neben der Idee, Forscher zum gegenseitigen Austausch zu bringen, die sich mit der spezifisch südasiatischen Variante der Theosophie Helena Blavatskys und deren Wirkung beschäftigen, war es ein weiteres erklärtes Ziel, im Blick auf die Fragestellung der Kolleg-Forschergruppe gerade die Diskussion zwischen einem breiten Disziplinspektrum (und damit Epochen und Räumen) und Spezialisten zu fördern, was sich als äußerst informativ und anregend erwies. Die Vorträge repräsentierten inhaltlich wie methodisch die Vielfalt möglicher Herangehensweisen und Interessen, die dieses erst seit kurzer Zeit beachtete Forschungsfeld bietet: Zunächst stand die indigene Sicht im Vordergrund. Im Anschluss wurden spezifisch indische Elemente der Lehren Blavatskys und deren Rezeption in Indien und Europa vorgestellt. Die Brücke in den Westen schließlich schlug Heinz Mürmel (Leipzig) mit dem Thema »Theosophie und Buddhismus in Leipzig vor dem ersten Weltkrieg«. Da die spezielle Thematik bisher kein Forum hat, die Inhalte und Institutionalisierungsformen der Theosophie aber unter der Frage nach Individualisierung zahlreiche Anknüpfungspunkte bieten, wurden weitere Aktivitäten der Vernetzung auf den Weg gebracht.

Martin Mulsow (Internal Fellow, seit 2011). Ich arbeite seit einiger Zeit an einer Monographie über *Historische Religionswissenschaft in der Frühen Neuzeit*, in der ich in einzelnen Fallstudien die Theorien von Gelehrten des 16. bis 18. Jahrhunderts über antike Götter, Rituale und Institutionen analysiere. Solche Themen wurden in einer noch unprofessionalisierten Religionswissenschaft zumeist von Theologen, Philologen oder Historikern unter dem Titel »Idolatrie« bearbeitet. Hier erwies sich die Kooperation mit

Jörg Rüpke und anderen Spezialisten zumal antiker Religionsgeschichte, aber auch die Möglichkeit, das Thema in die breitere komparative Anlage der Kolleg-Forschergruppe einzubringen, als überaus hilfreich. Eine erste Skizze konnte abgeschlossen und publiziert werden. Zugleich möchte ich durch die Verbindung mit der Kolleg-Forschergruppe meine Ideen über eine Ausweitung der Ideengeschichtsschreibung zur Frühen Neuzeit vorantreiben, zu der 2011 eine Monographie über Hermann Samuel Reimarus vorgelegt werden konnte. Diese Historiographie ist immer noch sehr eurozentrisch angelegt, könnte aber, davon bin ich überzeugt, von einer Veränderung in Richtung auf eine »transkulturelle Ideengeschichte« sehr profitieren. In dieser Weise scheint mir auch die Suche nach einer Erweiterung der Thematik »religiöse Individualisierung« in Richtung auf eine Beschreibung von »entanglements« verschiedener religiöser Traditionen und ihrer Wirkung auf das Selbst von Akteuren fruchtbar zu sein. Die Verflechtung von Religionen in Kontaktzonen, durch Migranten und über gelehrte Aneignung konnte zu unvorhergesehenen Entwicklungen führen, die durch Individuen geleitet wurden, aber auch auf Individuen zurückgewirkt haben.

Cornelia Haas (wissenschaftliche Mitarbeiterin, 4/2010–3/2011, eigene Stelle; seit 4/2011 im Rahmen der KFG). Mein Projekt »Die *United Lodge of Theosophists India* und das *Indian Institute of World Culture* – eine transkontinentale Neudefinition indischer Geistesgeschichte und ihre Wirkung auf den Wirtschaftsstandort Bangalore« thematisiert eine komplexe Konstellation interreligiöser Verzahnung und Begegnung, die ihren Ausgangspunkt im Westen hatte. Das Gesamtprojekt beschreibt Genese, Gegenwart und Identitäten heutiger Associates der United Lodge of Theosophists India (U.L.T.), einer Splittergruppe der 1875 in New York gegründeten Theosophical Society (T.S.) in ihrer südasiatischen Ausformung. Der innerhalb der KFG hauptsächlich zu bearbeitende historische Teil beschäftigt sich hierbei weniger mit der Frage, ob, sondern vielmehr wie und auf welchem Wege religiöse Individualisierung sich seit Gründung der T.S., über Abspaltung der U.L.T. und deren Etablierung und Fortleben in Indien bis heute gezeigt hat und zeigt. Religiöse Individualisierung in der T.S. als Grundannahme zu postulieren liegt zweifellos bereits durch die Biographie ihre Gründerin Helena Petrovna Blavatsky, durch deren »transkulturelle« Identität und durch Zeit und Umfeld ihrer Etablierung nahe. Konkret sind zunächst die Institutionalisierung neuer, individueller Spiritualität (vgl. »Erstes Ziel: To form a nucleus of the universal brotherhood of humanity without distinction of race, creed, sex, caste, or colour«) vor dem Hintergrund bereits vor Ort vorhandener oder auf die Biographie Blavatskys zurückzuführender Ideen (Unitarismus, Transzendentalismus bzw. Asiatische Religion, Weltreligion, Okkultismus) zu nennen, die ihrerseits auch als Reaktion auf Materialismus und nicht mehr zeitgemäße »westliche« Glaubensformen (Puritanismus, »traditioneller« Spiritismus) gesehen werden kann. Hierbei ließ sich bislang bei Untersuchung der Genese von T.S. und später U.L.T. eine Art Stufenmodell religiöser Individualisierung erkennen: Während in der ersten (Grün-

dungs-)Phase die wissenschaftliche Erforschung des Okkultismus im Vordergrund steht, beginnt mit Verlagerung der Headquarters nach Indien zunehmend die Suche nach persönlicher, spiritueller Erkenntnis («Drittes Ziel» der T.S.). Rückläufig wird diese Entwicklung zu Beginn des 20. Jahrhunderts gerade in Indien zunächst mit der zunehmenden Politisierung der Bewegung unter der Präsidentschaft Annie Besants, der damit einhergehenden Revitalisierung und Neuinterpretation von Lehren und Traditionen aus Buddhismus und Hinduismus (vgl. Olcotts *Buddhist Catechism*, 1891, sowie Besants *Sanatana Dharma*, 1903), sowie der Überbetonung und Stilisierung von spirituellen Führungspersonen wie Besant oder auch Jiddu Krishnamurti. Ähnliche Tendenzen, freilich vor anderem Hintergrund, lassen sich in der 1895 abgespaltenen T.S. in Amerika erkennen. Dem entgegen steht das Konzept der 1909 in Los Angeles gegründeten und von dem Parsen B.P. Wadia 1929 in Indien etablierten U.L.T., die die Rückbesinnung auf die Lehren Blavatskys mittels Eigenstudium explizit fordert. Hierzu formuliert die U.L.T. ein entsprechendes Programm, welches sich formal an den Kriterien einer Geheimgesellschaft im Sinne Simmels (ähnlich Blavatskys Esoteric Section) orientiert und die Anonymität ihrer Mitglieder fordert, die sich als Gemeinschaft Einzelner («each member a center») verstehen und Hierarchien ablehnen. In ihrer indischen Ausprägung lebt diese Form der Theosophie bis heute weiter – mit dem Selbstverständnis einer globalen Bewegung von Individuen, deren Weltanschauung und Position jeweils eigener Erfahrung entspringen. Hier zeichnet sich ein weiterer Individualisierungsschub (z.B. Suche nach individueller Spiritualität zwischen Global Identity und Tradition) vor dem Hintergrund einer neuen, urbanen, globalisierten Mittelschicht ab.

Vera Höke (Doktorandin, seit 10/2011). Im Unterschied zum Projekt von Cornelia Haas untersucht dieses Projekt eine Verbindung christlicher und hinduistischer Traditionen unter indischen Vorzeichen. Das Projekt »Intuition und religiöse Erfahrung – die Individualisierung von *bhakti* vor dem Hintergrund transzendentalen Christentums in der »New Dispensation Church« thematisiert eine der nahezu klassischen indischen Reformbewegungen unter britischer Kolonialherrschaft, den Brahma Samaj, sowie die aus ihr entstandene Church of the New Dispensation, also vor allem den von Keshab Chandra Sen begründeten Zweig. Den historischen Rahmen bildet die Zeit zwischen ca. 1850 und 1880. Besonders in der New Dispensation Church wird dem Individuum eine zentrale Bedeutung beigemessen. Göttliche Inspiration und die menschliche Intuition bilden die primären Zugänge zum Göttlichen. Sie stehen als Autorität über allen Schriften und gelten als Grundlage der Religionen. Auf ihrer Basis ist es Keshab Chandra Sen möglich, die in der Brahma-Tradition so verachteten Hindu-Rituale nicht nur wieder aufzugreifen, sondern mit christlichen Ritualen zu einer integrierten, als stimmig empfundenen Entität zu vereinen. Die evozierende Sprache in diesen neuen Ritualen sucht in den Anwesenden Bilder hervorzurufen, die eine Einfühlung in bestimmte religionshistorische Momente oder an relevante Orte bewirken sollen. Dieses Zeit-, Raum- und Kulturgren-

zen übergreifende Erleben zielt darauf ab, spezifische religiöse Inhalte zu verinnerlichen, und tritt an die Stelle intellektuellen Disputes. Die religiöse »Bildung« des Individuums (die auch und gerade moralische Aspekte und Aspekte der persönlichen Entwicklung umfasst) nimmt eine zentrale Rolle ein, die sich auch in den Strukturen der religiösen Gemeinschaft niederschlägt. In der Konzeption dieser Lehre spielten christliche Impulse eine zentrale Rolle. Obwohl Keshab Chandra Sen schon früh einen regen Kontakt mit verschiedenen Missionaren in Kalkutta pflegte, war deren Einfluss nicht unbedingt ausschlaggebend. Als wesentlicher kann die Rezeption unitarisch-transzendentalistischer Werke aus Amerika und England gelten. Keshab Chandra und andere Brahmos setzten sich vor allem mit den Schriften Theodore Parkers und Ralph Waldo Emersons auseinander. Vor diesem Hintergrund muss meines Erachtens der Rückgriff auf die Gaudiya-Vaishnava-Rituale und *bhakti* betrachtet werden, die in der Bewegung seit 1876 deutlich an Bedeutung gewannen. Genau diese Kombination »westlich-christlicher« und »hinduistisch-traditioneller« Elemente hat die Bewegung historiographisch marginalisiert, da sie entweder als zu »christlich« oder als zu »traditionell« charakterisiert wurde, um wirklich von Interesse zu sein. Doch diese Verbindung erscheint mir keineswegs beliebig oder allein dem Wunsch nach gesellschaftlicher Anerkennung geschuldet zu sein. Die potentiellen Gemeinsamkeiten zwischen transzendentalistischen Idealen und *bhakti*, die in der Individualität der Zugangsweise zum Göttlichen und der Emotionalität bestehen, sind bisher nicht erfasst worden.

Cornelia Mügge (Doktorandin, 12/2009–11/2012). Das Dissertationsprojekt befasst sich mit dem Thema »Menschenrechte, Religion und Geschlecht. Über die Bedeutung von Religion für die universale Geltung der Menschenrechte bei Martha C. Nussbaum«. In der Debatte um die universale Geltung der Menschenrechte findet mitunter eine problematische Polarisierung zwischen Frauenrechten und Religion(en) statt, in der Religion als gewalterzeugend, patriarchal und als Antipol zur Idee der Menschenrechte konstruiert wird. Damit einher geht oft eine Gegenüberstellung westlich-säkularer Orientierung einerseits und nicht-westlicher (stärker religiös geprägter) Traditionen andererseits. Die US-amerikanische Philosophin Martha Craven Nussbaum vertritt in dieser Debatte eine differenzierte Position: Ausgehend von der Annahme, dass im Mittelpunkt stets der Maßstab des gleichen Respekts stehen müsse, der unabhängig von Geschlecht und Religionszugehörigkeit gilt, fordert sie, dass auch (und gerade) feministische Ansätze, die auf universal gültige ethische Normen mit interkultureller Relevanz zielen, die Differenziertheit innerhalb von Religionen sowie deren emanzipatorisches Potenzial stärker berücksichtigen sollten. Nussbaums eigene Gerechtigkeitstheorie will dies ermöglichen, indem sie die verschiedenen Lebenskontexte stärker in den Blick nimmt. Orientierungspunkt im sogenannten Fähigkeitenansatz ist die aristotelische Idee vom guten Leben, die verbunden wird mit dem liberalen Prinzip der freien Wahl eines Lebensmodells. Die politische Aufgabe besteht demnach in der Befähigung jedes einzelnen Menschen zur Wahl

und Verwirklichung eines guten Lebens, ohne dass dabei als Ausgangspunkt ein bestimmter kultureller bzw. religiöser Entwurf bevorzugt würde. Das Promotionsprojekt diskutiert, ob Nussbaums Fähigkeitsansatz überzeugender als andere Menschenrechtskonzeptionen sowohl feministische als auch religiöse Ansprüche integriert und den interkulturellen Austausch über Menschenrechte ermöglicht. Einen Anhaltspunkt bildet dabei die Annahme, dass einem überzeugenden Menschenrechtsentwurf eine Kritik der Polarisierungen, die sowohl die interkulturelle Universalismusdebatte als auch die Säkularismusdebatte prägen, vorausgehen muss. Erörtert wird daher, wie plausibel Nussbaum sich mit dieser Frage auseinandersetzt. Zudem muss auch Nussbaums eigene Religiosität berücksichtigt werden, da die Verweise auf ihre Erfahrungen mit dem liberalen Judentum nicht ohne Einfluss auf den Charakter ihrer Argumente bleiben.

*

Dieser letzte Teilbereich ermöglichte eine historische wie konzeptuelle Konkretisierung der Formeln von Kulturbegegnung und Interreligiosität. Automatisch ergab sich damit ein vergleichender Ansatz – allerdings nicht als Vergleich von Kulturtraditionen im landläufigen Sinne, sondern als Vergleich von Konstellationen und Situationen. Ein wichtiger Erfolg war die Herausarbeitung der Vielfalt an Akteurspositionen und an Aneignungsweisen des jeweils »Anderen« sowie des Weiterwirkens von kulturellen und hermeneutischen Traditionen in diesen Aneignungen. Gerade im Bereich der christlichen Missionierung zeigte sich ein enormes Spektrum in beiden Hinsichten. Die positiv oder negativ konnotierte Zuschreibung von *agency* vornehmlich an die Seite der christlich-westlichen Kolonisateure wurde abgelegt; die auf Indien fokussierte Suche nach mystischen Erfahrungsquellen wurde analytisch ernst genommen. Verschiedentlich tauchte das Theorem alternativer wie auch religiös inspirierter Universalisierungen auf, das von hoher Bedeutung für die Individualisierungsproblematik ist, gleichzeitig aber weit über diese Thematik hinausweist. Ähnlich dem vorangehenden Teilbereich wäre das strukturbildende Potential dieses Arbeitsbereiches, der in vielem ganz neue Forschungswege auftut, in der Fortführung unserer Arbeit weiter zu verdichten. Neben der komparativen Arbeit ist hier insbesondere die Verstärkung eines wissenschaftsgeschichtlichen Fragens zu nennen, das die Grenzen üblicher »Forschungsgeschichte« mit europäischen Forschungspositionen des 19. und 20. Jahrhunderts überschreitet.

2.4 Liste der zwanzig wichtigsten Publikationen der Kolleg-Forschergruppe

Robert N. Bellah und Hans Joas (Hg.), *The Axial Age and Its Consequences*, Cambridge: Harvard University Press 2012.

Hermann Deuser und Saskia Wendel (Hg.), *Dialektik der Freiheit. Religiöse Individualisierung und theologische Dogmatik*, Tübingen: Mohr Siebeck 2012.

- Martin Fuchs, »Diskontinuierliche Prozesse. Die transformative Kraft der Übersetzung«, in: Christian Alvarado Leyton und Philipp Erchinger (Hg.), *Identität und Unterschied. Zur Theorie von Kultur, Differenz und Transdifferenz*, Bielefeld: transcript 2010, 113–131.
- Hans Joas, *Die Sakralität der Person. Eine neue Genealogie der Menschenrechte*, Berlin: Suhrkamp 2011.
- Hans Joas, *Glaube als Option. Zukunftsmöglichkeiten des Christentums*, Freiburg: Herder 2012.
- Hans Joas, José Casanova et al., *Religion und die umstrittene Moderne*, Stuttgart: Kohlhammer 2010.
- Hans Joas und Andreas Pettenkofer (Hg.), Special Issue: Review Symposium on Hugh McLeod, The Religious Crisis of the 1960s, *Journal of Religion in Europe* 5.3 (2012).
- Dagmar Gottschall, Yoshiki Koda und Dietmar Mieth (Hg.), *Meister Eckharts »Reden an die Stadt«* (Jahrbuch der Meister-Eckhart-Gesellschaft 6), Stuttgart: Kohlhammer 2012.
- Britta Müller-Schauenburg und Dietmar Mieth (Hg.), *Mystik, Recht und Freiheit*, Stuttgart: Kohlhammer 2012.
- Martin Mulrow, *Prekäres Wissen. Eine andere Ideengeschichte der Frühen Neuzeit*, Berlin: Suhrkamp 2012.
- Kalpna Ram, *Fertile Disorder. Spirit Possession in the Lives of Rural Tamil Women and the Limitations of Modern Subjectivity*, Hawaii: University of Hawaii Press 2013.
- Eric Rebillard, *Christians and Their Many Identities, North Africa AD 200–450*, Ithaca: Cornell University Press 2012.
- Jörg Rüpke, *Religion in Republican Rome. Rationalization and Ritual Change*, Philadelphia: University of Pennsylvania Press 2012.
- Jörg Rüpke, *Aberglauben oder Individualität. Religiöse Abweichung im römischen Reich*, Tübingen: Mohr Siebeck 2011.
- Jörg Rüpke, »Starting Sacrifice in the Beyond. Flavian Innovations in the Concept of Priesthood and Their Repercussions in the Treatise ›To the Hebrews‹«, *Revue d'histoire des religions* 229 (2012), 5–30.
- Magnus Schlette, *Die Idee der Selbstverwirklichung. Zur Grammatik des modernen Individualismus*, Frankfurt am Main: Campus 2013.
- Magnus Schlette und Gerald Hartung (Hg.), *Religiosität und intellektuelle Redlichkeit*, Tübingen: Mohr Siebeck 2012.
- Thomas Schmidt und Tobias Müller, *Ich denke, also bin ich Ich? Das Selbst zwischen Neurobiologie, Philosophie und Religion*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2011.
- Wolfgang Spickermann und Jörg Rüpke (Hg.), *Religious Individuality. Forms, Contexts, Media Reflections on Religious Individuality: Greco-Roman and Judaeo-Christian Texts and Practices* (Religionsgeschichtliche Versuche und Vorarbeiten 62), Berlin und New York: de Gruyter 2012.

Wolfgang Spickermann (Hg. in Verbindung mit Leif Scheuermann), *Keltische Götternamen als individuelle Option?* Akten des 11. internationalen Workshops »Fontes Epigraphici Religionum Celticarum Antiquarum« (Osnabrücker Forschungen zu Altertum und Antike-Rezeption 18), Rahden/Westfalen 2013.

3 Fazit/Ausblick

Die Kolleg-Forschergruppe hat in der ersten Förderperiode Individualisierungen im Medium der Religion und deren Folgen für die Veränderung von Religion, also in ihrer religionsgeschichtlichen Dynamik untersucht. Ausgangspunkt der KFG war die Infragestellung der These, dass »Individualisierung« als ein untrennbar mit »Modernisierung« verbundener Makroprozess zu verstehen sei, der religiöse Wurzeln habe, kontinuierlich verlaufe, charakteristisch allein für die Geschichte der europäisch-westlichen, speziell protestantischen »Moderne« sei und zugleich universale Bedeutung besitze (auch wenn über den genauen historischen Einsatzpunkt dieses Prozesses unterschiedliche Ansichten bestehen). Die differenzierten historischen Untersuchungen von Prozessen religiöser Individualisierung »vormoderner« und außereuropäischer Gesellschaften im Rahmen der KFG erlauben es jetzt, diese These in ihren Zuspitzungen auf einen einheitlichen Prozess, ihre ausschließliche Verbindung mit Europa oder gar dem Protestantismus und ihrer Gleichsetzung mit Modernisierung begründet zu bestreiten. Die analytische Unterscheidung dreier sozialer Dimensionen (Praktiken, Institutionen, Diskurse) erlaubte einen kontextsensibleren und differenzierten Zugang zu Phänomenen religiöser Individualisierung: Als religiöse Individualisierung wurden dabei diejenigen Prozesse verstanden, die auf der Ebene von Praktiken und Institutionen die individuellen Artikulationsmöglichkeiten religiöser Erfahrungen und die Ausbildung einer religiösen Identität verbessern, individuelle Spielräume religiösen Handelns erweitern und individualisierende Gestaltungspotentiale von religiösen Traditionen institutionell verbreitern. Auf der Ebene von Diskursen entsprechen der »religiösen Individualisierung« Aussagen in den bearbeiteten historischen Feldern, die diesen Prozess positiv bewerten oder fordern. Solche Praktiken, Institutionen und Diskurse können in unterschiedlichen Konfigurationen auftreten.

Die Bedeutung religiöser Individualisierung ergibt sich aus der Annahme, Religion sei ein privilegiertes Symbolisierungsmedium für den Zusammenhang zwischen Individuum, Gesellschaft und einem übergreifenden Ganzen. Gerade Religionen erweisen sich historisch als Handlungsfelder, in denen sich neue Formen und (reflexive) Freiräume individuellen Handelns, neue Rollen und alternative Weltbilder sowie neue Selbstkonstruktionen bis hin zu Dissidenz entwickeln können. Dies ist nicht zuletzt der Einbeziehung einer dritten Dimension in die Thematisierung des Verhältnisses von Individuum und Gesellschaft geschuldet: dem Austausch mit Gott oder Göttern oder mit dem, was

wir unpräzise und verallgemeinernd als »das Transzendente« bezeichnen. Zugleich erweist sich Religion interaktionstheoretisch aber auch als jenes Feld, in dem es zu De-Individualisierungsprozessen kommen kann. Religion kann Uniformität zu erzwingen versuchen oder Individualisierungsgewinne im Zuge von Normierungen aufzufangen suchen, etwa indem Gott und Götter als (Beobachtungs-)Instanzen postuliert werden, die bestimmte Verhaltensformen sanktionieren und auch das bestrafen, was nur sie selbst sehen können.

Die vielfältigen Ergebnisse der Studien zu einer großen Fülle von Einzelphänomenen religiöser Individualisierung in unterschiedlichen Epochen und Kulturen können durch die Differenzierung von zentralen individualisierungstheoretischen Begriffen (3.1), von Diskursen über religiöse Erfahrungen (3.2), von Handlungsdimensionen (3.3) und von Prozessen religiöser Individualisierung (3.4) strukturiert werden. Pauschalisierende Theorien über Individualisierung und entsprechende universalgeschichtliche Konstruktionen wurden, so lassen sich die Untersuchungen und Befunde zusammenfassen, durch die Frage nach den Bedingungen und Formen von Individualisierungsschüben wie -verlusten und nach der Tradition und Diffusion von religiösen Individualitätskonzepten ersetzt, wodurch insgesamt ein sehr viel nuancierteres Bild von »religiöser Individualisierung in historischer Perspektive« entstand.

3.1 Begriffe

Als produktiv erwies sich die in der ersten Förderperiode erarbeitete Präzisierung der Unterscheidung zwischen Individualität, Individuierung, Individualisierung und schließlich Individualismus. Individualität gibt es in allen Gesellschaften und Kulturen. Menschen sind als soziale Wesen zwar in ein soziales Umfeld eingebettet, in ihrer personalen Eigenheit oder Identität sind sie jedoch Individuen bzw. besitzen sie Individualität. Individualität in diesem allgemeinen Sinne entfaltet sich im Verhältnis zu bestimmten sozialen Rollen, sozialem Status und oft genug dem Geschlecht und verlangt hermeneutische wie institutionelle Spielräume. Mit Individuierung soll der Prozess der Selbstwerdung oder Entwicklung einer personalen Identität bezeichnet werden. Er setzt auf dem ontogenetischen Prozess des Individuums auf. Das verweist auf die Eigenleistung an Sinnzuschreibung, die sich in der Lebensführung bewähren muss. Individualisierung wird nicht – wie häufig zu lesen ist – als ein kontinuierlicher, quasi überhistorischer sozialer Prozess aufgefasst, sondern als aus kontingenten Konstellationen resultierende Prozesse, in denen Individuen zu zentralen Bestimmungsgrößen der Vergesellschaftung und ihrer eigenen Lebensführung werden. Dies zeigt sich an unterschiedlichen Phänomenen wie der zeitweiligen oder dauerhaften Herauslösung des Einzelnen aus traditionellen sozialstrukturellen, religiösen und kulturellen Milieus, dem Verlust von oder bewussten Verzicht auf eingeführte Routinen, herrschende Sitten oder Normen und der Erweiterung von Handlungs-, Entscheidungs- und Gestaltungsoptionen – gerade auch im religiösen Bereich.

Individualismus schließlich tritt als Selbststilisierung der sogenannten »Moderne« auf, als das aufgeklärte Konzept von freiem Willen, Autonomie, Rationalität, Freiheit von sozialen Zwängen. Als soziales Deutungsmuster kann er dann spezifische Einstellungsmuster der Lebensführung hervorbringen. Er ist als expressiver sowie als possessiver Individualismus und Egoismus mit dem Kapitalismus, der Marktwirtschaft und der Lohnarbeit verbunden, kann sich aber auch mit Vorstellungen von einer unsterblichen Einzelseele, vom Individuum als Basiseinheit der Heilsgeschichte und vom Einzelmenschen in der Nachfolge Christi verbinden – Zusammenhängen, wie sie etwa bei der Verbindung von christlicher Mission und europäischem Kolonialismus zu beobachten sind.

3.2 Diskurse über religiöse Erfahrungen

Die ausgewählten Untersuchungen zu Diskursen über religiöse Erfahrungen wurden schnell fündig. Schon in der mediterranen Antike, etwa bei Platon und Cicero oder in den spätantiken Gesetzen des 4. Jahrhunderts n. Chr. (Codex Theodosianus), wurde die Annahme geteilt, dass authentische und individuell verbindliche religiöse Kommunikation von Einzelnen mit dem Göttlichen möglich ist, wenn auch die Legitimität im Einzelfall bestreitbar blieb. Diese Unmittelbarkeit des Individuums zum Göttlichen wurde ebenso in der indischen *bhakti* spätestens seit dem 7. Jahrhundert wie auch im 13. und 14. Jahrhundert von den großen Mystikerinnen und Mystikern der unterschiedlichen Bettelorden in Europa gelehrt und gelebt. In vielen religiösen Kontexten wurden Individualisierungsoptionen entwickelt; dies geschah häufig in selbstreflexivem, intellektuellem wie praktischem Austausch mit anderen religiösen Traditionen.

Die Diskurse über religiöse Erfahrungen innerhalb des institutionalisierten religiösen Feldes fanden Fortsetzungen im intellektuell-akademischen Diskurs. Der (klassische) amerikanische Pragmatismus (Peirce, Royce, Mead sowie vor allem James und Dewey) erweist sich als sensible Individualisierungstheorie, die sowohl die Erkenntnisse moderner Natur- und Sozialwissenschaften als auch die (religiösen) Erfahrungen der Akteure zu integrieren imstande ist. Im Gegensatz zu den Schulbildungen der kontinentalen europäischen Philosophie treten im Pragmatismus Wissenschaftstheorie und lebensweltliche Existenz nicht auseinander, sondern noch das religiöse Selbst wird pragmatistisch gesehen, eingebettet in der basalen Relation von Glauben und Handeln. »Individualisierung« wird damit zugleich zu einer sozialen und ethischen Herausforderung im kritischen Selbstbewusstsein der Wissenschaften. Das religionstheoretische Denken des amerikanischen Pragmatismus, so zeigte sich, ist eine Form der Selbstvergewisserung seiner Protagonisten über gesellschaftliche und kulturelle Modernisierungsprozesse. Allerdings werden Letztere weder abstrakt negiert noch wird aus ihnen die Konsequenz der Preisgabe von Religion und Religiosität gezogen. Stattdessen trägt der Pragmatismus zu einer Vermittlung von Religion und Modernisierungsprozessen durch ein phänomenologisch,

handlungstheoretisch und semiotisch anspruchsvolles Konzept von Individualisierung unter Einbeziehung religiöser Erfahrungen bei.

Insgesamt zeigt die Arbeit der KFG mit Blick auf die Artikulation religiöser Erfahrungen, dass diese sowohl in vormodernen wie in modernen Kulturen artikuliert wurden und werden und es immer wieder Phasen einer Intensivierung und positiven Bewertung dieses individuellen Zugangs zum Transzendenten gab.

3.3 Handlungsdimensionen

Als zentrale Einsicht der ersten Förderperiode ergab sich, dass die Annahme eines einheitlichen Phänomens von »Individualisierung« dahingehend differenziert werden muss, dass es unterschiedliche Formen und Motive individueller Praktiken und unterschiedliche Handlungstypen gibt und diese nicht sofort als Facetten eines einheitlichen Prozesses nivelliert werden dürfen. Aus unterschiedlichen Kontexten wurden so Elemente für mögliche Typologien gewonnen, die sich beispielsweise an den Fragen orientieren, wie die Akteure in ihren sozialen Beziehungen wahrgenommen werden und in welchen religiösen Relationen sie sich selbst verorten.

Für die römische Antike erwies sich die Unterscheidung von pragmatischen (d.h. durch Situationen erzwungenen), kompetitiven (vor allem den statusbewussten Umgang von Aristokraten betreffenden) und paradigmatischen (d.h. normative Geltung heischenden) Formen von religiösen Handlungen als hilfreich. Hier ermöglichte religiöse Individualisierung zunächst vor allem die Ausweitung sozial beschränkter Rollen, gerade auch für Frauen, aber auch für männliche Mitglieder insbesondere der Oberschichten. In der Periode der römischen Kaiserzeit eröffneten sich auch zunehmend Handlungsoptionen an der Grenze zwischen lokalen politischen Einheiten und dem Imperium.

Im Fall der *bhakti* steht im Zentrum die devotionale Form von religiösen Handlungen derer, die sich Gott oder dem Höchsten in Liebe verbunden sehen und ganz hingeben. Zugleich artikuliert sich hier eine Haltung der weiter in Alltagspflichten eingebundenen Menschen, die dieses Streben in abgeschwächter Form zu realisieren suchen. Nochmals zugespitzt ist die Form devotionaler Suche in der Gestalt exemplarischer Frauen, die, anders als Männer, gezwungen sind, die ihren Lebensraum einschränkenden sozialen Rollenerwartungen ganz zu negieren.

Typologisch erschlossen wurden in der Arbeit der KFG auch die unterschiedlichen Perspektiven des expressiven Handelns, etwa in der Mystik. Von der römischen Antike über das Spätmittelalter bis zur indischen *bhakti* erwies sich die Rolle des »Ich« in Texten, Poemen und Gesängen als wichtige Ausdrucksform religiöser Individualität und zugleich als Ansatzpunkt für selbstreflexive Diskurse über individuelle religiöse Kompetenz und Verantwortlichkeit. Die seit der Aufklärung vermehrt zirkulierenden literarischen und essayistischen Genres wie Brief- und Reiseliteratur, Tagebücher und andere Ego-Dokumente zeugen von einer selbstreflexiven Rückwendung des Subjekts auf sich

selbst, das sich verstärkt in seiner historischen Rolle begreift und Handlungs-, Deutungs- und Gestaltungsmöglichkeiten auslotet. Die Neubelebung des Buddhismus unter den Dalit im 20. Jahrhundert löste eine Welle autobiographischer reflexiv-sozialkritischer Literatur aus. Damit wurde aber auch deutlich, wie wichtig es ist, den Grad von Schriftlichkeit einer Gesellschaft bei der Untersuchung von Individualisierungsprozessen und ihrer sozialen Reichweite zu berücksichtigen.

Den »vorbildlichen« Autoren und Autorinnen (etwa Heiligen) kam besondere Bedeutung zu in der Kommunikation Einzelner oder (politischer) Gemeinschaften mit ihrem Gott oder Göttern. Die Ausbildung individualisierter Formen von religiösen Praktiken baut darauf auf; entsprechend breit ist auch das Spektrum ritueller Kommunikation mit Gottheiten. Es scheint sinnvoll, von solchen Formen expressiven Handelns einen eigenen Typ visionären Tuns mit einer eigenen Legitimität zu unterscheiden. Hier erwiesen sich als herausragendes Mittel individueller Kommunikation mit transzendenten Mächten Träume, Visionen und Besessenheit, also in besonderer Weise verkörperte Handlungsformen, wie sie – Kalpana Ram hat uns das in ihrer Deutung von Besessenheit als Modernisierungsphänomen vorgeführt – oft für weibliche Offenbarungsträger typisch ist. Daneben zeigt sich in vielen Kontexten und Epochen ein besonderes Interesse am Umgang mit dem kranken und toten Körper (auch als Medium zur Kontaktaufnahme mit Verstorbenen) sowie an Strategien der Repräsentation von Personen als Körper in religiösen Kontexten, etwa in Gestalt der weit verbreiteten Praxis, Körperteile bzw. deren Repräsentationen als Reliquien bzw. »Votivgaben« in Heiligtümern oder Kirchen zu deponieren. Diesen Zusammenhängen von religiösem Umgang mit dem Körper und Individualisierung wird noch weiter nachzugehen sein.

Ohne sämtliche religiöse Individualisierungsformen darauf reduzieren zu können, zeigen sich doch in den verschiedenen Handlungskontexten und Epochen jeweils hervorstechende individualisierte Persönlichkeitsprofile und Handlungstypen, bevorzugte Handlungsbereiche und Artikulationsmuster. Dabei werden zugleich positionale Differenzen sichtbar, status- wie genderbezogen. Religiöse Spezialisten und Einzelgänger, die als individuell agierende Vorreiter handeln (ob kompetitiv oder paradigmatisch), können hier von religiösen »Laien«, die Vorbildern folgen und dabei selbst individuelle religiöse Handlungsoptionen erproben, unterschieden werden. Dabei müssen auch bevorzugt einem oder beiden Geschlechtern zugängliche individuelle Sozial- und Handlungsformen differenziert werden.

Typenbildung und Isolierung von häufigen Motiven kann nicht ohne Blick auf die Verflechtungen betrieben werden, in die Individualisierungsprozesse eingebettet sind. Gerade im Blick auf Kulturbegegnung und Interreligiosität konnte gezeigt werden, welche Vielfalt an Akteurspositionen und an Aneignungsweisen des jeweils »Anderen« herrscht und wie stark kulturelle und hermeneutische Traditionen in diesen Aneignungen weiterwirken. Die Komplexität dieser Prozesse zeigt sich auch darin, dass die Eigenzuschreibung von *agency* – um den zentralen Begriff der englischsprachigen Theorie-

batte aufzugreifen, dem wir »Individualisierung als das analytisch komplexere Instrument vorziehen – immer wieder mit religiös inspirierten Prozessen von Vergemeinschaftungsversuchen (etwa durch universale Normen) interferiert.

3.4 Prozesse religiöser Individualisierung

Von zentraler Bedeutung für die Arbeit war die Identifizierung komplexer sozialer Prozesse der Individualisierung, daher werden die Ergebnisse dieses Unterpunktes ausführlicher vorgestellt. Die »Achsenzeit« stellte den Ausgangspunkt unseres historischen Zugriffs dar und bestimmte auch den geographischen Ausgriff der KFG. Die Entdeckung von Transzendenz und der Möglichkeit theoretischer Reflexion auf praktisches Handeln kann als ein wichtiger Schritt religiöser Individualisierung gedeutet werden: Diskursiv, aber auch in den assoziierten gesellschaftlichen Veränderungen, verstärken sich individuelle Möglichkeiten von Detraditionalisierung. Das Konzept der Achsenzeit, das im Rahmen der KFG durchaus kontrovers diskutiert wurde, erlaubt die komparative Erschließung sehr unterschiedlicher Kontexte und Epochen, ohne deren jeweilige Spezifik zu verdecken. Das historische und religiöse Erbe der Achsenzeitkulturen spiegelt sich darüber hinaus in universalistischen, die Grenzen der eigenen Gesellschaft überschreitenden Ethiken und kulturellen Selbstbildern; die Idee der Achsenzeit selbst kann aber auch als Stellungnahme in einem religiösen Diskurs gedeutet werden.

Für viele der von uns in den Blick genommenen Epochen europäischer und indischer Geschichte eröffnet die Frage nach der religiösen Individualisierung neue Perspektiven auf bestehende religionsgeschichtliche Befunde. Das gilt für die mediterrane Antike, die Spätantike, das europäische Mittelalter und die Frühe Neuzeit wie für bestimmte Perioden der indischen Religionsgeschichte, die sich nicht sinnvoll in ein enges Epochenraster zwingen lässt. Individualisierung lässt sich dabei keineswegs als historischer Großtrend behaupten; De-Individualisierungsprozesse (wie Standardisierungs-, Disziplinierungs- oder Zentralisierungsprozesse) laufen immer parallel. Individualisierungsschübe erwiesen sich daher bei eingehender Betrachtung und bei der Berücksichtigung gegenläufiger Prozesse als ambivalent oder nicht selten sogar paradoxal: Die Eröffnung von individuellen Spielräumen und die Möglichkeit religiöser Wahlfreiheit trat nicht selten in ein Wechselverhältnis mit den Homogenisierungsbestrebungen innerhalb verschiedener religiöser (wie nicht-religiöser, etwa Gilden, Kasten) Vergemeinschaftungen.

Für die Spätantike beispielsweise ist im Blick auf die Spannung zwischen Normierung und Individualisierung auf die verschiedenen institutionellen Ebenen – von besonderer Bedeutung ist hier das Recht, aber auch die Organisation von Kirchen – und verschiedenen Medien – Texte, aber auch Architektur hinterlassen bleibende Spuren – hinzuweisen. Auch in den religiösen Bewegungen des Spätmittelalters bedeutet Individualisierung die Suche nach religiöser Freiheit innerhalb eines sich immer mehr normativ verfestigenden staatlich-kirchlichen Bezugssystems (Juridifizierung, Bürokratisierung, Verschulung des

Glaubens, Ausgrenzungen). Unser Zugriff hat hier die Außenperspektiven etwa inquisitorischer Quellen durch die konsequente Frage nach individuellen Motiven und deren Veränderungen ersetzt und zu Neuinterpretationen von Texten aus dem Bereich der Mystik und mittelalterlichen religiösen Bewegungen geführt. Im Rahmen der religiösen, rechtlichen und sozialen Ausdifferenzierungsprozesse, die das spätere Mittelalter prägen, konnten darüber hinaus Hinweise darauf gefunden werden, dass in normierend-restriktiven Kontexten, konkret dem Kontext der Exkommunikation, Konzepte des Selbst mobilisiert wurden, um individuelle Freiräume zu schaffen und zu behaupten. In den Selbstaussagen Exkommunizierter wurde der eigene Wille gegen die mit sozialen Rollen verbundenen Pflichten aufgewogen.

Gerade hier zeigt sich die wechselseitige Verschränkung von Individualisierungs- und Vergemeinschaftungsprozessen. Die je eigene reflexive Bewusstwerdung abweichender religiöser Positionen geschieht durch differenzsensible Wahrnehmung der Grenze zu einem Anderen, sei dies ein anderer Kult oder eine andere religiöse Praxis, eine andere religiöse Tradition oder eine von einem als gemeinsam verstandenen Glauben abweichende theologische Lehre. Die Institution ist dann aber nicht einfach als »Bremse« der Individualisierung zu betrachten, sie ist unter Umständen sogar der Motor und, auf eine paradoxe Weise, der »Rahmen« dieses Vorganges der – im Wortsinn – Auseinandersetzung.

Für die Frühe Neuzeit konnten vergleichbare Beobachtungen gemacht werden. Was üblicherweise als Epoche mit gesteigerter Individualisierungstendenz gedeutet wird, erweist sich bei näherem Hinsehen als ein dynamischer Prozess der Wechselwirkung von Normierung und Individualisierung. Die schon in der Antike und im Mittelalter vorhandenen Individualisierungstendenzen wurden unter den für die Frühe Neuzeit charakteristischen Bedingungen der Beschleunigung von Verstaatlichung und Konfessionalisierung fortgeführt und zum Teil dramatisch verschärft. Die zunehmende religiöse Individualisierung seit der »Reformation« bringt neue kollektive Zwänge hervor, insofern die Autoritäten seit dem Bauernkrieg und dem Wiedertäuferreich von Münster Angst vor den Konsequenzen neuer oder intensivierter Formen religiöser Individualisierung haben. Daher entstehen durch das Wechselspiel zwischen der Sozialdisziplinierung werdender Staaten und den durch Konkurrenz in ihrer Existenz bedrohten Kirchen Konfessionen, die insofern individualisierend wirken, als sie dem Einzelnen ein viel bewussteres Bekenntnis und einen bewussteren Vollzug von Religion abverlangen; während ihres Fellowship hat das Nicole Reinhardt an der Untersuchung der Rolle der königlichen Beichtväter aufgezeigt. Die Intensivierung der Normsetzung erfasste alle materiellen und geistigen Institutionen, zu denen auch Gewissen und Politik, Literatur, Kunst (etwa in der Darstellung des Menschen) und akademische Disziplinen oder auch der Glaube an ein normiertes Konstrukt von »Hexerei« zählen, welches nicht selten die Verfolgung/Kriminalisierung von Formen individualisierter Religiosität bedingte. Der Zwang zur Normbefolgung schlug gewissermaßen um in Versuche individueller und oft auch

kreativer Aneignung von Normen. Dieser dynamische Zirkel veränderte langfristig wiederum die Produktion der Normen und das Verhältnis von Institution und Individuum: So ergibt sich eine neue Perspektive auf die Ursachen und Bedingungen der frühneuzeitlichen Prozesse moralischer, epistemischer und religiöser Pluralisierung und Diversifikation.

Auch für die Aufklärung gilt, dass ihre Wechselbezüglichkeit von Religion und Religionskritik nicht auf die Durchsetzung agnostischer, atheistischer und schließlich religiös indifferenter Einstellungen und Überzeugungen, kurzum auf »Säkularisierung« reduziert werden darf. Vielmehr bildet dieses Wechselspiel einen Motor auch der religiösen Individualisierung. So zehrt die Wertordnung der modernen säkularen Gesellschaft noch von religiösen Ressourcen. Diese Wertschätzung des Individuums entstand gerade, indem der argumentative Zwang zur Rückbesinnung auf den Kern religiöser Botschaften etwa in Reflexivierung, Emotionalisierung und Entmythologisierung das religiöse Individuum in das Zentrum gerückt hat. Weitere Beobachtungen treten hinzu. Gerade die Aufklärung, deren Formulierung und Verbriefung individueller Rechte als zentraler Prozesstyp von Individualisierung gewertet wird, stößt eine Juridifizierung an, die der Verschärfung institutioneller Zwänge eine neue Form verleiht. Für die zukünftige Arbeit der KFG ist das umso interessanter, als es ebenso die staatliche Regelung von Religion wie auch religionsinterne Prozesse betrifft: Die Rechtfertigung allein aus dem Glauben für den Einzelnen findet einen Niederschlag im kanonischen Rechtsverständnis (Müller-Schauenburg). Für die weitere Arbeit der KFG verdient auch das 18. Jahrhundert und die Folgezeit eine intensivere Bearbeitung, als es die personelle Konstellation der ersten Förderperiode erlaubte.

Die »kulturelle Doppelrevolution« (Gangolf Hübinger) um die Wende zum 20. Jahrhundert verbindet dann zwei für Individualisierungsprozesse höchst bedeutsame gesellschaftliche Entwicklungen: Erstens kommt es zu einer deutlichen Neuorientierung sozialer Wissensformen durch die erkenntniskritisch begründeten Wissenschaften, verbunden mit der Entstehung neuer wissenschaftlicher Disziplinen wie der Soziologie, der Religionsphilosophie, der Religionspsychologie oder der Wissenschaft vom Judentum, womit der Heterogenität und Pluralität von Weltbildern und Lebensstilen Rechnung getragen wurde. Zweitens führen Industrialisierung, Verstädterung und Kapitalisierung des Lebens um die Jahrhundertwende zu sozialen, kulturellen und politischen Differenzierungen und Dynamisierungen: Schichtengrenzen werden durchlässiger, die starren Grenzen der Ständegesellschaft lösen sich allmählich auf und führen den Umbruch von der bürgerlichen Elitekultur zur industriellen Kultur der Massenkommunikation herbei. Darüber hinaus steigen die Naturwissenschaften zu den Leitwissenschaften auf, die auch die aufklärerische Religionskritik zu einer grundsätzlichen Bestreitung eines Realitätsgehaltes der kollektiv tradierten religiösen Überzeugungen verschärfen. Der Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert erweist sich als zentrale Umbruchphase für Individualisierungsprozesse, denn die der europäischen Aufklärung folgenden zweihundert Jahre brachten

in der sozialen Sphäre die Pluralisierung von Lebensstilen, in der politischen Sphäre eine Erweiterung an Weltanschauungs- und Deutungsmöglichkeiten. Im religiösen Bereich führten sie sowohl innerhalb des angegriffenen Christentums wie auch durch den sich intensivierenden Austausch mit nicht-christlichen religiösen Traditionen zu einer Zunahme von Optionen (unter Einschluss der säkularen Option) – verbunden mit gesteigerten Anforderungen an gelingende Selbstverwirklichung, Selbstbehauptung und Selbstreflexivität.

Die religiösen Entwicklungen in Indien verweisen auf ein anderes Spektrum und andere genealogische Linien der Individualisierung, auch wenn es partielle Ähnlichkeiten zwischen indischen und europäischen Erfahrungen und Ideen gibt. Die zur zirkummediterranen, westasiatischen und europäischen Geschichte weitgehend parallel verlaufenen religiösen Individualisierungsprozesse in Indien wurden bislang eher im Rahmen der Beschäftigung mit zentralen Texten und den darin artikulierten soteriologischen und metaphysischen Konzeptionen erörtert; der Fokus wurde auf die Konzepte und Praktiken einer religiösen, vornehmlich »asketischen« Elite gelegt. In den regional und epochal unterschiedlichen *bhakti*-Strömungen erschließen sich aber individualisierte Erfahrungen des Göttlichen, die zugleich breitenwirksam und zum Teil elitenkritisch waren und in bestimmten Fällen neue Formen von Sozialität konstituierten. Die *bhakti* erlaubte auf immer neue Weise die Ausbildung von Möglichkeiten, aus rigiden religiösen wie sozialen Einengungen und Hierarchisierungen auszubrechen, persönlich in Kontakt mit dem Höchsten zu treten, dadurch einen Anspruch auf individuelle Würde zu artikulieren und Gemeindeformen auf interpersonaler Ebene zu konstituieren. Auch im Fall der *bhakti* wie auch des reformierten Buddhismus zeigen sich gegenläufige Prozesse der Vergemeinschaftung, Normierung und Disziplinierung, welche die Individualisierungstendenzen immer wieder einholen. Dennoch haben sie nie das Potential individueller Autonomie auf Dauer stillzustellen vermocht und sorgten damit für »social empowerment« von Menschen, die nicht zur sozialen oder intellektuellen Elite gehör(t)en. Für die koloniale Zeit waren transkulturelle Austauschprozesse zwischen indischen und westlich-christlichen religiösen Konzeptionen und Traditionen kennzeichnend, die das Individuum in den Mittelpunkt stellten und die an beiden kulturgeographischen »Enden« initiiert wurden.

Als besonders ergiebig erwies sich daher die vergleichende Betrachtung paralleler, teilweise auch miteinander verwobener Individualisierungsprozesse zum einen in den Regionen, die von vielen noch immer als typische Orte der Modernisierung begriffen werden (Europa), zum anderen in einer Großregion, die vielfach als Beispiel einer kolonialen und insofern derivativen Modernisierung gilt (Indien).

Die KFG erweiterte ihre Diskussionen in diesem Fall durch Einbeziehung weiterer Weltregionen im Rahmen einer großen internationalen Konferenz zum Individualisierungspotential christlicher Mission. Die Konferenzbeiträge lenkten den Blick auf die überraschende Vielfalt an Interaktionen zwischen christlichen und nicht-christlichen

Religionen und das Spektrum von Individualisierungs- wie auch Gemeindebildungsprozessen. In all diesen Konstellationen zeigte sich auf christlicher wie auf nicht-christlicher Seite ein neuer Akzent auf ethischen Fragen sowohl im Blick auf den Einzelnen als auch auf neue Formen von Intersubjektivität. Auf beiden Seiten und in der Verflechtung beider Seiten waren neu aufkommende oder bereits historisch entwickelte religiöse Optionen, aber auch wechselseitige Verhärtungen und sich daraus ergebende Handlungseinschränkungen zu beobachten. Die Rede vom »Überleben vormoderner Religions- und Sozialformen« unter modernen Bedingungen erwies sich dabei als irreführend.

Der gegenwärtige Religionsdiskurs schließlich zeichnet sich – unter den Bedingungen einer hohen Kontingenz und eines gestiegenen Kontingenzbewusstseins und dem dadurch gegebenen generellen Glaubwürdigkeitsverlust teleologischer und evolutionistischer Geschichtsvorstellungen – durch die Befürchtung aus, dass unter radikal säkularisierten Bedingungen keinerlei moralisches Handeln stabilisierbar sei. Diesem Eindruck widerspricht Hans Joas und entwickelt in seinen Arbeiten eine differenzierte Sicht auf die Verschränkungen von Individualisierungs- und Säkularisierungsprozessen.

Zusammenfassend lässt sich formulieren: Der Kolleg-Forschergruppe gelang es, während der ersten Förderphase die (Doppel-)These zu widerlegen, dass religiöse Individualisierungs- und Modernisierungsprozesse untrennbar verbunden seien und dass Individualisierungsprozesse speziell für die europäisch-nordamerikanische Entwicklung kennzeichnend gewesen seien. An die Stelle der These der Einmaligkeit des modernen europäisch-nordamerikanischen Individualisierungsprozesses trat in der Arbeit der KFG die Erkenntnis und Erkundung einer Vielfalt an Prozessen religiöser Individualisierung, die jeweils von spezifischen Bedingungen und Kontexten geprägt waren. Diskurse über religiöse Erfahrungen, vielfältige Handlungstypen und Prozesse religiöser Individualisierung verbinden sich in je spezifischer Weise mit gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und Entwicklungen. Zugleich wird damit die eurozentrische Übertragung dieser geschichtstheoretischen These fragwürdig. Verbunden ist damit ein zentraler Perspektivenwechsel auf der Ebene makrosoziologischer Annahmen: Die neue Skepsis gegenüber zu groben historischen Entwicklungskonzepten – in unserem Kontext neben der Individualisierungsthese die Säkularisierungsthese – drängt zu einer kontingenztheoretischen und kontextsensiblen Perspektive und verlangt, diese forschungspraktisch wie methodisch näher zu spezifizieren. Die wechselseitige Öffnung vor allem der Europa- und der Indien-zentrierten Forschung der KFG erlaubte Synergien und Erkenntnisgewinne, vor allem im Hinblick auf den konzeptionellen Vergleich und bezüglich der Entdeckung von Verflechtungen genealogisch ursprünglich separater religiöser Individualisierungsprozesse.